This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07139366 8

Symbolik der Schöpfung und ewige Natur.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

C-10
8664

CK
175

Symbolik der Schöpfung und ewige Natur.

Symbolik der Schöpfung

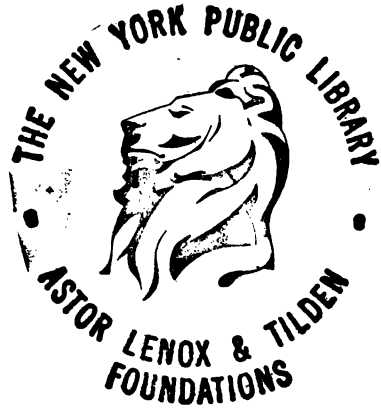
und

ewige Natur.

Von

F. Bettex.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1898.



Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

In einem ersten Band haben wir uns auf dem Gebiet des heutigen Naturstudiums umgesehen und seine Beziehungen zum Christentum und zum Materialismus betrachtet. In einem zweiten wurden das Naturgesetz und die Schäden einer Emanzipation von demselben beleuchtet. Hier möchte ich die dort schon angedeuteten Sätze weiter ausführen: Die Natur ist ein Symbol der Gottheit, jede ihrer Erscheinungen ein Buchstabe, ein Wort im großen Buche Gottes; ihre Gesetze sind Gedanken Gottes, folglich auch Gesetze des Geistes, folglich ewig; also dieselben nach denen wir einst drüben in der ewigen Natur leben werden.

Stuttgart, Dezember 1897.

F. Vettex.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Kapitel I.	Symbolik	7
„ II.	Kosmos	165
„ III.	Das Gesetz des Weltalls	261
„ IV.	Die ewige Natur	365

I.

Symbolik.

Was erzählt uns das Weltall, was der Stein und die Blume und das Tier, das Meer und der Berg und der Strom? Was sagen sie uns? — Denn das fühlen wir alle, Etwas sagen sie; sind nicht bloß als Theaterdekorationen da, damit die Welt nach hintenaus nicht so leer sei. Alle sehen sie uns an, als ob ein jedes sein Geheimnis hätte und gar zu gern es uns mitteilen möchte, und wir ..... verstehen sie nicht, und das quält uns. Wir alle ahnen die Symbolik des Weltalls.

Was ist Symbolik? — Die Lehre von den Symbolen oder Sinnbildern. — Ein Sinnbild ist das, was außer seiner ersten, in die Sinne fallenden, also konkreten Bedeutung noch eine zweite, tiefere, abstrakte besitzt, ist anders gesagt ein sichtbares Bild einer unsichtbaren Idee. So ist uns das Kreuz ein Symbol von Leiden, der Thron von Macht, das Schwert von Kampf und die Palme von Sieg. Was sind Krone und Scepter des Königs, Talar des Richters und Rock des Priesters, Kopfputz der Dame, Uniform des Soldaten und seine Fahne anders als Symbole, anders als ein äußeres Zeichen der inneren Idee, die ihnen erst den wahren Wert verleiht? — So sagt in Carlyle's Sartor resartus Prof. Diogenes T.: „Habe ich es nicht mit angesehen, wie 500 lebendige Soldaten

sich zum Futter für die Geier zusammenhauen ließen wegen eines Stücks farbiger Baumwolle, 1 Mk. 50 Pfg. wert nach Fabrikpreis!"

Aber nicht bloß solche Gegenstände, die durch Ideenassociationen uns etwas versinnlichen, sind Symbole; sondern „alles Vergängliche", sagt Goethe, „ist nur ein Gleichnis!" — Wessen? — Des Unvergänglichen. Diese Welt, die ganze Natur, die Schöpfung, ist also ein Symbol, ein Sinnbild einer höheren Welt, einer göttlichen Natur; sie ist ein göttliches Buch, jede ihrer Erscheinungen ein Wort, das eine Wahrheit enthält, und jede Wahrheit ein Symbol einer noch höheren Wahrheit; das Ganze ein wunderbares Denken Gottes. Alle sichtbaren Dinge sind Symbole. Was du siehst, ist nicht um seiner selbst willen da, ja im Grunde genommen, ist es überhaupt nicht da, d. h. es ist nicht, was du siehst, und nur sein symbolischer Wert, seine geistige Bedeutung, gibt ihm die Kraft zu sein, verleiht ihm seine Existenz, seine Gesetze, seine Sichtbarkeit.

Schauen wir tiefer, so finden wir, daß Symbol und Sache eins sind, weshalb auch in Wahrheit gesagt werden kann: es gibt keine Symbole, keine Bilder, sondern nur äußerliche Erscheinungen des tieferen Wesens, und jedes Bild ist zugleich auch Realität. So ist das Feuer ein Bild vom Zorn Gottes; aber richtiger, es ist der Zorn Gottes. So ist das äußere Licht ein Bild vom Lichte Gottes, das den Geist erleuchtet; aber noch wahrer: es ist ein Ausfluß, eine Ausstrahlung, eine Folge und eine Frucht des göttlichen Lichts.

Diese Ebenbildlichkeit der irdischen Schöpfung haben zu allen Zeiten tiefere Denker erkannt. Schon Heraklit sagt, vom Sichtbaren müsse man auf das Unsichtbare schließen. So lehrt Plato, die wahren Ideen, die Originale der Dinge seien im Himmel und ewig. So spricht die Kabbalah: „Alles,

was auf Erden ist, findet sich auch oben. Es gibt kein Ding unten, dessen Wurzel nicht oben ist." Und fast mit denselben Ausdrücken sagen die Vedas: „Die Welt ist wie ein ewiger Bananenbaum, dessen Wurzel oben ist, und dessen Zweige abwärts hängen." Die Druiden aber lehrten: „Was immer wechselt, wird nur erklärt durch das, was nie wechselt." So sagt der philosophus teutonicus Böhme: „So wir anschauen den gestirnten Himmel, die Elemente, sowohl die Kreaturen, auch Holz, Kraut und Gras, so sehen wir an der materialischen Welt das Gleichnis der paradiesischen unbegreiflichen Welt; denn diese Welt rührt her aus der ersten Wurzel, darinnen sie alle beide stehen." „In jedem äußerlichen Ding," spricht er weiter, „sind zwei Eigenschaften, eine aus der Zeit, die andre aus der Ewigkeit. Die erste Eigenschaft ist offenbar; und die andre ist verborgen; jedoch stellet sie auch ein Gleichnis nach sich in jedes Ding." — „Wie es in der Gewalt der Qualität drinnen stehet, also bezeichnet sich's in seiner äußerlichen Form und Gestaltnis, sowohl der Mensch in seinen Reden, Willen und Sitten; desgleichen auch ein Tier, item ein Kraut, und auch Bäume." — „Und es ist kein Ding in der Natur, das geschaffen oder geboren ist, es offenbare seine innere Gestalt auch äußerlich; denn das Innerliche arbeitet stets zur Offenbarung." (De signatura rerum, Kap. 1—4.) So schreibt Carlyle in Sartor resartus: „Das Universum ist nur ein großes Symbol Gottes. In und durch Symbole lebt, arbeitet und existiert der Mensch, bewußt oder unbewußt, und diejenigen Jahrhunderte achten wir die edelsten, welche am besten den symbolischen Wert erkennen und ihn am höchsten schätzen!" Und auch mancher nicht mystische Forscher hat es erkannt. So Goethe wie oben; so Carus: (Symbolik der menschlichen Gestalt): „Je tiefer die Natur und die Sinnesweise eines Menschen ist,

— keinerlei Ursächlichkeit im Anordnen der Dinge beimißt, sondern Luft und Äther und Wasser anführt und viel Wunderliches noch!" — Trifft auch bei unsern Gelehrten zu!

Daß wir nie auf Erden „ins Innere der Natur" dringen werden, wissen wir ja. Das Wesen der Körper und unsres Körpers werden wir erst dann erkennen, wenn wir einst außer ihnen und außer ihm stehen. Doch ist es schon Gewinn, wenn wir wissen, daß es ein Inneres gibt, und daß das Äußere Werk und Bild des Inneren ist, anstatt daß wir uns daran begnügen lassen, eine Rose sei eben eine Rose und ein Hund ein Hund. Gelingt es uns dann nur auch wie in einem Spiegel ein Weniges von den Beziehungen, vom Verhältnis dieses Inneren zu seinem Äußeren zu erkennen, ja nur zu ahnen, so sind wir eine Stufe weiter auf der Jakobsleiter gestiegen, welche die Erde mit dem Himmel verbindet.

* * *

Zur Symbolik, wie zu jeder Wahrheit, muß der Mensch sich emporarbeiten; dazu bedarf er des entsprechenden Sinns und Organs. Wie es unmusikalische Naturen gibt, die mit jenem Franzosen jede Musik als einen unangenehmen Lärm bezeichnen; wie es Farbenblinde gibt, die rot und grün nicht unterscheiden, so auch Menschen, die, weil sie nur im Äußeren leben, auch nur „sehen, was vor Augen ist" und die Meinung belächeln, daraus ließe sich ermessen, was unsichtbar im Menschen steckt. Solche „Gebildete" pflegen triumphierend anzuführen, wie ein Gall mit seiner Kranioskopie oder ein Lavater

in der Physiognomik und mancher Graphologe in der Deutung der Handschrift sich getäuscht haben; ungefähr, wie wenn einer erklärte, Jurisprudenz, Theologie und Medizin können nur Schwindel sein, weil täglich von Juristen unzutreffende Urteile gefällt — denn sie werden vom Appellationsgericht öfters verändert oder aufgehoben —; von Theologen falsche Exegesen geliefert — denn sie widersprechen sich gegenseitig — und von Ärzten unrichtige Prognosen, wie der Tod und die Autopsie beweisen, aufgestellt werden! — Solchen Leuten fehlt der angeborene Sinn für Symbolik. Ihnen ist ein Mensch wie ein andrer, nur daß der eine ein Soldat und der andre ein Tagelöhner ist. Von dem Besonderen aber, in dem dieser und jener lebt, und wessen Geistes Kind er sei und was seine geistige Atmosphäre, wonach seine Figur und seine Worte, sein Gang und seine Stimme duften und schmecken, haben sie keinen Eindruck. Sie lesen nicht in den tief eingesunkenen Augen, hervorstehenden Backenknochen, herunterhängenden Mundwinkeln eine ergreifende Geschichte von langem Leid und hoffnungslosem Gram. Ihnen erzählt der zugekniffene Mund mit den dünnen Lippen, die kleinen in tiefen Falten liegenden, unruhig blinzelnden Augen nichts von Habsucht, List und Betrug. Sie haben Augen und sehen nicht! Und doch! und weil es keinen Menschen gibt, der nicht unbewußt Symbolik treibt, rufen diese Verächter der Symbolik im nächsten Augenblick aus: „Bei dem hat man ja am Sehen genug!“ oder: „Der Kerl sieht aber dumm aus!“ oder: „Der kommt einmal hochmütig daher!“ und was derartige physiognomische und symbolische Urteile sind, wie man sie täglich von Mann und Weib und Kind, zu Haus und auf der Straße zu Dutzenden hört.

Bei manchen rührt dieser Unglaube oder diese Abneigung gegen Symbolik von einer geheimen Furcht selber erkannt zu

werden her; denn auch rechtschaffene Menschen scheuen mitunter vor jedem Einblick in ihr Inneres zurück und halten einen solchen für einen Eingriff in ihre persönlichen Rechte. Die guten Leute ahnen nicht, wie scharf und genau die Welt und unsre Mitmenschen uns beurteilen, und daß die Mägde am Brunnen es erzählen, wie wir mit unsrer Frau hausen, und die Spatzen auf dem Dach, wie's mit unsrer Kasse und unserm Kredit steht. Wir alle bilden uns ein, im strengen Inkognito, zugeknöpft und unerkannt, die Lebensreise zu machen und nur andre zu durchschauen und zu lesen; und wir sind doch unsern Reisegefährten ein offenes Buch, und sie kennen uns besser und beurteilen uns richtiger als wir selber.

Ach! wie fürchten wir uns vor der Offenbarung unsrer selbst und verstecken uns lebenslänglich hinter Vorhängen und Rouleaux, falschem Haar und falschen Zähnen, konventionellen Redensarten in der Gesellschaft und Anonymität in der Presse! — Und indessen schauen uns unverwandt bis ins Herz und Mark der Knochen hinein von den ewigen Zinnen die Wächter und Heiligen Gottes (Dan. 4, 17) und lenken und leiten das Kleinste in unserm Leben. Und einst müssen wir gänzlich entblößt und nackt, vor Völkern und Zungen, vor Engeln und Teufeln dastehen! „Wir müssen alle geoffenbaret werden vor dem Richterstuhl Christi." — Weg jetzt schon mit der Maske!

Daß es eine Symbolik der in Gottes Bild geschaffenen menschlichen Gestalt gibt, haben die Menschen zu allen Zeiten erkannt, und der Volksmund, diese Weisheit auf der Gasse, hat bei allen Völkern und zu allen Zeiten in zahlreichen Sprüchen und Redensarten seine Ansichten über den Charakter eines Buckligen, über rote Haare und blaue Augen, über Stiernacken, harte Köpfe, Habichtsnasen, Adlerblicke, über ein Grübchen am

Kinn, ein stumpfes Näschen und überhaupt über die Symbolik der menschlichen Gestalt in oft sehr richtiger und poetischer Sprache ausgedrückt, wie z. B. der Chinese treffend sagt: „Willst du wissen, was aus einem Menschen wird, schaue seine Stirne an — was aus ihm geworden ist: seinen Mund!“ Und wie gute Physiognomiker auch Kinder sind, ist wohl allen Eltern bekannt. Daß Aussehen, Gang und Stimme eines Menschen verschieden auf Tiere einwirken, weiß jeder Jäger, Förster, Hundezüchter u. s. w.; wie auch Friedrich der Große Wert legte auf die Art und Weise, womit sein Jagdhund einen Menschen empfing.

So kann man keinen Menschen uns vor die Seele führen, keinen uns wirklich interessant machen ohne seine richtige Physiognomik. Worin liegt das Packende in Homer, Dante, Shakespeare, Goethe, Freytag, Gotthelf und Beecher-Stowe, Dickens und Thackeray? Darin, daß sie es verstehen, uns einen Menschen nach Gesicht und Kleidung, Gang, Haltung und Sprache, ja durch seinen Namen selbst als eine Offenbarung seines Inneren vor die Seele zu zaubern. Dadurch werden diese Figuren zu lebendigen, ja unvergeßlichen Typen, die wiederum der Maler sofort zu fixieren vermag; so ein Odysseus und eine Nausikaa, ein Hamlet und Falstaff, ein Gretchen und eine Mignon, Evangeline und St. Claire, Uli und Vreneli u. s. w. Ohne physiognomische Darstellung der Persönlichkeiten gibt es im Roman nur mechanische Puppen und redende Wachsfiguren.

Noch mehr tritt diese Wahrheit bei den darstellenden Künsten hervor — denn was sind sie anders als Symbolik, schon dadurch, daß sie auf glatte Leinwand mit geriebenen Okern uns eine Landschaft, eine weite Welt zeigen, oder aus Stein einen lebendigen Menschen darstellen, oder mit Luftschwingungen uns

Gefühle malen. Aber welcher Maler malt ein Gretchen mit einer gebogenen Habichtsnase wie eine Königin Elisabeth, oder einen wohlgenährten, flachshaarigen, blauäugigen Mephistopheles, oder Don Quixote als kleinen, dicken Menschen mit kurzem Hals und plethorischen Anlagen? Welcher Künstler hat je eine untersetzte Madonna mit Stülpnase, oder einen stämmigen breitschultrigen Engel gemalt? Warum nicht? „Es wäre ja unschön!“ ruft jeder; warum aber ist eine muskulöse, vierschrötige Gestalt unschön bei einem Engel, während sie uns sowohl im Bild als in der Natur an einem Matrosen, an einem Herkules wohlgefällt und schön dünkt? — Weil sie dort der Vorstellung vom geistigen Wesen des Engels widerspricht, dem geistigen Wesen des Matrosen, d. h. seinem Charakter, aber sehr gut entspricht. — Auch durch Hinzuziehung symbolischer Attribute und Accessorien sucht der Künstler seinen Gedanken klar zu machen; er gibt dem Christuskind ein Lamm zur Seite und der Jungfrau eine Lilie in die Hand, auch eine in der Natur begründete Symbolik; wogegen keinem Volk je einfiel, das Veilchen zum Sinnbild des Hochmuts, oder den Tiger zu dem der Unschuld zu machen. Wer bewußt oder unbewußt kein Symboliker, ist auch kein Künstler und nicht einmal ein Kunstverständiger; denn Kunst ist die Macht, durch äußere Sichtbarkeit unsichtbare Ideen darzustellen. So waren stets die großen Völker Symboliker, so die Griechen und Römer, die in der Natur überall Offenbarungen der Gottheit sahen, deren ganze Götterlehre aus Symbolen besteht. Noch mehr waren es die Skandinavier, Kelten und Germanen, die Inder und Assyrer. Die größten Symboliker aber waren die Ägypter und Israel. Dem Ägypter war alles Symbol; er schrieb mit Symbolen und Hieroglyphen; seine Kunst war symbolisch, ebenso seine Architektur. Der Obelisk ist die Flamme des Opfers, die

Pyramide das Zelt der Toten, das ihnen Ruhe gewährt in der Wüste und Schatten gegen die Glut des Lebens; der Sperber mit Menschenkopf, der über die Mumie schwebt, ist der unsterbliche Geist; die zwei Schlangen, die aus dem Kreis der Unendlichkeit ihre Köpfe erheben, stellen das ewige Ein- und Ausatmen des ewigen Geistes dar, davon der Inder sagt: wenn Brahma ausatmet, entstehen Welten; wenn er einatmet, vergehen sie. Und die Sphinx, von den Arabern „der Vater des Schreckens" genannt, ist das uns ewig anstarrende Rätsel des Seins. „Die Sphinx, die die Pyramiden hütet," sagt Mariette Bey, dieser Kenner Ägyptens, „ist noch älter als der erste Pharao."

So ist ein großer Mann immer ein Symboliker; denn nur mit dem Symbol kannst du die Massen packen. Du mußt ihnen das symbolische Wort geben: „Gott will es!" oder das symbolische Zeichen, die Fahne, den Adler, den Wolf. Als Peter der Große sich sein Rußland und seine Russen ansah, verordnete er zu allererst, zwölf Millionen fanatischen Menschen zum Trotz: „Rasiert eure langen Bärte; schneidet das lange Gewand ab!" Er hatte erkannt, dieses Volk, das jahrhundertelang geträumt und von langbärtigen Heiligen sein Heil erwartet, soll aufwachen, aufstehen, sich schürzen und arbeiten; denn die lange Schleppe der Dame und die lange Kutte des Mönchs sind Symbole des Nichtsthuns; in Saardam gab er seinem Volk das Beispiel der Arbeit.

Was sind denn Schlagwort nnd Sprichwort anders als Symbole; was das Glaubensbekenntnis anders als die das Unaussprechliche aussprechende Formel. Kannst du nicht all dein Glauben in ein Symbol fassen und deinen Mitmenschen ein Symbol desselben bieten, so weißt du selber nicht, was du glaubst, und sie werden nicht an dich glauben. Ist doch

jedes Hauptwort, jeder Name und Titel ein Symbol, wenn nicht, dann nur ein leerer Schall. Aber leider sind wir keine Symboliker.

Ist nicht von jeher jeder Gottesdienst Symbolik? So bei so vielen und so verschiedenen Völkern das Sonnenwendefest; die Freude darüber, daß der Allmächtige diese Sonne nicht ins Meer, in den Abgrund fallen läßt, sondern mit starker Hand sie wieder an dem Himmel erhebt! So das sorgfältige, ehrwürdige Aufbewahren des ewigen Feuers, des ewigen Lichts bei den Vestalinnen und anderswo, die Furcht, wenn dieses Göttliche erlösche, in die ewige Finsternis zu fallen. Wie schön ist die Symbolik des Mosaischen Kultus, lauter Bilder des ewigen Tempels und des Opfers Christi! So ist auch unser Gottesdienst symbolisch; die Kirche als Gotteshaus, vom Gottesacker umgeben, wo Samenkörner der Auferstehung gesät werden, der Altar und das Kruzifix und der Kirchenrock; und eine großartige Symbolik hat Christus selbst in Brot und Wein des Abendmahls und in das Wasser der Taufe hineingelegt.

So spielt die Symbolik eine überaus große Rolle in unserm Dasein, weil sie auf einem ursprünglichen und unlöslichen, das ganze irdische Leben von der Wiege bis zum Grab umfassenden Band zwischen dem Menschen und dem Weltall beruht, auf einer großen Entsprechung eines jeden Teilchens des Alls mit diesem All, und hinwiederum dieses Alls mit jedem seiner Teilchen, die nur der leugnen kann, der Gott nicht glaubt oder der nicht klar von ihm denkt. Denn ist dieser Gott der absolute Schöpfer, ohne den kein Sandkörnchen, noch Grashalm, noch Atom entstehen noch bestehen kann, und in dem diese seine ganze Schöpfung lebt, webt und ist, so sind damit schon die Einheit und die Entsprechung derselben gegeben, und es gibt kein Atom in der Milchstraße, noch Sandkörnchen oder

Wassertropfen auf Erden, das nicht in Gott, also thatsächlich und reell, mit jedem Atom in meinem Hirn in einem Zusammenhang stände.

* * *

Nun, sagt mancher, ein gewisses Erkennen des Inneren aus dem Äußeren leugne ich nicht, aber es bleibt beim Gefühl und bei der Ahnung; Gewisses und Sicheres läßt sich einmal auf diesem Gebiet nicht aufstellen!

Wenn das richtig ist, dann wäre allerdings die ganze Symbolik ziemlich wertlos oder nur zu witzigen oder geistreichen Aperçus und pikanten Bemerkungen und bon mots zu gebrauchen. Aber es ist eben nicht so, und an obiger Ansicht sind in erster Linie die Gedankenlosigkeit und die Oberflächlichkeit so vieler Menschen schuld, welche anstatt nach den schönen, ewigen Gesetzen der Dinge zu forschen, um den ernsten Genuß des Erkennens davon zu ernten, in allem Wissen nur Mittel zu kleinen und persönlichen Zwecken suchen, die in der Symbolik nur eine interessante Spielerei erblicken, womit sich herausbringen läßt, ob der Commis zuverlässig oder ob die Freundin wirklich so abscheulich kokett, oder der Bräutigam, was man ja zum voraus weiß, ein so herrlicher Mensch ist!

Doch zeigt sich auch hier die tiefgehende Scheidung der Menschen in zwei Klassen — wie einst ein geistreicher Mann einer Dame ins Album schrieb: „Ich untersuche nicht, ich fühle," — worauf ein ebenso geistreicher darunter schrieb: „Ich fühle nicht, ich untersuche." — Das sind die Intuitiven und die Deduktiven, die Idealisten und die Realisten, die Schauenden und die Rai-

sonnierenden. Die ersteren schauen die Ideen und Gesetze und hören, wie Carlyle sagt, „die Melodien der Dinge“; so ein Evangelist Johannes, dem unter den vier Typenwesen der in die Sonne schauende Adler zukommt, und der schauend schreibt: „Am Anfang war das Wort; und das Wort war Gott“. Und er durfte die himmlischen und letzten Dinge in den Gesichten Gottes schauen. Die Zweiten sehen sich hell und scharf die Dinge an, wie sie einmal sind, verbinden sie mit logischen Schlüssen zu Ketten und Beweisen und verwerten sie zweckmäßig für sich und für andre; sie gleichen dem Matthäus, dem die Natur des Stieres, des Ochsen eigen, die starke, geduldige, beharrliche Kraft, die pflügt und ackert und die Ernte heimfährt; der sein Evangelium mit dem starken, nüchternen Wort anfängt: „Das ist das Buch von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn Davids, des Sohnes Abrahams.“ — Daß die Johannesnaturen Symboliker sind, zeigt die diesem Johannes gegebene Offenbarung; daß Charaktere wie Matthäus es weit weniger sind, bedarf keines Beweises. Männer ersterer Art werden zuerst das Gesetz im Geist schauen und dann in allen Erscheinungen die Offenbarung dieses Gesetzes suchen, wobei es sie wenig anfechten wird, daß oft die Erscheinung sich scheinbar nicht dem Gesetz fügt, da sie gar wohl wissen, daß hienieden unser Wissen Stückwerk ist, unsre Sinne täuschen und unsre Schlüsse einseitig sind. Die zweiten werden von der Erscheinung ausgehen als von einem fest Dastehenden und Maßgebenden und bedenklich den Kopf über jedes Gesetz und jede Symbolik schütteln, denen sich nicht sofort jede Erscheinung anpassen will. Beide Richtungen sind berechtigt und haben ihr Gutes; doch will uns dünken, daß das Glauben an das im Geist geschaute Gesetz, selbst gegen die Erscheinung, mit dem christlichen Glauben verwandter ist als das Ableitenwollen des Gesetzes aus der

Erscheinung. Ist doch das ganze Leben des Christen ein Glauben gegen die scheinbare Thatsache. Er hofft auf die Güte Gottes und sieht in der Welt nur Böses; er glaubt, daß er heilig ist und findet in sich nur Sünde; er weiß, daß er das ewige Leben hat und fühlt in sich nur den Tod. Aber Christus preist diejenigen selig, die nicht sehen und doch glauben.

Sieht man sich die Grundlage der Symbolik an, so liegen ihre Gesetze so klar und einfach da, gehen so sehr aus der Natur der Dinge hervor, sind derart mit unsern Gefühlen, mit der Sprache aller Völker und ihrer ganzen Poesie verwachsen, daß man sich nur über die Verkennung dieser Gesetze wundern muß. Die Versuche vernünftelnder Menschen aber, alle und jede Symbolik auf praktische und materielle Gründe, auf bloße Zweckmäßigkeit, auf Usus, Sitte und Tradition zurückzuführen, als ob auch diese nicht stets eine geistige Wurzel hätten, sind so unzulänglich, daß es sich nicht lohnt, darauf einzugehen. Sie gehen aus der Mißachtung der großen Wahrheit hervor, daß, so gefallen auch der Mensch ist, er doch und immer noch vom Geist und nicht vom Stoff regiert wird, daß stets das Brot seiner Seele, mag es Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Industrie, Handel oder Unterhaltung, Genuß oder Vergnügen sein, ihm wichtiger ist als das Brot des Leibes; daß also die Wurzeln seines Thuns in seinem geistigen und nicht in seinem stofflichen Dasein zu suchen sind. Sehen wir nicht selbst Materialisten mit Freudigkeit Zeit und Mühe, Leben und Gesundheit an die Verwirklichung ihrer Ideen wagen? Und warum haben sich die Deutschen im Sturm anno 1813 erhoben? Verbot ihnen Napoleon doch nicht zu essen und zu trinken und sich zu amüsieren, so gut sie nur wollten! Zur Beurteilung des Menschen, seines Thuns und seiner Symbolik gehört die große

Wahrheit, daß er, zum Bild Gottes geschaffen, in und durch diese Ebenbildlichkeit existiert und sich dieselbe ebensowenig nehmen kann, als er sie sich gegeben.

* * *

Liegt die Symbolik im Wesen der Dinge, so muß sie in ihrer Erscheinung sich kundgeben, also einerseits in der Mathematik der Welt, in den äußeren, den Konsonanten und dem Gesetz entsprechenden Formen, andrerseits in dem Licht und in den durch Zerlegung desselben entstehenden, den Vokalen und Gefühlen entsprechenden Farben; sie muß ferner im ganzen Hall und Schall, den Vokalen und Konsonanten, dem Gesetz und Gefühl entsprechend, zu erkennen sein.

Ihre Grundgedanken werden also zuerst und zunächst in dem Punkt, dann in der daraus entstehenden geraden Linie, in der eckigen Linie und endlich in den höheren Kurven liegen.

Schon den Punkt kann man nicht ansehen, diesen aller Größe entbehrenden, also unstofflichen und doch so bedeutenden Punkt, ohne über seine Bedeutung und seine Symbolik zu erstaunen. Der Sohar sagt: „Als der Verborgenste aller Verborgenen sich offenbaren wollte, machte er zuerst einen Punkt.“ Ein Nichts und doch ein Etwas, ein prädikat- und attributloses Ding und doch eine so bestimmte Einheit und Ichheit, ein Anfang und ein Ende, die dem I eine Spitze verleiht und den Satz beschließt mit einem gewichtigen dixi! Punktum! — womit der Pünktliche seine bis ins kleinste bestimmte Indivi-

dualität bejaht. Denn der Punkt, das ist die noch unentwickelte, aber unzerstörbare Ichheit. Und welche Rolle spielt er in der Mathematik! Ohne ihn, diesen wesentlichen, räumlichen, stofflichen und doch unanschaulichen Begriff ist sie unmöglich; er ist der Ausgang und die Begrenzung, das Eins und das Ei des Raums; als Mittelpunkt des Kreises sein Haupt und sein Gesetz. Und in der unendlichen Entfernung in Zeit und Raum wird auch das Größte und Längste wieder zu einem bloßen Punkt.

Bewegt sich dieser Punkt, so entsteht die Linie und zwar entweder die einem einzigen Willen gehorchende Gerade, oder die aus dem Zusammenwirken zweier oder mehrerer Kräfte entstehende Kurve.

Sehen wir uns die Bedeutung der zwei die Welt unsrer plastischen Vorstellungen beherrschenden geraden Linien an, und zwar zuerst die der vertikalen oder aufrechten. Hier sagt uns alles in uns und außer uns, daß diese das Streben, das Wachsen nach oben oder unten, die Höhe und die Tiefe, auch ein selbständiges Stehen, ein Aufrechtsein bedeutet, wie sie maßgebend und grundlegend für die Pflanze und für den Menschen ist, im Gegensatz zur horizontalen des Tiers, die das Be- und Ausharrende, den Besitz in der Gegenwart bezeichnet. Auch hier verschmilzt die Sache mit ihrem symbolischen Wert zu einem Begriff und geht in denselben über. Von der Vertikalen haben wir in allen Sprachen den leiblichen Stand, den materiellen und geistigen Standpunkt des Menschen, die Aufrichtigkeit des Herzens und der Gesinnung, ja in vielen ist das Recht (droit, diritto) auf die gerade senkrechte Haltung zurückzuführen. — Vergl.: das Recht beugen. — Aus der Vertikalen entwickelt sich ferner der Begriff des Steigens, der Erhöhung als des Wachsens nach

ſtrebende Vertikale hat, iſt die Horizontale bezeichnend für das niedrigere Tier, das nur die Erde kennt, mit geſenktem Haupt ſeine Nahrung auf derſelben ſucht, und Lebendiges tötet, um zu leben.

Doch beſteht die Hauptbedeutung der horizontalen Linie darin, daß ſie die Welt in ein Unten und Oben trennt, in dieſen großen Gegenſatz zwiſchen Himmel und Erde, Geiſt und Stoff, Seele und Leib, Ja und Nein, Tag und Nacht. Prächtig iſt das an der Pflanze, dieſem Abbild und Symbol des Menſchen, zu ſehen. Am nodus vitae trennt ſich das pflanzliche Leben nach zwei Richtungen; die Wurzel will hinunter, wächſt hinab in die Nacht und Finſternis, der Stengel oder Stamm ſtrebt hinauf, wächſt empor dem Licht zu, um da oben freudige Blume und herrliche, zukünftiges Leben enthaltende Frucht zu bringen. Wo wir hinſehen im Weltall und in uns ſelber, immer und überall iſt dieſer große Gegenſatz von oben und unten da. Auch die ganze Sprache zeugt von ihm, indem ſie ſtets und immer das Hohe und Obere als ein Schönes, Großes, Wahres, der Seele Wohlthuendes, als ein Geiſtiges und Symbol des Geiſtes, das Niedere und Untere aber als ein Geringes, Verächtliches, Wertloſes, Schändliches, als ein Stoffliches und Bild des Stoffs auffaßt. Auch darin iſt in der ganzen Welt eine große Entzweiung: „Alles iſt nur halb und bedarf der andern Hälfte, um ein Ganzes zu werden; der Geiſt verlangt den Stoff, der Mann das Weib, die gerade Zahl die ungerade, das Innere ein Äußeres, die Bewegung die Ruhe und jedes Ja ein Nein.“ (Emmerſon.) Und dieſe Spaltung zwiſchen oben und unten, Himmel und Erde macht die Qual und die Unruhe alles Erſchaffenen aus. Warum und woher unſer Oben und Unten? Letzteres bezieht ſich auf die Erde, weil wir irdiſch ſind. Im Himmel iſt das Oben das Centrum,

der Herr, die Sichtbarkeit Gottes; dort ſchauen wir ihn an, und ſind mit dem Kopf gegen ihn gerichtet, mit den Füßen von ihm ab; das iſt unten. „Von Ihm," ſagt Swedenborg, „gehen alle Richtungen aus," alſo die vier Himmelsgegenden.

Ein Schiefwerden der wagrechten Linie deutet notwendig auf ein Hinauf- oder Hinabſteigen, gleichbedeutend mit Freude und Selbſtvertrauen oder Mutloſigkeit und Verzagen, was auch in der Handſchrift als Steigen und Fallen der Linie ſich kundgibt.

Die Höhe, die Tiefe und die Fläche werden uns auf der Erde durch den Berg, die Wüſte und das Meer in tiefer Symbolik dargeſtellt. Der Berg iſt das Gebet, die Erhebung nach oben und die Erhörung von oben (ſiehe Moſes, Elias und Chriſtus); die Berge Ararat, Moriah, Sinai, Horeb, Tabor, Golgatha und Ölberg ſind die Altäre Gottes, und auf der neuen Erde ſoll der Berg Zion „höher ſein denn alle Berge". Berggipfel, kühne Felſen haben von jeher wie zu Adlerhorſten auch kühnen Menſchen zu Burg und Hort und Feſten gedient, haben Heldenthaten und verzweifelte Verteidigung geſchaut, auch Gebete und Seufzer einſamer Heiligen gehört; während der Mann ruhigen Gemüts und kaufmänniſchen oder ackerbautreibenden Sinns von jeher in der fruchtbaren Ebene mit den bequemen Straßen ſich niederließ. So birgt die weitſchauende Ruine Hohenneuffen in Württemberg Überreſte von keltiſchen, gothiſchen, römiſchen nnd mittelalterlichen Burgen. Da niſteten viele Raubvölker und ſind vergangen. Auf dem 2000 Fuß aus dem Meer mit ſeinem wunderſchönen Profil ſich erhebenden Monte Pellegrino bei Palermo ſaß einſt Hamilkar Barcas mit puniſchem Haß im Herzen und wehrte ſich 3 Jahre lang gegen die römiſchen Legionen; aber auch ſpäter führte die

schöne Nichte Wilhelms des Guten, Rosalie, hier in einsamer Höhle ein gottgeweihtes Leben.

Die Wüste ist das irdische Leben voller Mühe und Hitze und Staub und Sand; sie ist die Einsamkeit der göttlichen Seele in der Welt, das Schweigen und das Fasten, die Prüfung und die Versuchung; aber auch nach überstandener Prüfung und Versuchung der himmlische Frieden mit dem goldenen Licht, der erquickenden Stille, der reinen Luft und dem weiten Horizont. — O Seele, die du verzagst in dieser flachen, platten, sandigen und öden Wüste und seufzest unter ihren fadenscheinigen Freuden: fasse Mut: „Der Berg Gottes ist ein fruchtbarer Berg, ein großes und fruchtbares Gebirge!“ (Ps. 68, 16, n. d. Grdtxt.)

Das Meer, diese große, ernste, einfache Oberfläche, diese nur horizontale Größe, diese stete Vernichtung jeder Vertikalen als einer kleinlichen Individualität, birgt den lichtlosen Abgrund voll unheimlicher gieriger Wesen und ist dem Menschen Gefahr, Tod und Grab (Sintflut, Jonas, Offenbarung 20. 13 u. s. w.); für dasselbe ist auf der neuen Erde kein Raum mehr.

Auch den Menschen trennt eine durch die Herzgrube geführte, horizontale Linie in eine obere und edlere und in eine untere und niedrigere Welt; ebenso eine solche den Kopf in Mund und Kinn als eine materielle, Augen und Stirn als eine seelische Hälfte; und dem entsprechend zerfällt in der Architektur, dieser so symbolischen Kunst, jedes Monument in Unterbau und Oberbau. Im Weltall ist oben und unten nicht nach der wagrechten Linie geschieden, sondern nach der nur scheinbar horizontalen Oberfläche der Erde, also in Wahrheit durch den Kreis der Ichheit. Auf der Erde ist demnach jedes Fallen ein Fallen vom höheren Centrum ab in den eignen finsteren Kreis hinein und gegen das eigne Centrum hin, also ein Sichversenken in die eigne Ichheit. So faßt auch die Bibel den Fall Satans

und des Menschen auf; daß dieser nicht Gott, sondern sich selbst von ganzem Herzen liebt, das ist die Sünde. Das Sicherheben als ein Streben nach dem höheren Centrum, so von der Erde aus gegen die Sonne, ist dem Fallen entgegengesetzt. Fallen ist also gleichbedeutend mit Kleinerwerden, Sicherheben mit Größerwerden. Schön stimmt damit, daß Kälte, die auch ein Tod ist, eine Verkleinerung, ein Zusammenziehen der Körper bis zur Erstarrung bewirkt, Wärme dagegen, als Leben, ihr Größerwerden, ihre Expansion; dann aber auch ihren Übergang aus dem Festen (= Körper) ins Flüssige (= Seele) und endlich ins Gasförmige (= Geist). — Die obere Hälfte aber der durch die Horizontale geteilten Welt stimmt mit Licht und Leben überein, die untere mit Finsternis und Tod, und so trifft hier die Symbolik der Form mit der des Lichts zusammen.

So geben uns zwei sich kreuzende Linien die zwei großen Grundzüge und Gegensätze des Lebens und der Sprache, oben und unten, wachsen und fallen, vorn und hinten, Gutes und Böses, Leben und Tod, Vergangenheit und Zukunft, Streben und Beharren, Neigung und Abneigung in treffender, nicht mißzuverstehender Symbolik. Wir werden sehen, wie die Symbolik auch der Schrift und der Architektur, auf diesen zwei Linien beruht. — Auch das Kreuz! — Vertikal, senkrecht zur Erde, steht der Mensch, strebt Gott zu! Aber der horizontale Strich des irdischen Lebens, das ihm nur als Unterlage gegeben, steigt mit der Schuld an ihm empor — und ginge er ihm über das Haupt, so wäre keine Rettung mehr! Doch der Gottmensch überwand, auch am Kreuz, und behielt den Kopf oben, wie die Sprache es richtig ausdrückt.

Die Symbolik der einfachsten Linien bildet die Grundlage der Symbolik aller Formen, dieser Offenbarungen großer Gesetze.

Die eckige, Winkel bildende Linie drückt ebenso nichts andres aus, als den plötzlichen Richtungswechsel, das rasche Abbrechen und gleichzeitig das Eck, die Kante, die Spitze. Sie ist somit in der ganzen Natur und in der Kunst das Zeichen des abrupt, schroff, unvermittelt wechselnden Charakters und eben dessen, was die Sprache als Eckiges, Spitziges bezeichnet.

Nicht minder klar ist die Symbolik der Kurve. Im Gegensatz zur geraden Linie, die das Beharren im anfänglichen Prinzip bedeutet, weshalb man von Geradheit und Unbeugsamkeit des Charakters spricht, bedeutet die Kurve ein stetes Sichfügen der ersten Kraft in eine zweite hinein, ein Sichrichten nach einem außerhalb liegenden Mittelpunkt, oder auch ein harmonisches Zusammenwirken von zwei Kräften; sie ist die große Bahn aller Himmelskörper, das Resultat der Ichheit und der Gottheit. Die Kurve, auch die Mathematik lehrt es, ist eine höhere Form als die Gerade. In der göttlichen Schöpfung herrscht die Kurve vor und selbst die große Horizontlinie des Meeres ist eine solche, wie auch am Menschen sich keine gerade Linie findet; in seinen Werken aber herrscht die gerade, selbstsüchtige. Die Chinesen, dieses Volk einer einst großartigen, nun versteinerten geistigen Intuition, halten die gerade Linie für die des bösen Prinzips und die Kurve für die des guten, weshalb sie überall geschweifte Linien anbringen und selbst ihre Kanäle sich schlängeln.

Einen vollkommenen Kreis finden wir nirgends in der Schöpfung, sondern überall die, wenn auch von ihm meist nur wenig abweichende Ellipse. Darin spricht sich das große Gesetz der Periodicität und des Kreislaufs aus, dem alles Leben, dem alle Existenzen unterworfen sind. Salomo sagt: Es ist eine Zeit für alle Gegensätze und sie kehren immer wieder. So auch auf der neuen Erde; der Baum des Lebens trägt seine

Früchte alle Monate. Geheimnisvoller ist die nie in sich zurückkehrende Parabel; und dem entsprechend beschreiben auch am Himmel nur solche Welten, die Kometen, diese Kurven, die durchaus rätselhaft, auch andern Gesetzen, so der Abstoßung, gehorchen als den uns bekannten. Noch mysteriöser ist der letzte Kegelschnitt, die Hyperbel, mit ihrer ewigen Annäherung an die nie erreichte Gerade, mit ihrer Hinweisung auf eine entgegengesetzte Schwesterkurve. Die in sich gehende Spirale aber bedeutet ein sich Versenken in etwas, ein fortgesetztes Sichnahen dem Centrum, also „Konzentration"; die aus sich gehende ebenso ein immermehr aus sich Treten, ein beständiges Entfernen vom Mittelpunkt; also „Expansion".

* * *

Gehen wir nun zur Welt des Lichts und der Farben, zu dem großen Gegensatz von Licht und Finsternis im Weltall über. In jedem Menschengemüt finden wir die Thatsache eingegraben, daß Licht mit Leben, mit Erkenntnis und That; Finsternis, Nacht, Dunkelheit dagegen mit Tod und Hilflosigkeit, mit Unwissenheit und Unthätigkeit gleichbedeutend sind; ja, daß Licht, wie auch die ganze Bibel es bezeugt, das Reich des Guten ist, vom Guten gesucht, dem Guten heimelig; Nacht aber das Gebiet des Bösen, von dem Bösen gewünscht und ihm sympatisch. — „Wer Böses thut, haßt das Licht. Wer aber die Wahrheit thut, kommt zu dem Lichte," ist ein auch mit Bezug auf das äußere Licht durchaus wahres Wort. — „Und Gott sah das Licht, daß es gut war." — „In Gott ist keine

Finsternis." — Licht ist ein Ausfluß der Liebe und Güte, der Gegenwart Gottes, Finsternis aber seines Zorns oder wenigstens seines Schweigens und Zurückziehens. Im ewigen Licht jauchzen die Engel und die Seligen, in Ketten der Finsternis verschmachten die gefallenen Engel in Erwartung des Gerichts; der Mensch aber, wie die Erde, sein Wohnsitz, kehrt stets nur die Hälfte seines Wesens dem Licht zu, die andre liegt im eignen Schatten, denn er ist ein dunkler Körper, hat in sich kein Licht. In diesem aus Licht und Finsternis zusammengesetzten Dasein soll er sich entschließen, ob er einst im ewigen Licht, oder in der äußersten Finsternis die Ewigkeit zubringen will.

Die Welt ohne Licht? Wie undenkbar und freudenlos! Und so ist die absolute Finsternis auch die stärkste Kette der Ohnmacht, womit ein ewiger Geist gefesselt werden kann (2. Pet. 2, 4). „Äußerste Finsternis!" Ist das Weltall weit jenseits der fernsten Fixsterne mit einem Wall von ewiger Nacht umgeben, wo die Verlorenen ewig vergessen werden, was Licht war, und nimmermehr weder Bild noch Sichtbarkeit von ihnen entstehen wird; wo sie nimmermehr sehen, noch gesehen werden, und zur ewigen Unsichtbarkeit verdammt sind?

Zum Licht gehört das Feuer, das Element des Zornes Gottes, ein Geheimnisvolles! Wohl spricht gelehrt davon der Chemiker, es sei Oxydation, Verbindung von Sauerstoff mit einem andern Element; aber wie soll ich mir vorstellen, daß ein unteilbares, unveränderliches Atom dadurch, daß es sich einem zweiten ebenso unveränderlichen nähert, dieses gierige Begehren und Verzehren, diesen Zorn, diese Glut, erzeugt? — „Ein Licht auf ihrem Weg und eine Sonne der Gerechtigkeit" will Gott denen sein, die ihn lieben, denen aber, die ihn hassen, „ein verzehrendes Feuer." Und von jeher sangen die Christen: „Vom ewigen Feuer erlöse uns, Herr und Gott!" und „Dein ewiges

Licht, Herr, laß uns leuchten in Ewigkeit!“ — Wie die des Lichtes ist auch überreich die biblische Symbolik des Feuers. Im Paradies ist kein Feuer; nach dem Sündenfall aber tritt alsbald der Cherub mit dem flammenden Schwert drohend und abwehrend auf. Im Feuer gibt Gott sein Gesetz auf dem Sinai; im Feuer antwortet er dem Elias und holt im Feuer diesen Mann Gottes heim, wohl mit Moses die gewaltigste Erscheinung der Weltgeschichte. Christus aber, das Lamm Gottes, wandelt auf dem Meer und gebietet dem Sturm; aber vom Feuer will er nichts, bedient sich nie desselben. Auch starb er nicht wie so viele Märtyrer in den Flammen; sie hätten ihn nicht verzehrt! Sondern Satans Element ist das Feuer; im Grimm hat er viele tausend Bekenner der Wahrheit in den Flammen getötet; und Feuer ist sein Ende. „Und der Teufel ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel.“ Ist unser Licht nur ein blasses Bild vom ewigen Licht, so auch unser Feuer nur ein schwaches Bild von der ewigen Glut, die einst selbst die Seele versengen wird! Bedeutsam ist es, wie schon auf Erden je und je heilige Menschen die Macht und und den Zorn des Feuers überwunden haben. So die drei Männer im Feuerofen, so mancher Märtyrer: Laurentius, die Sklavin Blandina, Bilney, Wishard, Huß, die im Feuer bis ans Ende beteten, ermahnten, sangen; der Engländer Bayham, der, als schon Arme und Füße abgebrannt waren, mit Frieden sprach: „Ich leide nicht mehr, als wenn ich auf Rosen läge;“ so mancher Camisarde, der mit von der Folter gebrochenen Gliedern in der langsam ihn verzehrenden Glut Psalmen sang. Höher noch stand Elias, der im Feuer als Herr und Gebieter dieses Elements gen Himmel fährt; was dem natürlichen Menschen unsägliche Qual, war ihm Wonne. Eine biblische, überirdische Physik! kraft deren der in Gott sich versenkende

Menſch auch leiblich ſeine urſprüngliche Beſtimmung wieder erreicht und zum Herrn aller Elemente wird. Denn dieſes Ebenbild Gottes ſoll kein Feuer verzehren, noch Waſſer erſäufen, und ſchon tief müſſen wir gefallen ſein, daß ſolche Knechtſchaft unter die Elemente uns „Elohim“ (Pſ. 82, 6) natürlich erſcheint, ſtatt uns zu empören.

Von dieſem Gegenſatz des Lichts und der Finſternis zeugt die Sprache in allen Zungen der Welt und ſpricht von finſterem Unmut und ſchwarzem Undank und Verrat, von umdüſtertem Gemüt; aber auch von leuchtendem Blick und hellem Verſtand und geiſtiger Klarheit. Welcher Künſtler würde einen Engel oder eine reine und glückliche Jungfrau in ſchwarzem Gewande darſtellen, welcher Dichter die Unſchuld, die Freude, die Heiterkeit durch Nacht und Finſternis verſinnlichen, oder Schrecken und Graus und Verzweiflung durch Sonnenſchein und Lichtſtrahlen ſymboliſieren?

Ebenſo erkennt der Menſch inſtinktiv, daß dem Lichtprinzip auch der endliche Sieg über die Finſternis zukommt, weil dasſelbe ein aktives lebendiges, die Nacht aber nur ein paſſives, negatives iſt.

Hier haben wir ſomit ein großes, ſymboliſches Geſetz unſers Gemüts- und Geiſteslebens, wie es auch zu allen Zeiten und in allen Mythologien und Religionen auftritt. Selbſt der Materialiſt, indem er ſtets vom Sieg des Lichts redet und ſeine Gegner Dunkelmänner und Finſterlinge nennt, huldigt dieſer Anſchauung.

Die individualiſierten Lichtſtrahlen, die Farben mit ihrem merkwürdigen ſeeliſchen Inhalt, ſind Stimmungen des Lichtſtrahls, bald in Moll, bald in Dur ſpielend, und unſer ganzes Gemüt bald freudig, bald traurig, bald mild und bald thatkräftig anregend. Vermögen wir auch nicht hienieden in die Myſterien

des Lichts und seine Beziehungen zu Gott einzudringen, so beherrscht doch diese Symbolik die Natur und die Kunst und regt schon das Kind und das Tier an. Wie ganz anders wirkt auf unser Gemüt die schwarze Farbe als die weiße; oder falls man das nur als Unterschied von Licht und Dunkel gelten lassen wollte: wie anders die rote als die blaue. Von jeher war die erste, diese Farbe des Bluts und des ersten Menschen (Adam = rote Erde), auch die Farbe der Macht und des Lebens; in Purpur und Scharlach prangte von jeher der Herrscher und der Gewaltige, der Richter und der Krieger, aber auch der Henker, eine blutige Macht. In Ägypten war es den Niedrigeren verboten, Rot zu tragen, und Gelb war die Farbe der Sklaven. Rot bemalt sich der Indianer, der auf den Kriegspfad zieht; rot färbte sich der römische General das Gesicht, ehe er den Triumphwagen bestieg. Die rote Fahne ist das Banner und Zeichen der nach Zerstörung aller bestehenden Verhältnisse, nach dem Blut der Gewaltigen, um selbst die Gewalt zu bekommen, strebenden Anarchisten. Rot erglüht der Mensch sowohl in Liebe wie im Zorn. Manche Tiere, der Stier, der Truthahn, das Krokodil werden durch den roten Lichtstrahl in Wut versetzt, und auch Wahnsinnige und selbst Pflanzen werden davon aufgeregt und belebt. Am jüngsten Gericht, wenn die Sonne und der Mond rot werden wie Blut, wird alles nur noch in schrecklichem, rotem Licht erscheinen, wie einst Goethe, die Landschaft durch eine rotgefärbte Scheibe betrachtend, unwillkürlich ausrief: „Das sieht ja aus wie die Welt am jüngsten Tag!“

Anders der blaue Strahl! — Ist die rote Farbe die des Ichs, der Persönlichkeit, der Leidenschaft, des Kampfes, des Stolzes, des Bewußtseins, so ist die blaue die der Gottheit, der Objektivität, der Ruhe, der Befriedigung, der erlangten

Vollkommenheit. Mild, ſanft, dem Auge wohlthuend, hat ſie in ſich nichts Herbes, noch Scharfes, nichts vom Schwert noch vom Kampf, auch nichts vorzugsweiſe von der That; wohl aber iſt ſie von jeher mit Empfindung, milder Liebe und Treue in Zuſammenhang gebracht worden. Bei allen Völkern gilt als Zeichen für ſolche ein blaues Blümlein, und auch in manchen Sprachen iſt die blaue Blume ſprichwörtlich als Inbegriff alles Wünſchenswerten und alles Ideals, alles Sehnens der Menſchenherzen, und „blaue Erde“ nennt der ruſſiſche Muſchik das Paradies. Schön iſt es, daß über unſerm Haupt der treue Gott ein blaues Himmelsgewölbe aufgebaut hat, anſtatt eines feuer- und blutroten, oder trübgelben, oder dunkelgrauen, was für die geiſtige Entwicklung der Menſchheit von durchgreifenden Folgen geweſen wäre. Wenn Jehovah Moſes und Heſekiel erſcheint, ſo iſt es unter ſeinen Füßen „wie ein durchſichtiger Saphir und wie der Himmel ſelbſt an Klarheit“; und auch Heſekiel und Johannes ſahen um Ihn „einen glänzenden Regenbogen,“ eine ſchöne Übereinſtimmung der Farben mit den ſieben Geiſtern, die vor Gottes Stuhl leuchten.

Die lichte Goldfarbe aber der Sonne nnd der Sterne iſt die Farbe der überirdiſchen Freude, der himmliſchen Ekſtaſe, des neuen Jeruſalems mit den goldenen Gaſſen, der goldenen Kronen und goldenen Schalen. Im ägyptiſchen „Buch der Toten“ (Kap. 161) zeigt Hermes der abgeſchiedenen Seele die vier Flüſſe des Jenſeits (die vier Flüſſe des Paradieſes) und ſpricht: der goldene Fluß fließt von Oſiris her, die Wonne des Geiſtes; der azurblaue von Iſis, der Liebe; der purpurne von Râ, dem Leben; der ſmaragdene von Nephtys, dem Urſtoff, aus dem alles wird.

Keine zufällige Übereinſtimmung iſt es, ſondern eine Folge der präſtabilierten Harmonie der göttlichen Schöpfung, daß im

Frühjahr die Erde sich in Grün kleidet, in die Farbe, die auf das Auge belebend, erfrischend, hoffnungsreich wirkt, daß sie im Sommer in vielfarbigem Schmuck prangt, im Herbst aber vorzüglich sich in die gelben und braunen Farben des Welkens, der Trennung, des Scheidens, der Hoffnungslosigkeit hüllt, die der Chinese, der Türke, der Indianer Nordamerikas deshalb als Trauerfarbe wählt.

Vom Weiß, als von der herrlichen Vereinigung aller Farben, brauchen wir am wenigsten zu sagen, ist doch dasselbe überall und zu allen Zeiten das unbestrittene Sinnbild der Unschuld, was die Bibel bestätigt. Einst wird Christus auf weißem Pferd und mit weißen Kleidern angethan erscheinen, gefolgt von den Seinen, auch in weißen Kleidern, welche weißen Kleider, sagt die Schrift, die Gerechtigkeit der Heiligen sind. In weißem Gewand prangen die Engel (Matth. 28, 3), und ist es auch nicht bestimmt gesagt, daß die bösen Engel und Geister schwarz sind, so weist doch darauf hin das stete Reden der Schrift von der Finsternis als von ihrem Element (Jud. 1, 6. 2. Pet. 2, 4). Trefflich stimmt mit obiger Symbolik der Farben die der vier apokalyptischen Pferde: Sieg bedeutet das weiße; Krieg und blutiges Gericht das rote; Hungersnot und Verderben das schwarze; Tod und Hölle das fahle.

Wie die chemischen Elemente, wie die Töne, wie die Zeit im Gesetz des Sinai, wiederholen sich die Farben, wie aus manchem zu schließen, in Oktaven, von denen freilich unser Auge nur eine, und das unvollkommen, faßt; (das äußerste Violett kehrt wieder zum Rot zurück und das chemische Spektrum beweist, daß es Farben gibt, die wir nicht sehen). Und wie jeder Ton der Oktave und jeder Accord einer bestimmten Stimmung der Seele entspricht und diese erweckt, so auch jede

Farbe. Ihre einstige himmlische Herrlichkeit wird uns durch die Edelsteine des neuen Jerusalems angedeutet, und es wird hoher, seliger Genuß sein die Übereinstimmung von Tönen und Farben mit dem Wesen der Dinge und mit unsrer Seele voll und ganz zu erkennen und zu empfinden.

Den Farben entsprechen, wie viele Versuche gezeigt haben, die Vokale, auch sieben an der Zahl, wenn wir ü und ö mitrechnen. Wie Schall und Licht beide Wellenbewegungen der Luft und des Äthers sind, so erwecken im Menschen die Vokalklänge Erinnerungen an entsprechende Farben, so nach zahlreichen Versuchen das helle A an scharlachrot, das kurze und lange O an hell- und dunkelblau, Ü an grün. U erkennen selbst Kinder als einen Dunkellaut; E und I dagegen bezeichnen den hellen, weißen und gelben Lichtstrahl. Von diesen Wahrnehmungen ausgehend, hat W. Rimington in der St. James Hall in London die Tasten einer Orgel mit elektrischen Reflektoren in Verbindung gebracht, die je die einer Taste entsprechende Farbe auf eine weiße Wand werfen. Erklingen zwei oder mehrere Noten, so kombinieren sich durch Deckung die entsprechenden Farben. Der Berichterstatter bemerkt, daß der dissonanzenreiche, leidenschaftliche Wagner ganz andre Farbenbilder gibt, als der heitere, klare Mozart. Ebenso stellt Dr. Goeringer fest, daß rot, gelb, indigoblau und überviolett die dem Quart- und Sextakkord entsprechenden Farben sind. Solche Versuche können noch weiter führen. Wir werden später sehen, daß auf dieser Grundbedeutung der Vokale die Natursprache beruhte, von der alle jetzigen Sprachen nur Bruchstücke sind.

* * *

Die Symbolik der Farbe kommt in der Kleidung am meisten zur Geltung. Wir haben erwähnt, daß von jeher und jetzt noch Könige und Kaiser, Päpste und Kardinäle und Soldaten die rote Farbe wählten. Von jeher kleideten sich Priester entweder zum Zeichen der Verneinung alles Irdischen einfarbig schwarz, oder zum Sinnbild der Unschuld weiß; hie und da auch violett, zugleich Kampf und Leiden und himmlische Liebe andeutend. Auch der Richter ist schwarz, als der unparteiische Verkündiger einer vernichtenden Strafe, oder rot, wenn er Blut fließen läßt. Und daß es sich keineswegs nur um wechselnde Modeanschauungen handelt, sieht man, sobald man sich diese Symbolik verkehrt denkt, denn dann thut selbst dem Nichtsymboliker der grelle Gegensatz zwischen Innerem und Äußerem weh. Welcher ernste und strenge König, welcher unerbittliche Richter oder Inquisitor hätte sich je absichtlich in mildes Himmelblau gehüllt; oder welche zarte, liebliche Königin zeigte sich vorzugsweise in blutrotem Gewand? Welcher Priester, welcher Reformator, Luther oder Savanarola, zog je zu seinem Amt die buntkarrierte, vielfarbige Jacke des Hofnarren oder des Maskenballs an? Oder welcher glücklichen und unschuldigen Braut ist es je eingefallen, in dem düsteren, schwarzgelben Kleid der Priester Baals vor den Traualtar zu treten?

So richten sich die Farben der Kostüme nach der umliegenden Natur. Wer könnte die Ähnlichkeit der farbigen japanesischen und chinesischen Trachten mit den Blumen jener Länder, noch mehr mit den dortigen Schmetterlingen, ja mit den Fischen der dortigen Meere verkennen? In der Wüste kleidet sich der Araber in die Farbe des Sandes und des Gesteines; in Palästina beim bunten Blumenteppich in bunte Tracht. „Die Kleidung des Griechen," sagt Lübke (Kunst-

geschichte S. 116), bestand aus einem Untergewand, dem Chiton, das wie ein ärmelloses Hemd übergeworfen wurde, und einem mantelartigen Obergewand, dem Himation, das nur ein großes viereckiges Stück Tuch war. Nicht der Schneider machte den Schnitt des Kleides, sondern in freiem Wurf ordnete jeder sein Gewand, so daß aus der Art, wie dies geschah, Charakter und Bildung des Trägers erkannt werden konnte." So ist die Mönchskutte symbolisch und deshalb malerisch. Das bequeme Faltenkleid ist gegenüber dem des halbnackten griechischen Kämpfers die Verneinung der zugedeckten Leiblichkeit. Der Gürtel teilt sichtbar den Körper nach dem goldenen Schnitt in zwei harmonische Teile, so daß der obere sich zum unteren verhält, wie dieser zum Ganzen; die bloßen nur mit Sandalen bekleideten Füße drücken das unschuldige Wandeln aus, stehen auch in Beziehung zum Mysteriösen: „Ziehe deine Schuhe aus!" der Bibel; das bloße Haupt, kronenartig geschoren, bezeichnet die reine Männlichkeit, mit 1. Kor. 11, 7 übereinstimmend; die über den Kopf gezogene Kapuze dagegen, die Zurückgezogenheit, Abgeschiedenheit und Verborgenheit der Gedanken. Und wie diese Kleidung nahezu, soviel wir wissen, diejenige des Sohnes Gottes auf Erden war, so sehen wir wieder im leuchtenden Titelbild der Offenbarung an ihm das lange Kleid, den Gürtel, die bloßen Füße und das bloße Haupt.

So ist Symbolik dazu da, in jedem und mit jedem einzelnen etwas Besonderes auszudrücken. Das Allgemeine, das Leben, die Wahrheit, das Dasein bedürfen des Symbols nicht. Deshalb haben die Gründer einer Religion als einer allgemeinen, der ganzen Welt zu verkündenden, für reich und arm, klein und groß, alt und jung, Mann und Weib dasselbe predigenden Wahrheit, nie eine Uniform vorgeschrieben, im Gegensatz zu den Gründern von Orden zu bestimmten eng-

umgrenzten Zwecken, Christus spricht: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden.“

Und was ließe sich alles über die Symbolik der Kopfbedeckung, Hut, Turban, Tiara, Diadem, Krone, Helm, Kappe u. s. w., bei Männern und Frauen schreiben, wie Frau Beecher-Stowe in „Onkel Toms Hütte“ trefflich die verschiedenen Hüte und ihr Tragen bei verschiedenen Persönlichkeiten schildert; denn daß der Mann, der den formlosen, weichen Filz, und der, der den steifen, keinen Eingriff noch Stoß duldenden seidenen Melonhut trägt, beide etwas von den Eigenschaften ihrer Hüte an sich haben, liegt auf der Hand. Auch die Fußbedeckung hat ihre Symbolik. Es ist interessant, die Bedeutung und den Einfluß der niedlichen und tyrannischen Pantoffeln, der schlappigen bequemen orientalischen Babusch (franz. babouche), der asketischen Sandalen, der Schuhe und der Stiefel zu ergründen; zu bemerken, wie der feinere und elegantere, in Zeiten der gesellschaftlichen Ausbildung, so bei den Marquis Ludwigs XIV., auftretende Schuh sich stets in unruhigen Zeiten, bei Revolutionen, Aufständen, Krieg, vor dem derben und rücksichtslosen, mit starkem Absatz auftretenden, oft brutal zertretenden Stiefel verbirgt.

Ebenso setzen sich zu dieser Offenbarung der Ichheit im Äußern Könige Kronen auf, davon das Urbild im Himmel ist (Offenb. 4, 4 und 10) und nehmen Scepter zur Hand, den Herrscherstab, als eine Verlängerung des Arms, um die weitreichende Macht anzudeuten. Dazu soll der Soldat durch stramme Haltung, absolute Korrektheit im Anzug, bis ins kleinste vorgeschriebene Uniform, das Ideal der unbeugsamen Macht des Gehorchens und Befehlens jeden Augenblick darstellen. Dazu suchen Frauen, denen die Offenbarung des öffentlichen Worts mehr oder weniger

versagt ist, durch Kleidung und Schmuck möglichst klar ihren Geschmack, ihren Charakter, ihre Gesinnung, ihre ganze Persönlichkeit auszudrücken, und sie verstehen es auch trefflich, bei andern diese symbolische Sprache zu deuten.

* * *

Groß ist die Symbolik der menschlichen Gestalt! Schon die ersten und allgemeinen Eindrücke von der Sichtbarkeit dieser göttlichen Idee weisen darauf hin, daß der Mensch, als Herr der Schöpfung, die harmonische Mitte unter den Geschöpfen einnimmt. Dem Menschen sind zur Offenbarung seiner Seele ca. $2^1/_2$ Kubikfuß Stoff im Gewicht von 75 kg verliehen; sehr wenig gegenüber einem Walfisch von 50000 kg Gewicht und mehr; sehr viel einem Käferlein oder einer Eintagsfliege gegenüber, die kaum $^1/_{5000}$ eines Pfunds wiegt; unermeßlich viel gegen so viele Tausende von Infusorien, die nur mit gutem Mikroskop überhaupt zu sehen sind. — Wie aber, sagt Carus in seiner trefflichen Symbolik des Menschen, der wir hier einiges entnehmen, verwendet der Mensch diese verhältnismäßig geringe Stoffmenge? Nicht zu hornigen, gefühllosen Panzerplatten wie das Krokodil, nicht zu unempfindlichen Woll- und Haarmassen wie das Schaf und die Angoraziege; sondern zum weichen und doch festen Fleischgebilde, von feinsten Adern und empfindenden Nerven durchzogen; und auch seine Hauptfarbe hält — und ihre Nachahmung bildet die Verzweiflung der Maler — harmonisch die Mitte zwischen allen bunten, grellen Farben der Fische, der Vögel und der Landtiere, ein unbestimmter, kräftiger und doch

milder, durchsichtiger und doch fester Ton. — Mehr Stoff als gewöhnlich scheint eine gewisse Freudigkeit des Besitzes beim Betreffenden zu erzeugen. „Ein dicker Mann, also ein guter Mann!“ sagt schon Cervantes; und jedermann kennt den fetten, genußsüchtigen, lebensfrohen Falstaff. Dazu kommt gern das breite, behagliche Lachen, ein sicheres Auftreten, meist auch Geld in der Tasche. Anders der Magere, der Asket, der Fanatiker, der Verschwörer. Schon Cäsar fürchtete nicht die beleibten Männer, wohl aber die mageren, und diese brachten ihn um. Treffliche Beispiele davon sind Bach und Chopin; der erstere wie seine Musik, breit, gewaltig, sicher, imposant, majestätisch; der zweite von fast durchsichtiger Magerkeit, ätherisch, durchgeistet.

So braucht, was Größe und Masse am Menschen bedeuten, keine Erklärung; ein großer Kopf bei sonst gleicher Ausbildung, bedeutet eben „mehr Kopf“ als ein kleiner; ein großer Arm „mehr Arm“, also mehr Kraft und Thatkraft; und so führt nicht bloß jeder Vielredner, wie das Volk bildlich sagt, ein „großes Maul“, sondern hat auch wirklich einen großen Mund mit ausgebildeten, wenn auch oft fest gepreßten Lippen; niemals aber entströmte einem kleinen, schmalen Mund mit dünnen, zugekniffenen Lippen ein breiter, fort- und mitreißender Strom der Beredsamkeit.

Die vertikale Linie im Menschen weist nach oben; das beweist die von den Füßen an nach oben zunehmende und im Kopf zur Blüte gelangende Ausbildung. Wie die ideale Pflanze steht der Mensch da; mit seinen wie Wurzeln ausgegliederten Füßen packt er den Boden und steht auch im Sturm fest. Wie die Eiche ihre Äste hinausstreckt, so auch der Mensch seine Arme, die dem Tier fehlen. So trägt er auf den Schultern den kugelförmigen Kopf, gen Himmel gerichtet, eine wahre Sonnenblume, zugleich ein Ei, ein Globus und Weltkörper, auch

eine Welt, ein Mikrokosmos und Bild des Alls. — Auch hier kommen alle Hauptlinien zur Geltung. Zuerst die senkrechte, vertikale, die Grundlinie der menschlichen, nach Gott strebenden Pflanze, die das Gesicht, den Kopf in zwei symmetrische Hälften teilt; dann die wagrechte, durch die Augen, — ein halb nach oben, halb nach unten gerichtetes Sehen und Schauen des Menschen — geführte Linie, die den Kopf in ein Unten und Oben, in eine ideale und eine materielle Hälfte scheidet. Und auch in ein Vorne und Hinten scheidet eine senkrechte Linie den Kopf. Vornen alle Thore der Sinne; das Liebe ausstrahlende, Haß und Verachtung sprühende Auge, die fein riechende oder spöttisch gerümpfte Nase, der allsprechende Mund! Hinten der noch vom Haar verhüllte, überschattete Schädel, die geheimnisvolle Werkstatt, darin bewußt und unbewußt das Denken, Empfinden, Fassen und Erkennen unaufhörlich verarbeitet wird zu Gedanken, Vorsätzen, Plänen, Entschlüssen! Und den ganzen Kopf faßt der mit kühnem Schwung geführte Kreis, die Wölbung des oberen Kopfs, das Gewölbe des Denkens in sich, und schließlich umzirkeln die beiden Ovale die nach unten, nach dem schweren Stoff und der sinnlichen Materie sich zuspitzende Hälfte.

Wie jeder Baukünstler es schon im Äußeren auszudrücken sucht, ob sein Bau ein Bahnhof oder eine Kaserne, eine Kunstsammlung oder eine Kirche sein soll; wie jede Wohnung, jedes Haus, wie Palast, Hütte, Villa, Burg, durch ihr Äußeres einen Eindruck geben von dem Stand und der Gesinnung dessen, der sie bewohnt, so ist zu erwarten, daß auch der höchste Bau des göttlichen Architekten schon von außen im allgemeinen uns anzeige, was die innewohnende Seele für ein Individuelles und Besondres an sich hat. Trefflich bemerkt dazu Carus, daß die verschiedenen Konstitutionen wesentlich durch Zeichen am Stamm und an dessen Gliedern, die Temperamente stets mehr an

den Zügen des Antlitzes und die geistigen Anlagen hauptsächlich am Bau des Schädels zu erkennen sind.

Ein Menschenantlitz ist etwas Großes; wenn wirklich und geistig schön, das Schönste auf Erden; wenn wirklich häßlich, von Laster und Gemeinheit angefressen, von bösem Geist beseelt, ein Bild, worüber Engel weinen möchten. Einst wird auf der neuen Erde einer unsrer edelsten Genüsse darin bestehen, das schöne Antlitz der Auferstandenen zu bewundern, wie da so klar und leuchtend, so harmonisch und wahr, so mächtig und lebensvoll jede Seele und Ichheit sich ausspricht, auch ein Abbild des Gottes, den Moses einst bat: „Laß mich dein Antlitz sehen!"

In unserem Antlitz drücken Nase, Mund und Kinn mehr oder weniger Sinnlichkeit aus, auch Genußfähigkeit und Genußsucht; die Augen, der bekannte „Spiegel der Seele", und die Stirne mehr das seelische und geistige Leben, oder wie Carus richtig bemerkt, „das Wollen ist mehr im Kinn und Mund, das Fühlen in Augen und Wangen, das Erkennen in Stirn und Nase ausgedrückt." Die Stirne ist die Front (franz. le front) des Schädels, und an dieser Façade ist meist schon zu erkennen, was das Gebäude birgt. Was eine hohe oder breite oder niedrige Stirn bedeutet, und wie die erste edel, die zweite mächtig genannt wird, die niedrige entweder Beschränktheit anzeigt oder etwas Geheimnisvolles hat, weiß oder fühlt jedermann. „Die Stirn," sagt Lavater, „ist das unverkennbarste, sicherste Monument, die Residenz, Festung, Grenze des Geistes." Und Herder in der Plastik: „Das Leuchten des Angesichts zeigt sich insonderheit auf der Stirn; da wohnt Licht, da wohnt Freude, da wohnt dunkler Kummer und Angst und Dummheit und Unwissenheit und Bosheit."

Als Verlängerung der Stirn und des Schädels ist die Nase

aufzufaſſen. Auch hier iſt die Symbolik eine klare, und wie eine Adler- oder Habichtsnaſe und ein Stumpfnäschen auch für den Charakter bezeichnend ſind, weiß jedermann. Große, einigermaßen dicke Naſen ſollen Herzensgüte anzeigen, entſchieden kleine dagegen das Gegenteil und Mangel an Weitherzigkeit. Schon der Lateiner Porta bemerkt richtig, daß große und weite Naſenlöcher Kampf- und Streitluſt, auch Anlage zum Zorn bedeuten. Eine breite Naſenwurzel aber iſt Zeichen von geiſtiger Kraft; da fließt es vom Hirn reichlich her.

Etwas ſinnlicher ſchon iſt der Mund; und für Genußfähigkeit und Genußſucht oder das Gegenteil iſt es bedeutſam, ob die Lippen, wie beim Neger, üppig ausgebildet. oder dünn, gekniffen, blutlos ſind, wie beim Geizhals. Aber auch den Willen zeigen das breite, viereckige Kinn und der feſtgepreßte Mund an, im Gegenſatz zum ſtets halbgeöffneten des Dummen und der kinnloſen Bildung, die wir an Tieren bemerken, weshalb Lavater nicht ohne Recht ſagen konnte: „Je mehr Kinn, deſto mehr Menſch!“

In dieſem Knochenbau des Geſichts ſitzen die wunderbaren Fenſter, zu denen die Seele herausſchaut, von denen die Sprache in allbekannten, ſymboliſchen Ausdrücken viel- und nichtsſagende, liebe, böſe, eiferſüchtige, zornige, ſeelenvolle, ſchwärmeriſche, ſchüchterne, ängſtliche, drohende, ſehnſüchtige Blicke erwähnt. Das alles thut die Seele mit einem von Flüſſigkeit gefüllten Kügelchen! — Auch die Wangen helfen bei dieſer Ausſprache mit; ob blaß, eingefallen, welk, ob roſig, voll, mit Grübchen. Recht ſymboliſch iſt auch die Weiſe, mit der ein Menſch dieſen Kopf trägt, und auf welchem Hals, ob trotzig, feſt, zurückgeworfen, auf maſſiver Unterlage wie ein Attila, oder edel, frei, gelenkig wie ein Schiller oder Raphael; ob auf dem langen, ſchmächtigen Hals des Schwindſüchtigen, ob

in Demut oder gedankenvoll gebeugt, ob zur Seite geneigt oder hängend wie der Träumer, Schwärmer oder Heuchler (Jes. 58, 5).

* * *

Bei der Unmöglichkeit, die Symbolik des Menschen irgendwie hier zu erschöpfen, wollen wir doch etwas eingehender die der Hand, womit er handelt, thut, macht und schafft, womit er die Außenwelt und den Stoff anfaßt und ihn beherrscht, und die mit ihr so engverwandte Handschrift betrachten.

Wie es Thatsache ist, daß keine zwei Menschen selbst das Einfachste und Alltäglichste gleich anfassen, so auch, daß keine zwei dieselbe Hand haben. Wer mit der Chirognomie oder Wissenschaft der Hand sich beschäftigte, wird es keineswegs als Übertreibung bezeichnen, wenn gesagt wurde, Hände sind nicht nur ebenso verschieden wie Gesichter, sondern ebenso ausdrucksvoll, oder wenigstens ebenso charakteristisch und bedeutsam, wenn auch ihre Physiognomik mehr symbolischen Sinn und Vertiefung erfordert als die des Antlitzes. So ist es Erfahrungssache, daß eine Künstlerhand von der eines Denkers und Philosophen, diese wieder von der eines Kriegers oder eines gewöhnlichen Arbeiters nicht nur in der Glätte oder Rauheit der Fläche, sondern der ganzen Form und dem Aussehen nach verschieden ist. Die Chirognomik faßt die Handfläche als eine Darstellung des gesamten Lebensgebiets, den Daumen aber als das demselben im steten Kampf ums Dasein entgegentretende Individuum auf. Thatsache ist es, daß ein starker, schön gebildeter

Daumen samt Daumballen stets ein Zeichen von Energie und von kräftigem Geistesleben ist; Idioten haben oft keinen und nie einen normal ausgebildeten Daumen. Ein Zeichen des nahen Todes bei Kranken, sowie eines unselbständigen Lebens bei ganz kleinen Kindern ist das Fallenlassen des Daumens innerhalb der Finger. Was die Finger betrifft, so gehören die spitzigen mehr den unpraktischen, poetischen, oft träumerischen Naturen und sind bei ovaler, schöner und vollkommener Ausbildung das Zeichen der hochbegabten Menschen; die spatelförmigen dagegen, d. h. diejenigen, wo sich die sehr ausgebildeten Fühlnerven in förmlichen Ballen an den Fingerspitzen zeigen, verraten geschickte, lebhafte, thätige Menschen mit Formensinn, Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist; die langen Finger sind mit pünktlichen, etwas langsamen und bedächtigen, oft kleinlichen, jede Einzelheit beachtenden, erwerbsfähigen und Freude am Besitz (sprichw.: lange Finger) habenden Charakteren gleichbedeutend, während kurze zum Erwerben und zum Festhalten des Erworbenen nicht geschickt sind und Menschen kennzeichnen, die eher das Ganze und Große als das Einzelne und Kleine sehen; ganz kurze aber mit langer Handfläche stets ein kümmerliches Geistesleben voraussetzen. Knotenartig hervortretende Fingergelenke sollen ein Zeichen von Ideenverbindung sein, und am unteren Gelenke Ordnungssinn, am oberen das Forschen nach den Gründen und Ursachen der Dinge bedeuten, weshalb dieser Knoten zu allen Zeiten der „philosophische“ genannt wurde und in ausgezeichneter Ausbildung den forschenden Skeptiker andeutet.

Endlich sind die Linien der Handfläche bedeutsam. Bekanntlich sind sie nicht nur bei jedem Menschen, sondern auch einigermaßen bei jedem Volk verschieden, und zwar nicht nur diese, sondern ebenso auch die getüpfelten feinen Hautlinien, so

am Daumballen. Sir William Herschel hat bei der indischen Regierung als Identificationsmittel und Ersatz für die Unterschrift bei den Indiern die Abdrücke von der Daumballenhaut eingeführt. Es hat sich gezeigt, daß sie, photographisch vergrößert, individuell durchaus verschieden sind; keine zwei davon absolut identisch; und auch mit den Jahren verändern sie sich nicht. So fand er am Abdruck des gleichen Daumballens innerhalb 14 Jahre 30 Punkte der Übereinstimmung und nicht einen der Abweichung.

Die Handlinien sind schon insofern symbolisch, als sie in schöner Ausbildung nur bei civilisierten und gebildeten Menschen vorkommen, während sie bei manchen wilden Völkern und elementaren Menschen z. T. fehlen, so die fast nur bei Kaukasiern vorkommende „Saturnienne". Diese Linien, von denen die wichtigsten vom Handgelenke an als Lebens-, Kopf- und Herzlinie bezeichnet werden, deuten durch eine großartige, einfache, harmonische Ausbildung stets ein ebenso geartetes Geistesleben an; verwirrte und unharmonisch sich kreuzende oder kurzabgebrochene zeigen das Gegenteil an, und ein wirres Durcheinander von zahlreichen kleinen Linien ist ein Symbol eines konfusen, unruhigen, mit allerlei Hindernissen in sich und außer sich kämpfenden Wesens. Auf die Analogie mit dem menschlichen Körper sich gründend, bei dem ebenso von unten herauf zuerst der Unterleib dem materiellen Leben dient, dann das Herz dem Seelenleben und endlich der Kopf dem Geistesleben, nehmen Chiromantiker an, daß die drei Fingergelenke von unten herauf Leib, Seele und Geist entsprechen. Bei dem individuellen Daumen bildet der Daumballen die materielle Basis und die zwei Gelenke entsprechen wieder dem Gefühl und dem Willen, dem Herzen und dem Kopf.

Von jeher wurden die so mannigfaltigen Grundformen der Hand klassifiziert; in neuerer Zeit von d'Arpentigny, Desbar-

rolles u. a. Für den, der nicht spezielle Studien über ihre Symbolik treiben will, dürfte meine von Carus, der fünf Typen annimmt, wenig abweichende Einteilung in drei Grundformen genügen, eine Einteilung, die sich unschwer in allen Leistungen der Hand, vor allem in der Handschrift, wieder erkennen läßt, wie selbst auch in dem geistigen Leben des Menschen, in seiner Rede und in seinem Stil, in seinem Forschen und Erkennen und bis in seine Religion. Denn sie beruht auf dem Vorherrschen von Leib, Seele oder Geist beim einzelnen. Bei elementaren Menschen herrscht das leibliche Leben vor, bei intelligenten das seelische und bei geistigen, pneumatischen das geistige.

Die elementare Hand mit breiter Handfläche, derber und harter Textur, mit kurzem Daumen, hartem aber wenig ausgebildetem Daumballen, mit kurzen, starken, dicken Fingern und entwickelten viereckigen oder runden Fingerspitzen, endlich mit wenigen, aber derb gezeichneten Handlinien, ist die häufigste Form; es ist die Hand des Teils der Menschheit, dem beschieden ist, im Schweiß seines Angesichts die gröbste Handarbeit zu verrichten, der als notwendige Unter- und Grundlage für jedes höhere Leben vorausgesetzt werden muß, und ohne dessen unscheinbares und oft gering geschätztes Wirken alles höhere Wirken und geistige Wachstum unmöglich ist. Das ist die Hand des gewöhnlichen Bauern, des gemeinen Soldaten, des Arbeiters im Steinbruch, des Matrosen, womit jedoch nicht geleugnet wird, daß in dieser Klasse von Menschen auch andre und höhere Handformen zu finden sind, die aber dann stets bedeuten, daß der Betreffende für seine Lebensstellung zu begabt ist und zu etwas Besserem sich eignen würde.

Bei der intelligenten Hand ist die Handfläche gewöhnlich nicht mehr so breit und kräftig entwickelt, die Finger sind

durchschnittlich länglicher, bei praktischen Naturen mit spatelförmigen Fingerspitzen, bei unpraktischen mit mehr viereckigen; einzelne Knoten treten stark hervor. Bei diesem Typus tritt die größte Verschiedenheit der Handlinien auf, und diese können zahlreich, zerrissen, konfus, durchschnitten, kleinlich oder einfach, klar, wenig zahlreich, langgezogen u. s. w. sein. Diese in verschiedenen Variationen auftretende Hand gehört der gebildeten Mittelklasse an, denjenigen Menschen, die geistig höher als die obigen elementaren stehend, ihnen auch meistens im Leben zu befehlen haben, und die dem schon nicht mehr formlosen Stoff höhere Formen geben; — wie es recht symbolisch ist, daß der Ungebildete stets mit dem Stoff in seinen einfachsten, noch unausgebildeten Formen zu thun hat, so der Stein- und Holzhauer; der Gebildete dagegen mit ausgebildeterem Stoff, der Höchstgebildete aber nur noch mit Wort und Gedanken sich befaßt. — Solche Hände haben der Architekt, der Künstler, der Offizier, der Schiffskapitän, der Mechaniker, der Ingenieur, der Fabrikant, der Geschäftsmann, der Lehrer, der Arzt u. s. w. Je nachdem der intelligente Mensch mehr in der That oder im Gefühl lebt, lassen sich diese Hände in motorische und sensible, wie Carus sie nennt, oder sagen wir in thatkräftige und gefühlige einteilen. Erstere werden kräftiger sein und entwickeltere Formen besitzen, einen großen, breiten Daumen und Daumballen und oft auch die praktischen und lebhaften Sinn verratenden spatelförmigen Fingerspitzen zeigen, überhaupt bei Männern vorherrschen; die zweiten, eher bei Frauen vorkommenden, werden glatte Finger, einen kleinen Daumen und entweder mehr viereckige oder spitzige Finger, die bei günstiger Ausbildung auch wohl oval sein können, aufweisen. Die unvollkommene, unschöne, unharmonische Handform wird hier eine Annäherung an die elementare Menschheit verraten, eine besonders schöne

und harmonische dagegen ein Teilnehmen an den Eigenschaften des höchsten Typus.

Die geistige Hand ist die dritte und seltenste Form; hat eine längliche Handfläche und Finger mit schönen, ovalen Fingerspitzen, nie rund noch viereckig; Fingerknoten wenig bemerklich, Daumen und Daumballen sehr schön, aber nicht auffallend kräftig entwickelt; in der Hand drei klar gezogene, nicht unterbrochene Hauptlinien, die sogenannte Herz-, Kopf- und Lebenslinie, mit wenig andern harmonischen Kurven. Kommt der zweite Typus in einiger Vollendung nur etwa zehntausendmal bei einer Million Menschen vor, so dürfte der dritte Typus in hoher Vollkommenheit kaum einmal unter tausend Händen der zweiten Gattung zu finden sein. Er wird mit Recht bei den Raphaelschen Madonnen bewundert; ebenso gehört diesem Typus die Hand des Christus im „Zinsgroschen" von Tizian an; auch der Apostel Johannes muß, seiner ganzen Persönlichkeit nach, diese Hand gehabt haben. Sie gehört in höchster Ausbildung denjenigen edlen, reinen, idealen Menschen an, die, ohne Falsch noch Bosheit, über den Streit und Hader der Parteien erhaben, auf jeden den Eindruck einer schönen und edlen Seele machen und hinter sich nur Liebe und Verehrung zurücklassen, und sie dürfte bei Frauen häufiger vorkommen als bei Männern. Für edle, selbstvergessene, Almosen spendende Frauengestalten mit hohem Ideal, wie die heilige Elisabeth, ist diese Hand charakteristisch; aber auch mit einer Beimischung der intelligenten Form, also kräftiger und persönlicher ausgebildet, wird sie bei großen Künstlern (Raphael), wahren Poeten (Byron), tiefen Denkern und überhaupt bei geistigen Menschen zu finden sein.

Da nun die Hand ein Teil des ein harmonisches Ganze bildenden Körpers ist, wird man eine geistige Hand ebenso-

wenig an einem plumpen, derben, eckigen Körperbau finden, wie umgekehrt eine elementare an einer durchaus geistigen, ätherischen Persönlichkeit. Eine kräftige, motorisch intelligente Hand setzt eben denselben Körperbau voraus, findet sich nicht bei schwindsüchtigen, engbrüstigen Menschen mit schmalen Schultern und vorgebeugter Haltung. Kommt hinzu die Gewohnheit des Befehlens, so dürfen wir wetten auf eine Adlernase à la Friedrich der Große oder wenigstens eine gebogene, keinenfalls ein aufgestülptes Näschen, auf ein ausgebildetes, festes Kinn (siehe die römischen Kaiser, Napoleon I. u. s. w.) und auf festen, scharfen Blick von jedenfalls weder mattblauen, noch schwärmerischen, kohlschwarzen Augen. Ist stolzes Selbstbewußtsein damit verbunden, so ist eine aufrechte Haltung und ein hochgetragener Kopf angegeben; bei Kälte und Gefühllosigkeit wird der Kopf noch mehr zurückgeworfen, die Lippen sind gewöhnlich fest geschlossen, die Augenbrauen leicht zusammengezogen u. s. w. — Ebenso wird eine Hand mit vollen, weichen, runden Formen, dabei mit einiger Feinheit, uns viel eher an das wohlbekannte, wenn auch gemilderte Bild vom wohlgenährten Falstaff, als an die eckigen, hageren Formen eines abgehärmten Fanatikers erinnern.

So hängt beim Menschen eins am andern, und selbst wo das warum uns nicht immer sofort klar ist, sitzt tief in unserm Gefühl eine Ahnung der harmonischen Zusammengehörigkeit der Form mit dem Inhalt, des Körpers mit dem Geist.

* * *

Wie bei der Verschiedenheit und der ausgesprochenen Physiognomie der Handformen vorauszusehen, bietet dieses Organ in seinen Leistungen eine erstaunliche, individuelle Mannigfaltigkeit dar. Das Spiel eines Virtuosen, der sog. Vortrag, die Mache eines Malers, der Bleistrich eines Zeichners sind für ihn bezeichnend und begründen oft seinen Ruhm.

Unter allen Handthätigkeiten ist wohl keine heutzutag so allgemein verbreitet, wie die Schrift. Von Kamtschatka bis nach Neuseeland schreibt alles, und mehrere hundert Millionen Briefe und $1^3/_4$ Milliarden Postkarten besorgt jährlich der Weltverkehr.

Die Handschrift ist gefrorener Schall, erstarrtes Wort, festgebannter Geist, eingravierter Hauch; „und die Schrift war die Schrift Gottes, eingegraben in den Tafeln" (2. Mos., 32, 16). Wohl mag sie dem Wilden ein Unheimliches dünken! In gewisse, scheinbar sinnlose, willkürliche Formen banne ich den Geist; gebunden, stumm liegt er da; wer nicht das magische Sesame kennt, geht achtlos an ihm vorbei. Aber dem Kundigen und Wissenden sprechen das Buch und die Inschrift, und sind Brot seinem Geist. Die Schrift, sagten die Juden, kommt von Gott. Und allerdings, was sind denn alle Formen in der Schöpfung, der Umriß des Baumblatts und des Käfers, die Bahnen der Sterne und das Profil eines Menschen anders als göttliche Stenographie. Aber wie wir keine Worte der Wahrheit reden, so können wir auch nicht die göttliche Schrift lesen; wir ahnen kaum etwas von ihrem Inhalt und können ebensowenig unsern Namen ins Buch des Lebens einschreiben. Nur unsre Sünde schreiben wir fleißig, täglich „mit ehernem Griffel auf bleierne Tafel" ein.

Den alten, ernsten, starken Völkern war, wie das Leben auch die Schrift ein Ernstes, Großes, ja Heiliges. Sie schrieben

wenig, aber bedächtig, kannten nur große Buchstaben, die zugleich Zahlen und Symbole waren; gravierten ihre kurzen, prägnanten Inschriften, ihre Gebete und ihre Gesetze in Bronze, Granit, Porphyr. In der prächtigen, monumentalen, senkrechten hebräischen Quadratschrift (von der Molitor im II. Band seiner Philosophie der Geschichte eingehend zu beweisen sucht, daß sie die ursprüngliche war), steht jeder Buchstabe selbständig da und ist ein Bild der Welt mit der Zahl 4. In unsern gebundenen, hastigen, schiefen Schriftzügen ist jeder Buchstabe ein Bild unsrer kleinen, selbstsüchtigen, unruhigen Persönlichkeit, wie sie, von stetem Bangen und Hoffen bewegt, ruhelos dahin eilt und hastet.

Von jeher haben Menschen, so schon die Römer, so Shakespeare, Walter Scott, Goethe, Lavater u. a. es gefühlt und ausgesprochen, daß die jeweilige Handschrift eines Menschen in Beziehung zu seinem Charakter steht. W. von Humboldt hielt sie geradezu für das charakteristischste am Menschen. Darin liegt der Wert der Autographen, und wie stark ihre Individualität ist, bezeugt am besten die Thatsache, daß die eigenhändige Unterschrift, selbst vor dem Gesetz, als absolut gültiges Merkmal und Symbol des Individuums selber gilt. In der That genügt es dem für die Symbolik der Formen Angelegten, die Handschriften von bekannten Charakteren zu vergleichen, so die urkräftige, derbe, harte von Bismarck mit der feinen, eleganten, wohlwollenden von Kaiser Wilhelm I. u. s. w., um sich von der Wahrheit der Graphologie, wie die Symbolik der Handschrift immer allgemeiner genannt wird, zu überzeugen. Schon in meinen Aufsätzen in „Über Land und Meer“ 1883—1885, als die Graphologie in Deutschland noch ziemlich unbekannt war, habe ich die Hauptgattungen der Handschrift auf die drei Grundformen der Hand zurückgeführt.

Die elementare Hand wird selbstverständlich elementar schreiben, ihre Handschrift wird als Regel das Gepräge der Unbildung und der geistigen Unfreiheit tragen, sie wird meistens etwas groß sein, eckig, ärmlich, unharmonisch, und mehr oder weniger ängstliche und unselbständige, an die kalligraphischen Regeln, d. h. an den Schulunterricht sich haltende Formen zeigen; dabei wird sie, wenn auch unter Umständen kleinlich, doch nie sehr klein sein. Ist sie dagegen besonders groß, so werden ihre Züge nicht Großartigkeit und geistige Überlegenheit, sondern die kindische Ungeschicklichkeit, sich innerhalb einer normalen Größe zu halten, aussprechen. Dabei kann sie bedeutenden Eigensinn, Härte, Willenskraft, Freude am Stoff, Possessivität, etwas Formensinn enthalten, auch öfters Klugheit und Vorsicht, ja Mißtrauen, auch Sonderbarkeit, nicht aber wahre Originalität zeigen, da diese stets geistige Freiheit voraussetzt.

Die intelligente Hand wird ebenso eine intelligente Handschrift schreiben. Diese wird bei mittlerer Größe vor allem geistige Beweglichkeit, Freiheit und Selbständigkeit zeigen, auch größeren Formenreichtum als die vorige, wie überhaupt darin die Physiognomie des Schreibers klarer und deutlicher hervortritt. Dabei werden die mehr motorischen oder thatkräftigen Hände eine bewegte, lebhafte und lebendige Schrift haben, bei praktischen, spatelförmigen Fingern nie ganz getrennt schreiben, bei starkem, breitem Daumen und breiter Hand überhaupt auch markierte und schwere Züge führen, die Kennzeichen von starkem Willen und Selbstbewußtsein. Bei ausgesprochenen Fingerknoten wird diese Schrift zur spitzigen, scharfen des Skeptikers und Kritikers. Die gefühlvolle Hand wird uns mit logischer Notwendigkeit eine schiefere Schrift, leichtere Züge und je nach der Persönlichkeit, die schriftlichen Kennzeichen des Wohlwollens, der Empfindlichkeit, der Eitelkeit u. s. w. zeigen.

Ganz geistige oder psychische Handschriften kommen ebenso selten vor, als ganz geistige Hände. Sie zeigen völlige Abwesenheit aller derben, extravaganten oder nur sonderbaren Formen, edle, schöne, einfache Züge, stets in die Höhe tretende Formen und als Grundform das Oval, das für Madonnen und Engelsgesichter so charakteristisch ist und sich in den Fingerspitzen der betreffenden Hand findet. Schöne Beispiele dieser Handschrift bieten Raphael und Palestrina. Man wird bemerken, daß die Formen dieser Handschrift sich auffallend denen der Typographie und Kalligraphie nähern, was auch nicht anders sein kann denn was stellt die Kalligraphie anders dar, als das Ideal der Handschrift, wobei das jeweilige Persönliche zurücktritt.

Auch die Bedeutung dieser sonderbaren Strichlein, womit der Mensch seine Gedanken ausdrückt, in denen seine Ideen krystallisieren und die für die Persönlichkeit so charakteristisch sind, beruht auf der oben angeführten Symbolik der vertikalen und horizontalen Linien, der Kurven und der Spiralen. Andre Formen hat der Mensch nicht. Der Geist, der in ihm über der von Finsternis bedeckten Tiefe seines unbewußten Lebens schwebt, wählt, ihm unbemerkt, diejenigen daraus, die sich zur Offenbarung seiner Individualität eignen, und spricht durch die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe, die Kraft und die Schwäche dieser Linien und Striche seinen individuellen Charakter aus. So gebraucht der Beharrliche, auf Erden lang und breit sich Einrichtende, mit Vorliebe die wagrechte Linie und zieht weithin seine Striche. So der Ideale die gen Himmel weisende senkrechte, so der Gefühlvolle die schiefe, so der Gute die sanfte, runde, und der Harte und Grausame den Keil und die Spitze.

Die Handschrift ist ein Bild davon, wie der Mensch dasteht. In jedem Buchstaben, den er macht, entwirft er unbewußt

ein Bild seines Individuums. Steht dieser Buchstabe hoch und schlank da, so bedeutet er eben denselben geistigen Habitus, wie der hohe und schlanke Mensch, der hohe und schlanke Baum, der hohe und schlanke Turm, ein Sichstrecken und Sehnen und Dichten und Trachten nach und in die Höhe. Steht er niedriger, dazu breit, massiv, viereckig, so liegt seine Symbolik ebenso klar in eben diesen Ausdrücken. Ein breiter, massiver Turm ist stärker als ein hoher und schlanker, sagt nicht dasselbe. Wie wir sahen, daß die Vertikale durch äußere Einwirkungen und Eindrücke zu einer schiefen Linie werden kann, so ist es auch in der Handschrift. Die bewegende Hauptkraft, welche die Buchstaben in der Handschrift vor sich beugt, wie der Wind die Ähren des Kornfelds, ist das Gefühl, die Neigung; „l'inclination" erzeugt „l'inclinaison". Aufrecht ist die Handschrift des Kalten, Gleichgültigen, des Egoisten, und auch des seine Gefühle stark Beherrschenden; sie läßt auf ähnliche Haltung des Menschen schließen. Schief schreibt der Gefühlvolle, er beugt sich vorwärts zu dem Angeredeten; schiefer noch der Sentimentale; am schiefsten der krankhaft Empfindliche und Sensitive, vom Sturm des Lebens fast Entwurzelte. Und als Reaktion gegen das heutige Übermaß des Gefühls zeigt sich, doch meist vorübergehend und nur in der Jugend und Sturm- und Drangperiode, die nach rückwärts gebogene Schrift des mit mehr oder weniger Glück mit seinem Gefühl Kämpfenden. Zugleich teilt die senkrechte Linie die Schrift in ein Vorn und Hinten, Zukunft und Vergangenheit entsprechend. Jede Handschrift schaut und schreitet nach vornen; die hebräische jedoch rückwärts nach ihrem Ursprung, nach dem von Gott geschriebenen Gesetz des Sinai.

Daß die Handschriften aller geistigen Völker auf der Horizontale hin sich bewegen und bald über, bald unter dieselbe greifen, ist nicht Zufall, sondern Symbolik. Diese Buch-

ſtaben oder Individuen ſtehen wie der Menſch auf der Oberfläche der Erde, und auch ſie werden durch eine große, bedeutungsvolle Linie in ein Oben und Unten geſchieden, in ein Reich des Geiſts und des Stoffs, der Seele und des Leibs, des Imaginierens in das Unſichtbare und in das Sichtbare. So ſind die über der Linie befindlichen Formen für die Seele und ihre Kräfte maßgebend; diejenigen der unteren Hälfte dagegen beziehen ſich auf den Körper, auf das Verhältnis des Menſchen zum Stoff, zur Materie.

Das mehr oder weniger gewandte, geſchmackvolle, elegante oder plumpe, ſchwerfällige, unſchöne Ausſehen der Formen unten und oben wird ebenſo maßgebend ſein für die geſchickte oder ungeſchickte, gewandte oder ſchwerfällige Art, mit welcher der Betreffende ſich, ſei es in der geiſtigen, ſei es in der materiellen Welt bewegt, alſo für ſeine ganze äußere Bildung.

Wie der vertikale Strich für den nach oben oder unten gerichteten Sinn, ſo iſt der horizontale bedeutſam für das Beharren, die Kraft der Fortſetzung, alſo für Willenskraft im allgemeinen, wie beſonders an den Querſtrichen der franzöſiſchen t zu ſehen. Wer dieſelben dünn, ſchwach, kurz macht, iſt weder beharrlich noch willensſtark. Überhaupt zeigt überall in ſelbſtverſtändlicher Symbolik der breite, ſchwere Strich mehr Ernſt und Macht als der dünne, verhält ſich zu ihm wie der Strom zum Bächlein, die breite Heerſtraße der Nationen zum ſchmalen Fußpfad, wo der Angreifer nur einzeln vorrücken kann. Wer nur Grundſtriche macht oder hauptſächlich ſolche, oder ſie beſonders ſtark macht, nimmt das Leben ſchwer, tritt gewichtig, vielleicht auch ſchwerfällig auf, iſt geneigt, alles ernſt und wichtig zu nehmen, und genießt auch mit Energie. Wer nur Haarſtriche macht, macht keinen gehörigen Unterſchied zwiſchen

Großem und Kleinem, Wichtigem und Unwichtigem, nimmt manchmal Schweres leicht und Leichtes schwer, tritt oft leicht, gewöhnlich bescheiden und fast schüchtern und unselbständig auf und genießt nur vorübergehend und mäßig.

Ein weiteres Symbol der Art und Weise, wie ein Mensch das Leben auffaßt, liegt in der Trennung und Bindung der einzelnen Buchstaben. Die intuitiven Orientalen trennen ihre Buchstaben, ein unbewußtes Bild davon, daß sie in ihrem Seelenleben jede Idee einzeln, selbständig und als eine Welt in sich zu erfassen vermögen; die deduktiven Occidentalen dagegen verbinden die Buchstaben und oft sogar die Wörter, zum Zeichen, daß ihre Kraft mehr im logischen Verbinden und Aneinanderreihen der gegebenen Ideen als in der Ideenproduktion selbst liegt. — Nach dem früher Gesagten ergibt sich von selber die Bedeutung der Kurven und der eckigen Linien der Handschrift. Die gerade Linie wird ein Symbol von Geradheit, Ehrlichkeit, auch Unbeugsamkeit und Starrheit sein; die Kurve ebenso von Biegsamkeit und Abrundung. Die harmonische, elegante, geschmackvolle Kurve bedeutet Wohlwollen, Nachgeben, Nachsicht, ein coulantes, gewandtes Benehmen, herrscht auch bei den romanischen Völkern vor. Die eckigen, spitzigen Formen, wie die gerade, starre Linie zeigen Schwerfälligkeit, Unbeugsamkeit, also ein starres und eckiges Wesen an, sie finden sich mehr bei Nordvölkern und in der gotischen Schrift. — Ebenso steht die Richtung der Linien, der Wörter und selbst der Wortteile auf- oder abwärts im Einklang mit dem schon Gesagtem über die allgemeine Symbolik der Linien. Eine aufwärtsstrebende ist gleichbedeutend mit Geistesfrische, Unternehmungslust, Freude am Schaffen, ungebrochenem Lebensmut; während die hinabgehende Schrift, und selbst das Hinabfallen nur einzelner Buchstaben das Gegenteil bedeutet. Endlich

stellen in schöner Symbolik die großen, manchmal gesucht formreichen Buchstaben das öffentliche Leben mit seinen Ansprüchen und Formen und seiner Konventionen dar, gegenüber den sich auf das häusliche, das Privat- und Familienleben beziehenden kleinen. So waren bei den im Staat aufgehenden Römern alle Buchstaben groß, selbständig, monumental. So wollte Voltaire, der mit frecher Ungeniertheit mit seinen Mitmenschen, Königen oder Fürsten umging, alle großen Buchstaben abschaffen; so schreibt der Deutsche, bei dem Titel so viel gelten, alle Hauptwörter groß.

So ergibt sich die gesamte Symbolik der Handschrift aus so klaren, ungezwungenen, in der ganzen Natur liegenden Konkordanzen, daß man sich nur wundern kann, daß es Leute gibt, die dafür kein Auge und kein Verständnis haben. Man sollte meinen, es verstehe sich von selber, daß eine pünktliche Handschrift Pünktlichkeit, eine schöne und elegante Geschmack, eine feste und starke Festigkeit und Kraft, eine formenreiche geistigen Reichtum andeuten werde, gerade so wie wir jederzeit von einem geschmacklosen oder geschmackvollen, nachlässigen oder sorgfältigen Anzug auf den Charakter des Trägers schließen. Dazu bedarf es wie zu aller Symbolik nur eines offenen Auges und einer logischen Kombinationsgabe; denn die Eigenschaften des Menschen hängen zusammen und lassen aufeinander schließen. So bedeutet stets eine große Handschrift einer kleinen gegenüber bei sonst günstigen Schriftzeichen eine gewisse Großartigkeit, Selbständigkeit, Zuversicht, freie Geistesbewegung, sicheres Auftreten; eine entschieden kleine einen kleinen Gesichtskreis, manchmal einen pünktlichen, grübelnden, ängstlichen Sinn. So werden Lebhaftigkeit, Nervosität, Aufgeregtheit sehr deutlich an einer bewegten, aufgeregten, lebendigen, mit langen End- und Querstrichen versehenen Handschrift erkannt; Eitelkeit, ge-

wöhnlich mit Empfindlichkeit verbunden, an gezierten, geschmacklosen, meist spiralförmigen Schnörkeln. Formensinn wird sich in reichen und schönen Formen und harmonischen Kurven aussprechen; Kritik dagegen in scharfen, dolchartig zugespitzten Strichen.

Endlich wird selbst das scheinbar unbedeutende, von unpünktlichen Naturen ignorierte und mutwillig vergessene, von den pünktlichen und kleinlichen sorgsam aufgesetzte Tüpfelchen auf dem i, der Punkt, seiner symbolischen Bedeutung nicht entbehren. Es schreibt mancher scheinbar frisch und flott mit mutiger Schrift, aber das herabfallende Pünktlein verrät deutlich, wie müde der Mann und froh, daß seine Aufgabe vollendet ist. Ein andrer will ruhig scheinen, hält an sich; aber die sämtlich voraneilenden i-Tüpfel lassen unschwer die Begierde und die Ungeduld erkennen. Der hoch über der Linie schwebende Punkt zeigt uns den Idealisten, der kaum sich über den Buchstaben erhebende den nüchternen und prosaischen Menschen; der gewaltige, viereckige, federspaltende eine über das Ziel schießende Energie. So gibt es unter den Frage- oder Ausrufungszeichen und Kommas hitzige oder ruhige, sanfte, unentschlossene, feine, scharfe, herzhafte, kernige, derbe und massive! Alles menschliche Thun ist symbolisch, und am meisten da, wo er es nicht ahnt.

* * *

In der Schrift von primitiven, jetzt noch von der Civilisation unberührten Völkern, wie der Tataren, Kalmücken, der Battas in Sumatra u. s. w., welche die einfachsten, isolierenden oder einsilbigen, sowie die agglutinierenden Sprachen sprechen, ist die Ähnlichkeit zwischen dieser Schrift und den Schreibversuchen des Kindes auffallend; vor allem in dem gänzlichen Mangel an Bindungen. Diese Völker haben noch kein System, keine Theorie; wenn auch mitunter poetische, schöne, oft wahre Ideen, die sie aber immer einzeln auffassen, ohne sie kritisch vernünftig zu einem das Ganze umfassenden Bau zu verbinden. Ferner sind diese ursprünglichen Völkerschriften stets an dicken, derben, massiven Strichen reich; das bedeutet Derbheit, wuchtige Äußerung des Willens, starke Genußsucht und in Verbindung mit obigem Charakterzug eine kräftige, aber jedem Impuls sich hingebende, rücksichtslos auf ihre jeweilige Idee sich stürzende Natur. Endlich bestehen diese ursprünglichen Völkerschriften aus geraden Linien und sind voll von dolchartigen Strichen und Häkchen, sind eckig und kantig, scharf und spitzig. Auch diese Symbolik trifft gut das Wesen dieser von der Civilisation noch unberührten, wilden und oft grausamen Völker.

Fassen wir die zwei Hauptgruppen der civilisierten Menschheit im Orient und Occident nach ihren Schriftformen ins Auge, so finden wir, daß der Orientale als Naturkind und Idealist, als poesiereicher, sich gern in eine Märchenwelt versenkender Träumer, selbst seine Kursivschrift oft gar nicht oder nur wenig bindet, gegenüber dem realistisch angelegten, nüchtern, logisch und praktisch denkenden Europäer, der stets mehr oder weniger gebunden schreibt. Ja, selbst unter diesen letzteren schreibt am wenigsten gebunden der auch dem Orient am nächsten

gelegene Grieche und der träumerisch poetische Slave; am meisten dagegen der kühle, praktische Engländer und Amerikaner.

Die gotische Handschrift verrät der lateinischen gegenüber durch ihre schärferen Formen Härte, Derbheit, ein weniger biegsames Wesen, wie auch mehr Materialität darin liegt, daß von je fünfundzwanzig Buchstaben in der Kursivschrift sieben große und elf kleine unter die Linie sich senken, bei der lateinischen nur je zwei und sechs. Die Formen des E und des C besagen deutlich ein Sichbehaglichfühlen im Stoff; die der v, w, r, y, z, Z einen umständlichen und unpraktischen Sinn, wie es erstaunlich ist, daß sie sich bis in die zeitsparende Gegenwart behauptet haben; die geschlossenen Kurven kommen in der gotischen Schrift viel häufiger vor (R, M, N, W) und deuten auf geringere Mitteilungsgabe und größere Verschlossenheit als die lateinischen Formen; das t drückt bedeutenden Eigensinn in den Ideen aus. Im ganzen und obgleich das s eine sonderbare, das H eine kaum in genügender Verbindung mit der Realität stehende Idealität verraten, ist die gotische Schrift der Ausdruck eines formen- und gedankenreichen, harmonischen, originellen, ernsten Geisteslebens. Die lateinische Schrift dagegen zeichnet sich sofort durch das häufige Vorkommen von schnörkelartigen Formen in den das öffentliche Auftreten charakterisierenden großen Buchstaben (D, E, Z) aus, welche graphologisch die Selbstbewunderung, das offen zur Schau getragene Selbstbewußtsein, die „Pose" bedeuten. Zum Glück sind sie nicht von eckigen Formen begleitet und finden sich nicht bei den kleinen Buchstaben oder im Privatleben; im übrigen ist die Schrift gefällig, coulant, gar nicht verschlossen, mäßig materiell, wohlwollend, lebhaft; die t- und A-Striche, die in der gothischen nicht vorkommen, entsprechen einem entschlossenen, raschen und gern befehlenden Charakter.

Nicht weniger charakteristisch für seine Volksindividualität ist die Art und Weise, wie der Engländer die lateinische Schrift behandelt. Beim ersten Blick fallen die eckigen, spitzigen Formen auf, womit er sich der gotischen Schrift nähert und, dem englischen Charakter entsprechend, ein steiferes, härteres, rücksichtsloseres Benehmen kundgibt, als etwa der Franzose. Seine Linien sind durchaus gerade, seine Formen oft auch Zeichen eines starken, festen, kalten Willens; die Buchstaben nicht zusammengedrückt, denn der Engländer ist meistens mit sich selbst zufrieden; dagegen fängt er hoch oben an, füllt die Seite ganz, ohne einen weißen Rand zu lassen, und schreibt sogar manchmal gekreuzt, denn er ist sparsam. Bei dem M ist der erste Strich höher als die andern, die aristokratische und andern gegenüber stolze Haltung verratend, die bei den Engländern sprichwörtlich geworden ist; aber kein Wort hört, wie so oft bei dem schlauen Italiener, mit unleserlichen, spitzigen Strichen auf, denn der Engländer ist offen, ehrlich, geradeaus; die oft keulenartig und schwertförmig aufhörenden Formen besagen Kampflust und die derben Ausdrücke eines starken Willens, die gleiche Höhe der Buchstaben und ihre Regelmäßigkeit eine beharrliche und nicht empfindsame Natur. Daß aber die ganze Schrift selbst in den Verbindungen mit einem sehr deutlichen Druck geschrieben ist und nirgends lange, leichte Endstriche zwecklos herumfliegen, sagt deutlich, daß es dem Engländer Ernst ist mit allem, was er thut, und daß bei allen seinen Fehlern man ihm jedenfalls nicht Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit vorwerfen kann. Daß endlich die Handschriften der Engländer denen der Franzosen oder Deutschen gegenüber eine weit größere Familienähnlichkeit haben, ist für das so abgeschlossene, so scharf gezeichnete und bei allen Engländern so gleichförmig anzutreffende englische Wesen sehr bezeichnend.

Interessant ist es, wie die Formen der Handschrift der verschiedenen Völker mit ihrer Architektur zusammenhängen, so daß man letztere eine steinerne Nationalschrift nennen könnte; ein Zusammenhang, der einen weiteren Beweis für die Symbolik der Handschrift liefert. Es bezweifelt wohl niemand, daß die verschiedenen Stile der Architektur in Beziehung zum geistigen Leben der betreffenden Völker stehen; vielmehr ist für jeden Gebildeten die gothische Kathedrale sowohl Symbol als Produkt des germanischen, ebenso der Parthenon des griechischen, das Kolosseum oder der Triumphbogen des Titus des römischen Geistes u. s. w. — Beginnen wir mit den Ägyptern, so waren bei ihnen Architektur und Schrift vereinigt, nicht nur insofern, als alle Wände, Pfeiler und Säulen mit hieroglyphischer Schrift bedeckt waren, sondern weil die kuhköpfige Isis oder der sperberköpfige Horus, die Sphinx und die Lotosblume, der Obelisk und die Pyramide zugleich architektonisches Bild und Schriftzeichen waren. Hier hätten wir also gewissermaßen eine gemeinsame Wurzel, aus der Architektur und Schrift divergierend sich entfaltet haben. Daß eine solche Identität bei den praktischen Ansprüchen an eine Kursivschrift im Laufe der Zeiten nicht durchführbar blieb, versteht sich von selbst; dennoch vergegenwärtigt uns die viereckige, hebräische Monumentalschrift die platten Dächer und viereckigen Bauten des Orients; das Sanskrit mit seiner schweren Barre oben, seinen massiven, im viereckigen Rahmen sich bewegenden Buchstaben mit schlangenförmigen Windungen nach unten (graphologisch hohe, über der Erde schwebende Idealität einerseits und derbe Sinnlichkeit andrerseits anzeigend), erinnert sofort an die Façade des Felsentempels in Elephanta mit seinen sinnösen Götzenbildern; die elegante, langgestreckte Schrift des Arabers aber, aus der schlanke Zeichen wie Speere emporragen, bietet das

Bild einer von fern gesehenen arabischen Stadt mit ihren zierlichen, spitzigen Minarets. Auch kommen Formen der Architektur vor, bei denen die ursprünglich aus der Architektur entstandene Schrift wieder zur Architektur wird und sich mit ihr verschmilzt. So in der maurischen Bauart, wo, wie in der Alhambra, die Formen der Schrift zu den zierlichsten Arabesken sich gestalten und mancher Spruch des Korans zu einem schönen Ornament wird.

Ebenso stellt uns die nicht horizontal sondern vertikal geschriebene, verschnörkelte, bizarre, aus lauter gebrochenen, wie kleine Zöpfchen herumfliegenden Linien bestehende Schrift der Chinesen ihre in aufeinander gesetzten Pavillons gebauten Tempel dar, von denen der bekannte Porzellanturm in Nanking den Typus repräsentiert, und auffallend ist hier die stetige Wiederholung der gleichen Grundform ⅄ in Architektur und Schrift.

Auch bei den Völkern des Occidents ist der Parallelismus zwischen Architektur und Schrift einleuchtend. Bei den Lateinern bewegen sich beide durchaus in der geraden Linie und im Rundbogen. So stimmen die römischen Buchstaben O, C, D, P und die späteren romanischen m, n, k, d, s mit der römischen Architektur und mit der Profilierung des Kapitäls oder Gesimses überein. Auch später erinnert manche französische Handschrift mit ihren Fiorituren und Schnörkeln an eine Façade von Bernini oder an ein Rokokomöbel. — Daß die gotische Schrift mit der gotischen Architektur einen gemeinsamen geistigen Zug hat, beweist der Name selbst; die Ähnlichkeit in den Formen beider ist zu einleuchtend, als daß sie einer Erklärung bedürfte.

* * *

Eine zweite gleichfalls bedeutende Leistung der menschlichen Hand ist die Architektur, mit der wir die Handschrift verglichen. Wie alle Kunst ist auch sie eine äußere und sichtbare Offenbarung eines Inneren und Unsichtbaren.

Symbolisch ist die Säule, diese schöne Steinfigur, diese prächtige Ichheit und Individualität, aus den zwei großen Gedanken der vertikalen Linie und des Kreises entstanden, mit festem, würfelförmigem, die Welt bedeutendem Fuß, mit dem schönen, geschmückten Kopf, mit der absoluten Zweckmäßigkeit des Tragens. Denn nur das ist schön, was einen Zweck hat und ihn erfüllt. Symbolisch sind der eckige, derbe Pfeiler, die imposante, beruhigende Fläche, das ideale, kühne Gewölbe, der in sich selbst zufriedene römische Vollbogen, das sehnende Ogiv, der mystische maurische Bogen. Das Äußere jedes Baues soll mir sagen, wer darin wohnt, was dieser Bewohner ist, was er thut, was er liebt; ein Kloster gebaut wie ein Theater, ein bürgerliches Haus wie eine Festung, und eine Kirche wie eine Kaserne, wären Absurditäten. Warum? — Weil die Architektur physiognomische Kunst ist. — Was sind das Wohnhaus, die Kaserne und der Palast, die Burg und der Tempel anders als die steinerne Schale, die Muschel eines Bewohners, das Gehäuse einer Idee, die selbst als Ruine uns immer noch geistig anregt und von längst verstorbenen Insassen, von dahingeschwundenen Menschen und Göttern erzählt. Treffend sagt Schopenhauer: „Der Geist einer Zeit erteilt ihr auch die äußere Physiognomie. Den Grundbaß zu dieser spielt stets die jedesmalige Bauart; nach ihr richten sich zunächst alle Ornamente, Gefäße, Möbel, Geräte aller Art und endlich selbst die Kleidung, nebst der Art Haar und Bart zu stutzen.“ (Zur Metaphysik des Schönen. S. 238.)

Über dieſe Baukunſt und alle Künſte beſitzen wir heutzutage Lehr- und Handbücher, die uns genau ſagen, wie die Inder und die Perſer und die Griechen es gemacht haben, und wie ſie es hätten machen ſollen. Aber es iſt ſtets gewagt, die Kunſt eines fremden Volks zu beurteilen und ſie mit modernem Maßſtab zu meſſen. Kunſt iſt, wie Religion, ein unmittelbares Produkt, ein Ausſprechen des innerſten Lebens und als ſolches eine Überzeugung, ein Feſtes und ein Sicheres. Wie wir nicht wiſſen, noch je wiſſen werden, wie Gott und die Welt ſich in den Köpfen und Herzen der Ägypter oder der alten Skandinavier ausnahmen, — wäre es doch jetzt äußerſt ſchwierig, feſtzuſtellen, was das deutſche Volk ſich beim Vaterunſer denkt, oder wie es ſich die Gottheit vorſtellt — ſo werden wir auch nie wiſſen, warum die Kunſt jener Völker eben die und keine andre war. Warum der Ägypter an ſeinen Hieroglyphen, Obelisken, Göttern mit Tierköpfen, kurz, an ſeiner großartigen Symbolik der Ewigkeit unwandelbar feſthielt, wußte nur er, und geſagt hat er es nicht. Daß es nicht, wie mancher Äſthetiker behauptet, Unfähigkeit war, ſich eine andre Kunſt, oder nach unſern Begriffen höhere Typen der Gottheit zu erdenken, erhellt daraus, daß er bei den Perſern, Aſſyrern und Griechen, mit denen er in häufige Berührung kam, ſich eine Fülle von andern, nach unſrer Anſicht höheren Formen hätte holen können. Aber er wollte nicht und hätte, wie über andre, ſo auch über unſre moderne Kunſt überlegen gelächelt. Die Inſel Philä in den blauen Fluten des Nil, von den Arabern „Wonne des Lebens“ genannt, wie ein grüner Smaragd im goldenen Sand der Wüſte gefaßt, die Ufer von duftenden Mimoſen beſchattet, oben die prächtigen Tempel aus roſafarbigem Granit mit ihren Lotusſäulen, von Palmen umgeben, bietet eine unübertroffene Harmonie der Architektur und der Natur. Hier taugten St. Peter oder

der Kölner Dom nichts. Jede Kunst ist schön an ihrem Platz und zu ihrer Zeit. Doch sollen wir uns auch nicht von der Tradition und der Konvention in der Kunst zu gedankenloser Bewunderung jeder beliebigen süßlichen Madonna oder so manchen Doms oder sonstigen Bauwerks bewegen lassen, an dem nichts Merkwürdiges, als daß es zwei- bis dreitausend Kubikmeter Mauerwerk enthält — ein verunglückter Versuch des Erbauers, mit Stein und Mörtel etwas zu sagen, was ihm selber nicht klar war.

Traurig ist es, daß aus unsrer modernen Welt- und Gottesanschauung, aus unsrer Religion und Theologie kein Tempel mehr entsteht. Nur noch Schutt und Trümmer, zerschlagene Säulen, zerbrochene Altäre!

Auch in der Architektur, wie in allem Wahren und Großen und Schönen, sind die Mittel einfach: Lehm, das erste beste Gestein und Baumstämme, nach den so einfachen Grundlinien geordnet, die wir vorhin kennen gelernt haben! Auch hier sind am wichtigsten die vertikale und die horizontale Linie, ferner die eckigen oder die Winkel, und endlich die Kurven. Weithin dehnen sich in flachen Horizontalen die besitzanzeigenden Paläste von Versailles, die breiten, praktischen Kasernen und die an die Erde sich anklammernden, in die Erde sich einwühlenden Festungslinien; sie sind das Reale, die Basis, die Grundlage. Hoch in die Lüfte erhebt sich steil, senkrecht, vertikal das stolze Schloß, und der gotische Turm strebt gen Himmel wie ein Gebet, die trotzige Burg, mit Zinnen wie Felsenzacken, überschaut und verschließt sich; der starke, trotzige, weithin schauende Turm späht aus schmalen, tiefliegenden Schießscharten wie aus zugekniffenen Augen mit eisernen Wimpern ins Thal hinab und hält das Banner in die Höhe; das ist der Ritter selber. Aber tief in der Erde, in der Finsternis, steckt

der Kerker, ein „de profundis clamo“. Und so redet die Kaserne mit ihren dreihundert gleichen Fenstern und ödem, großem Hof von der Einförmigkeit und von der Vielheit; die Einfahrt in die riesigen Glas- und Eisengewölbe unsrer Bahnhöfe sieht aus wie der Rachen eines unaufhörlich lange Züge verschlingenden und wieder ausspeienden Ungeheuers. — Aus dem einfachen, viereckigen Fenster schaut der einfache Bürger heraus; weither über den von einem Pfeiler zum andern fest und sicher sich schwingenden Rundbogen führt der Römer sein Wasser und baut mit derselben Form seine Amphitheater und seine Brücken. Der ideale Germane allein kennt die wie zum Gebet gefaltete Hände aufstrebende Ogive, und der poetische Araber den märchenhaften, maurischen Bogen, um den geheimnisvolle Schrift sich als Arabeske windet.

Die zwei Themata und Grundgedanken der Baukunst können auf Erden wie einst im Himmel nur das Haus des Menschen und das Haus Gottes sein, die Wohnung dieser zwei großen Ichheiten. Das Wohnhaus ist der ewige Typus aller Architektur. Wie Gott, obgleich überall gegenwärtig, sich auf Erden einen Platz und eine Wohnung auswählt, von dem Er spricht: „Sie sollen mir ein Heiligtum machen, daß ich unter ihnen wohne“ (2. Mose 25, 8) — ein Abbild davon, daß er selbst im Himmel einen Tempel hat — so und deshalb hat der Mensch einen Wohnort, eine Wohnung; zugleich tiefes Sinnbild davon, daß jedes Geschöpf, kraft des göttlichen und des Naturrechts, seinen Ort und Platz in Gottes unendlichem Weltall hat, der ihm gehört, und den es in den Himmeln der Himmel besitzen darf, um darauf und darin ewig seßhaft zu sein. Satan aber und seine Engel haben „ihre eigne Behausung verlassen“ (Jud. 6) und wandeln ruhelos auf Erden hin und her (Hiob 1, 8), bis der feurige Pfuhl ihnen zur ewigen Wohnung

angewiesen wird. Und die gefallenen Geister suchen sich Menschenleiber, oder doch Schweine, um in der Lehmhülle ein wenig ihre nackten Seelen vor dem Gewitter Gottes zu schützen. Und kaum hausen sie darin, so müssen sie mit unwillkürlicher Wut auch diese ihre Behausung und Obdach zerstören und vernichten, denn Hölle ist Widerspruch und Selbstmord; und jedes Wohnrecht ist ihnen abgesprochen worden. Weil einst der Mensch aus dem Paradies ausgestoßen wurde, mußte der Menschensohn auch diesen Fluch tragen, auf Erden keine Wohnung zu haben und keinen Platz, da er sein Haupt hinlegte. Einst werden das Haus des Menschen und das Haus Gottes im himmlischen Jerusalem, in dieser Hütte Gottes, darin er bei uns, bei den Menschen wohnen wird (Off. 21, 3), zu einem und demselben werden.

Von der Wohnung geht die Baukunst aus. Ein Obdach will zuerst der Mensch. Doch schon im Einfachsten liegen die Keime des Großen. Der steinerne, ursprünglich aus zwei Pfeilern und darauf gelegter Platte bestehende Schutzbau, wie er sich in der Sanskrit-Schrift abspiegelt, enthält schon die ganze quadratische Architektur des Parthenons; die konische Hütte dagegen, das Wigwam, aus jungen, biegsamen, zusammengebogenen und gebundenen Stämmen, ist schon die gotische Ogive. Schön ist's, wie beim ersten die steinernen Pfeiler, sowohl aus praktischen Gründen als auch aus Schönheitssinn, zu runden, nach oben sich verjüngenden Säulen werden. Um die häßlichen Regenspuren zu verdecken, wurden sie kannelliert; damit sie nicht in den Boden einsinken, wird ihnen ein viereckiger Sockel unterschoben, und damit sie oben nicht abbröckeln, ein Kapitäl aufgesetzt. Weil Steinplatten aber nur in mäßiger Größe zu erhalten sind, bleiben die Säulen enggedrängt, um den ebenfalls aus Platten gebildeten Giebel zu

tragen. Dann wird der fertige Bau nach und nach ausgeschmückt; die Blumengewinde um das Kapitäl, die Schädel der geopferten Pferde mit Laub- oder wollenem Gewind verbunden, werden bleibend in Stein gehauen, und so entsteht aus einer Stilisierung und Durchgeistung des Gegebenen und Zweckmäßigen der prächtige griechische Tempel. Ebenso entwickelt sich in der Gotik auf anderm Wege das natürlich Gegebene zur höchsten Baukunst hinauf. Anstatt eines biegsamen Stämmchens werden drei, fünf und mehr fest zusammengebunden; oben einige nach rechts, andre nach links gebogen, und es entstehen die Schiffe und Säulengänge; auch hier werden die bindenden Stricke zuerst mit verschiedenem Laub verdeckt und dieses später in Stein gemeißelt, wobei die mehr an das Gemüt appellierende Gotik ursprünglich aus Holz baute, und ihre Pflanzen und Tiere nicht stilisiert, sondern naturalistisch auffaßt.

Indessen entwickelt sich auch die Wohnung; es sondern sich die Begriffe, Herd, Wohnen, Schlafen; Thür und Fenster, Dach und Kamin treten deutlich hervor. Der Bau gliedert sich, denn das Haus ist ein seßhafter Organismus. Oder richtiger gesagt, es ist ein Bild des darin wohnenden Menschen und soll schon, wie die Erde, die großen Grundgedanken dieses Organismus wiedergeben. Der Arme und Beine bedarf es nicht, wohl aber soll es ein Gesicht haben, eine Tendenz, soll irgendwo hinsehen, wie es auch eine Stirne oder Front, einen Hut oder ein Dach, ein Vorne und einen Rücken und zwei Seiten haben soll. Deutlich entspricht die Halle, der große Wohnraum, von wo aus sich gemütliche Wärme verbreitet, dem Herzen; die Lungen sind der luftige Anbau, Altane, Verandas; zu den Fenstern, seinen Augen, schaut das Haus heraus. Dem Kopf entspricht manchmal das Arbeitszimmer; die Küche aber dem

Magen. Und ihren eignen Charakter haben diese Teile; die weitherzige, durch ein großen Thor aufnehmende, gastfreundliche Halle, das flüsternde, schmollende oder liebkosende Boudoir, der hinausspähende, neugierige Erker, die ernste, schweigsame Bibliothek, wo die Geister großer Toten hausen; die Fenster, bald schmal hinter eisernem Gitter argwöhnisch auflauernd, bald sonnig hell einen anschauend; und wie ein Schlapphut, ein Mantel, ein Schild, nimmt sich das schützende, über das Ganze seine Flügel ausbreitende Dach aus.

Je mehr das Haus sich diesem Ideal, dem menschlichen Bau, zweckmäßig und der jeweiligen Individualität des Bewohners angepaßt, nähert, desto schöner; denn schön, weil wahr, ist immer das Zweckmäßige. Und höchst anziehend wird auch dieser zweckmäßige Bau dadurch, daß er sowohl nach seinem der Natur des Ortes entnommenen Material, als auch in der Anlage dem Terrain sich anpaßt. Auch der ehrwürdigen Sitte, dieser kryſtallisierten Symbolik, Rechnung tragend, bietet er uns ein tiefsinniges Bild davon, wie seine Seele, der darin wohnende Mensch, auch aus Natur und Sitte, aus seinem Volk herausgewachsen ist.

Durch solche Symbolik und Sprache erfreuen uns das gemütliche Schwarzwälderhaus und der aus vielen Fenstern so hell schauende Berner Meierhof an schützender Halde, wie er so breit und behäbig unter seinem weiten, warmen, nach der Wetterseite tiefer herunterhängenden Strohdach, mit dem großen, saftigen, sorgfältig aufgebauten Düngerhaufen, von üppigen Obstbäumen umgeben, dasteht, ein Bild, triefend von Milch und Fruchtbarkeit, in prächtigem Einklang mit dem breitschultrigen Besitzer, mit der stämmigen Bäuerin, die stolzig davorstehen. Ein kräftiger Gegensatz zu den Mietvillas im besuchten Badeort, die wie gefallsüchtige Mädchen auf einem Jahrmarkt, keck auf

einem Vorsprung aufgepflanzt, schon von weitem aus allerlei großen und kleinen Augen nach den vier oder acht Weltgegenden lugen, ob keiner kommt; anstatt eines brauchbaren, ehrlichen Huts mit Fetzen schief aufgesetzter Dächlein bedeckt, und anstatt mit Maschen und Bändern mit Erkerchen und Türmchen geschmückt, in die kein Mensch hineinsteigen kann noch mag.

Wie hübsch drückt sich in dem Haus und besonders in dem stets individuelleren Landhaus der Charakter der verschiedenen Völker aus!

Würfelförmig, hart, in der Sonne erglühend, steht auf weiter Fläche, wie eine kleine Festung mit nur schmalen Gucklöchern, blendend weiß, das steinerne Haus des harten, grausamen, mißtrauischen Arabers und ebenso das des ihm so ähnlichen Spaniers.

Anders das englische cottage, shooting-box, lodge, mansion, castle, in solidem normännisch-gotischem Stil, durchaus komfortabel, meist etwas kirchlich und zugleich burgartig; es zeigt den starken, abgeschlossenen, geldbesitzenden, klerikal-adelig angehauchten Engländer, wobei die niedrigen „turrets" auf eine Idealität weisen, die Mühe hat, sich vom praktischen Boden emporzuschwingen.

Hell und frisch und heiter schaut dagegen ins Thal hinab das Chalet des Tyrolers und des Schweizers. Es tobt der Sturm, und es stürzt die Lawine; doch er jodelt fröhlich und jauchzt: Ich bin vom Berg der Hirtenknab'!

Demütiger baut sich die niedrige russische Isba des armen Mujiks auf, mit kleiner Thür und einem taschentuchgroßen Fenster, auf der weiten, oft acht Monate unter Schnee begrabenen russischen Ebene. Ein Tisch mit dem unvermeidlichen Samovar, stets heißen Ziegelthee spendend, eine Bank und ein Ofen, auf dem die ganze Familie schläft, das ist des Mujiks

Hab und Gut. „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit," spricht er ergeben.

Wie verschieden die italienische Villa! Wie eine junge Frau im Morgenanzug und Gartenhut, luftig und froh, ohne Toilette steht sie da im nachlässig schönen, von einzelnen Statuen belebten, sonst üppig überwucherten Garten; ein Bild der ungenierten villegiatura und der beliebten conversazione.

Praktischer ist das französische Landhaus, zweckmäßig, bescheiden, bürgerlich, sauber und schmucklos, aber solid, mitten im pünktlichen, geradlinigen, stets einigermaßen nach Nutznießung angelegten Garten, où le bourgeois retiré plante ses choux.

Die an der Felsenklippe aus hartem, schwärzlichem Feuerstein gebaute Fischerhütte der Normandie guckt unter ihrem bis auf den Boden sich senkenden Dach, aus ihren kleinen, aus einer einzigen Scheibe bestehenden, wegen des immerwährenden Weststurms eingemauerten Fensterlein geradeso hervor, wie ihr wettergebräunter Bewohner unter seinem Südwester aus zugekniffenen, scharfen Augen.

Die immer mehr sich selbständig in der Wahl ihrer Architektur und Stilart gebärdende, immer kosmopolitischer werdende Villa ist ein moderner Gedanke. Zur Zopf- und Puderzeit hatten wohl England und Frankreich, Deutschland und Italien ihre Landhäuser, aber nach einem einförmigen Typus, von dem selten abgewichen wurde. Heute haben wir wahre Musterkarten von Villas, importiert und imitiert, die sonderbare und die langweilige, die hochmütige und die protzige, die behagliche und bescheidene, die ländliche und die Salon- und Gesellschaftsvilla; und es ist eine hübsche psychologische Studie, aus ihren Eingängen und Thoren, Gittern und Gartenzäunen, Statuen und Felspartien, Springbrunnen, Glaskugeln und porzellanenen

Rehen und Hasen Charakter, Gemüt und Intelligenz des Besitzers zu ergründen, wobei freilich Fehlschlüsse nicht ausgeschlossen sind. Mancher höchst friedfertige Bürger hat eine merkwürdige Vorliebe für drohende Zinnen, und mancher Millionär läßt sich einen geschmackvollen Bau aufführen, der seine Schönheit dem Kunstsinn seines Architekten verdankt.

Diese ganze Architektur redet, predigt, schreit, spottet, lächelt, kokettiert, scherzt und droht. Denn Baukunst und Rede sind innigst verwandt, daher alle Sprachen vom „Satzbau" und vom „Stil" reden. Wie ist das Schreiben dem Bauen so ähnlich! Aus den Steinschichten des allgemeinen Denkens muß der Schriftsteller die einzelne Idee mühsam heraushauen, daß sie da, für sich gestaltet, liege; muß sie mit manchem Besinnen und Bedenken, oft mit einem inneren Zagen, ob der Stein haltbar, dauerhaft sei, auf den Bauplatz schleppen; muß sie dann nach eignem Stil aufbauen und in den Bauplan einfügen, und dazu sie mit andern durch den Mörtel und Cement der Deduktion, des logischen Gedankengangs verbinden. — Le style, c'est l'homme (Buffon). Und die Baukunst der Völker, das ist ihre Rede, in Stein gehauen, ein granitner Stil.

Groß an den Alten war es, daß sie die Baukunst, wie ihre Kunst überhaupt, der Gottheit weihten. Tempel vor allem hat die Menschheit jahrtausendelang gebaut und sie mit allem Fleiß geschmückt; daneben Paläste für den Stellvertreter der Gottheit und des Gesetzes, den König; endlich starke Burgfesten gegen den Feind. Manchmal wurden die drei zu einem vereinigt, so in den stolzen Bauten von Chorsabad, die auf weiten, künstlichen Terrassen, hoch über jede Überschwemmung erhaben, aus der Ferne wie ein Felsenberg über die unübersehbare, wohlbebaute, trefflich kanalisierte Ebene Mesopotamiens ragten. Und selbst in Rom ist noch das Privathaus Nebensache und

geht, wie der einzelne in dem Staat, in dem Begriff der Stadt, (Civitas) auf. Auch im Mittelalter sind die Paläste von Genua und Florenz und die Patrizierhäuser Nürnbergs organische Teile der echten, von festen Mauern umgebenen nahezu viereckigen, mit symmetrisch gestellten Thoren versehenen Stadt; mit einem Herzen, dem Dom und der Kathedrale, mit einem Kopf, dem Haus des Rats. Symbolisch für unsre Zeit und ihre Sociologie ist die aufgelöste, form- und planlose, von keinen Mauern mehr zusammengehaltene Stadt, in noch charakterlosere, erst in der Kryställisation begriffene Vorstädte auslaufend, wo, wie im Sumpf, Wasser und Festland, so Land und Stadt noch miteinander ringen.

Im Tempel, in diesem sichtbaren Symbol der Anbetung eines nie gesehenen, stets geahnten Gottes, gelangen erst die Grundanschauungen der Architektur zur vollen Geltung. Wie großartig ernst die ungeheure Tempelhalle zu Karnak! wo riesige granitene Säulen mit Lotoskapitälen, bedeckt mit scharfgehauenen Hieroglyphen, die weite Decke tragen, ein würdiges Bild der Anbetung dieses so symbolischen sub specie aeternitatis lebenden Volks. Dann kamen die heiteren Griechen, die kräftigen Römer und die idealistischen Germanen und prägten in ihren Tempeln ihr geistiges Leben ab. Denn die aus Nordfrankreich entstammende Gotik schufen dort germanische Stämme.

So sind der klassische Tempel und die gotische Kirche mit dem organisch mit ihnen verbundenen Gottesdienst Ausdrücke der zwei Grundrichtungen des Lebens, der klassischen und der romantischen, des lebensfrohen Heidentums und des kreuztragenden Christentums. Obiger Symbolik der Grundlinien entsprechend, bewegen sich die Tempel der Heiden in der Horizontalen, die Kirche Christi aber in der Vertikalen; das Sehnen der Gemeinde hat den Kirchturm und die Kathedrale erzeugt.

Der Typus des Hauſes wie des Tempels iſt das vom Dreieck überragte Viereck; denn auch das Haus ſoll Tempel ſein. Bei der gotiſchen Kirche aber ſinkt immer mehr der Würfel in den Boden; ſie gibt das Irdiſche auf und ſpitzt ſich zu einem ſehnſuchtsvollen, immer ſchlanker, höher gen Himmel gerichteten Dreieck zu.

Der Parthenon aus Marmor ſteht hell beleuchtet, weithin ſichtbar auf einem Berg; weite Säulenhallen, prachtvoll geſchmückte Thore laden zum Eintritt ein; weißgekleidete, blumenbekränzte Mädchen und Jünglinge ſteigen ſingend, ſchöne Gaben bringend zum Tempel, darin Jubelchöre ertönen; die Wände ſtarren von Gold- und Juwelen, und im halbdunkeln Hintergrund erhebt ſich majeſtätiſch der olympiſche Jupiter, oder die Minerva von Athen, ein Wunder der Kunſt, wohl ein Bild der Gottheit, aber im Grunde doch nur eine Verherrlichung der eignen Menſchengeſtalt. Und darüber erſtreckt ſich eine buntgemalte, flache Decke, ein blauer Himmel von Lapislazuli mit goldenen Sternen. Aber durchaus fehlt der himmelanſtrebende Turm; denn die Blicke dieſer Völker blieben an der von ihnen mit ſtarker Hand erfaßten Erde haften, und ſelbſt ihre Götter wohnten auf irdiſchem Berg, dem Olymp.

Anders die gotiſche Kathedrale! Aus dunkeln Gaſſen, auf engem Marktplatz, umtobt vom Gewühl des alltäglichen, mühſamen Lebens voll Schweiß und Sorgen, oft im Thal, erhebt ſie ſich zwar mächtig, aber für die Vorübergehenden und ſelbſt für die, die täglich um ſie verkehren, iſt ſie ein ernſter, ſtrenger, ja düſterer Bau; der Stoff graues Geſtein, der Eingang ſchmal und niedrig, zu ebener Erde. Ihre Augen, ihre Fenſter, ſind durch trübe Bilder des Leids verſchleiert, mit Bleiſtäben zuſammengehalten. Von ihrem engen, niedrigen Standpunkt unten und rings um die Kirche erkennen die Außenſtehenden nicht die Grund-

Vor allem ist aber die Kunst die Symbolik des Künstlers. Gott, der da spricht: „Ich bin, der ich bin", ist der größte Künstler. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die Prinzipien eines jeden Baumblatts, eines jeden Sandkorns so deutlich, so plastisch darin zu offenbaren, daß sie zu Miniaturbildern der Gottheit geworden wären. Aber diese offene und völlige Offenbarung hätte hienieden uns schwache, schon so unselbständige und unsichere Menschen so überwältigt, so betäubt, daß wir nimmermehr zur Offenbarung der eignen Individualität gekommen wären, welche auch keinen Platz mehr in solcher Schöpfung gefunden hätte. Deshalb hat Gott seine Natur uns als einen harmonischen, reichen, aber geistig mehr Ton in Ton gehaltenen Hintergrund geschenkt, auf dem wir unser eignes Porträt anbringen können.

Die erste Kunstthat der Seele, sobald sie vom Himmel auf die Erde fällt, ist die Erzeugung, unter Mitwirkung der Mutter, eines Symbols und plastischen Bilds ihrer Individualität, eines Leibs, und zwar eines solchen, der von allen andern von Anfang der Welt an gewesenen sich unterscheidet.

Ebenso ist ihr erster Versuch in der Tonkunst die Bildung einer Stimme, einer ihr eigentümlichen und individuellen Art zu schreien, zu weinen, zu lachen und später zu reden. Wunderbar, daß 1500 Millionen Menschen auf 1500 Millionen verschiedene Arten a, e, i, o u, ö, ü aussprechen!

Ist dann das Kind mit seinen ersten, bedeutsamen, keineswegs leichten Kunstthaten fertig, — und welche Mutter wüßte nicht, was für eine Freude ihr Kindlein an diesem seinem ersten Kunstprodukt hat, an seinem Körperlein, an den Händchen und noch mehr an den Füßchen, die es, weil weiter entfernt, schon objektiver auffaßt — so tritt bald in ihm das bewußte Bedürfnis, Kunst zu treiben auf.

Die Aufstellung von zwei Stück Baumrinde oder Steinplatten an einander, um darunter sich vor dem Sturm zu schützen, das Nachfahren mit einer Kohle dem Schattenprofil eines Menschen an der Wand, das sind die Anfänge der Kunst. Der Garten dem Wald, das Haus der Höhle, die Waffe dem Stein oder dem Baumast gegenüber, das ist schon Kunst.

Aus dem Geschmack, dieser merkwürdigen, so absolut individuellen Eigenschaft der Seele, entsteht die Kunst und die eigentliche unterscheidet sich vom übrigen, einen praktischen Zweck verfolgenden Thun des Menschen dadurch, daß sie keinen andern hat, als dem Geschmack zu genügen. Daraus erklären sich ihre Mannigfaltigkeit, ihre Veränderlichkeit, und ihre Wunderlichkeit; deshalb schmückte ein Pfahlbauer seinen Topf anders als ein andrer. Die Kunst eines Volks oder einer Zeit ist der Ausdruck dessen, was es oder sie liebte, daran sie sich freute, was für sie das Schöne war. Sie gewährt uns einen Einblick in die Seele jenes Volks und jener Zeit und ist deshalb so interessant.

Kunst besteht also darin, daß der Mensch allgemeine, unentwickelte Naturideen dadurch zu erhöhen, zu plastizieren sucht, daß er sie vermenschlicht und zu einem Bild „nach seinem Bild" individualisiert, wobei er, um aus einem Stück Natur dieses Bild zu gewinnen, die Hauptidee vereinsamt, die Episoden ausscheidet, und diese Idee verstärkt durch entsprechende Umgebung, so den Eindruck der daliegenden Leiche durch die lange Linie der Wüste. So will der Mensch, der Wilde oder der Civilisierte oder das Genie, mit der Kunst ein Stückchen des Alls in seinem geistigen Bilde gestalten, um damit seinen Mitmenschen zuzurufen: Seht, so verstehe ich die Welt, so fasse ich sie auf; so hätte ich sie gemacht! — Albrecht Dürer schreibt: „Der versammelte heimliche Schatz des Herzens wird offenbar

durch das Werk." Und in der Kunst interessiert uns eben das: wie faßt der und der die Form und die Farbe und den Klang und das Wort auf? Was fängt er damit an? Was kann und was will er uns damit sagen? — daran wollen wir erkennen, wes Geistes Kind er ist, in welchem der zwei großen Prinzipien er atmet, lebt und webt, was die Wurzel seiner Kraft, die Quellen seines Lebens sind. — „Für einen Sanguiniker," sagt Champfleury (le Réalisme, S. 92) „hat eine Eiche eine andre Farbe und Gestalt als für den Choleriker." Diese Offenbarung des Besten und Schlimmsten, des Höchsten und Tiefsten, des Wissens und des Könnens an einem Mitmenschen, das ist es, was uns an die Kunst fesselt. Denn wir alle möchten auch, — ach wie gern! — mit Form oder Farbe oder Klang es andern zurufen: das denke und das leide ich; das hoffe ich; das fürchte ich; darüber jauchze ich! Und vermögen wir nicht aus Mangel an Geistesfreiheit und schöpferischer und plastischer Kraft es zu sagen, so wollen wir wenigstens durch Mitgenießen des von andern Geschaffenen und auch durch darüber Richten kundthun, daß auch wir eine Auffassung des Schönen, einen Trieb zur Kunst in uns bergen. — Nicht die Reproduktion der Natur will ich in der Kunst sehen, das Original ist allezeit schöner. Nicht schlanke Birken am Herbstmorgen mit einem grasenden Reh will ich auf der Leinwand bewundern, sondern deine Seele, o Künstler, die interessiert mich! Erzähle mir mit Öl oder Tempera oder Aquarell oder Pastell, das ist mir gleich, was du bei dem Herbstmorgen gedacht, gefühlt, empfunden. Ist es Schönes, Großes, Wahres, so bist du ein Künstler, und ich danke dir für dieses Mitteilen deiner Seele. Vermagst du aber nicht dein in der Natur geschautes Bild plastisch darzustellen, was stets ein unklares Schauen voraussetzt, oder meinst du gar Kunst sei nur fleißige Reproduktion der

Natur, so läßt mich dein Bild kalt; dein Turm türmt sich nicht auf, dein Baum grünt nicht, dein Meer braust nicht, dein Wasser näßt nicht, dein Fels erschreckt nicht, dein Porträt spricht nicht.

Wahre Kunst ist vor allem wie alle Wahrheit gesund. Es thut not, das heute zu betonen. Wer glaubt, die Musik sei dazu da, die Empfindungen einer Influenza-Kranken noch so symptomatisch richtig und mit noch so kolossaler Fingerfertigkeit darzustellen; wer die Farbenwelt dazu mißbraucht, durch violette Wiesen und gelben Himmel uns in eine höchst unangenehme „Stimmung" zu versetzen; wer mit Lichtmalerei oder Tempera uns Krankenzimmer, Spitalscenen und chirurgische Operationen noch so geschickt vorführt, sündigt an der Kunst und an der Menschheit.

Eine noch so gelungene und treffliche Darstellung des Schmutzigen kann nie auf die Seele reinigend, eine solche des Krankhaften nie und nimmermehr gesundend wirken. Sondern wie reine, wahre Schönheit die Seele erfrischt, erhebt und belebt, so steigen nicht nur vom Unsittlichen, sondern auch schon vom Unharmonischen, Unschönen und Geschmacklosen geistige Bazillen auf, welche die Luft verpesten und die Seele ankränkeln. Derartiges zu meiden und zu verhüten, gehört zur geistigen Hygiene, ohne welche die leibliche wertlos ist beim einzelnen wie bei den Völkern. Das wußten die Griechen und hätten mindestens mit lebenslänglicher Verbannung den Verfertiger der Gruppe „Gorilla, ein Mädchen entführend," gestraft, der in Paris den zweiten Preis erhielt; und ebenso den Maler des „Medusenkopfs," den blauangelaufenen, die Zunge weit ausstreckenden Kopf eines Gehenkten darstellend, der in Deutschland ebenfalls die zweite Medaille bekam; aber auch den Verfasser des in Belgien vom Ministerium prämierten, nach Seelenschmutz riechenden Werks „La nouvelle Carthage."

L'art pour l'art! ruft eine moderne Kunstrichtung. Anders gesagt: Der Inhalt ist um der Form willen da, die Poesie um der Phrase und der Kopf wegen des Huts. Oder zu deutsch: „Was man malt, ist gleichgültig, wie man's malt, das ist die Sache!" Und in logischem Zusammenhang damit rufen andre aus: „Die Kunst kennt keine Ethik!" Wie! das Höchste im Menschen, das worin er seine ganze Seele, sein Sehnen, seine Individualität hineingießt, soll keine ethische Bedeutung haben?! Geschieht doch alles Thun des Menschen im Guten oder im Bösen, und dreht doch kein Scherenschleifer sein Rad, es sei denn in Gottes Liebe oder in Gottes Zorn! Wahrlich, die, die so sprechen, stellen sich und ihrer Kunst ein Armutszeugnis aus, wie es nicht größer gedacht werden kann, wie auch von jeher die gewaltigsten Künstler das gerade Gegenteil geglaubt und gepredigt haben. So ist wahrlich die Musik, von der Krösus sprach: „Willst du Sklaven, so gib ihnen Musik," nicht die, womit Tyrtäus die Lacedämonier zum Sieg entflammte. — Aber die Anhänger obiger Maxime strafen sich selbst Lügen; denn ihre Werke sind eine in ihrer Art großartige Predigt von der Hohlheit und Nichtigkeit und Plattheit eines jeden Kunstwerks, das ohne ethische Bedeutung lediglich durch geschickte Mache und bloße Technik zu imponieren glaubt. — Übrigens liegt auch der Beweis für die Ethik der Kunst in ihrer innigen Verbindung mit der Sprache, ist sie doch ein Aussprechen des Volksgeschmacks. Die Sprache eines Volks, mit ihrem Geist, ihrem Satzbau und ihrer Aussprache ist ein Abbild seiner Kunst. So stellt das Malen eines Horace Vernet, Delaroche, Ingres, Meissonnier das moderne Französische dar. Die pessimistische proletarisch-verkommene Farbe und Zeichnung eines Israels oder Jakob Smits entsprechen völlig den trüben Werken eines Couperus oder G. Eckhoud, während der Italiener

heiter zierlich malt wie ein Luſtſpiel von Goldoni, manchmal auch wie Manzoni oder Guerrazzi. Villeja und Benlliure malen wie Cervantes ſchreibt; Walter Krane einigermaßen wie Milton; Albrecht Dürer à la Luther, Overbeck à la Klopſtock, und Defregger ſo wie P. Roſegger erzählt; und die kalten, kühnen Bilder des Norwegers ſind Landſchaften aus der Frithjofſage.

Daß unſre, dem Feminismus und der weichlichen Philantropie huldigende Zeit die Form unterſchätzt, um in der Farbe zu ſchwelgen, ſtand zu erwarten. Die Form, die ein langes, ernſtes Studium erfordert, ehe ſie mit ihrer Schönheit den Künſtler beglückt, iſt Symbol des Geſetzes, die Farbe dagegen des Gefühls. Traurige Verirrung einer dem Geſetz immer abholderen Kunſt iſt es, wenn behauptet wird, daß „die Kunſt der Farbe ohne jedes beſchreibende oder erzählende Element nur in der Farbe ihren Ausdruck findet und die Form nur brauche, ſoweit ſie Trägerin der Farbe iſt!“ Iſt die Form charakterfeſte, bleibende Logik und Sprache der Ewigkeit, ſo iſt die Farbe nur Muſik und veränderliche Empfindung, hängt von der wechſelnden Beleuchtung ab, ja wird, wie das Gefühl, durch Reflexe von jedem nahen oder naherückenden Objekt affiziert und verändert; aber weil ſie vieles, ja wie manches moderne Bild beweiſt, alles mit ſich anfangen läßt, wird immer der Schwache und der Gefühlvolle, der ſtets ein Schwätzer, ſich auch ſtets aus der unerbittlichen ſchweigſamen Form in die willfährige plaudernde Farbe flüchten. Doch auch dieſe Schuld rächt ſich. Während der Künſtler, der die Form heilig achtet, zu einer edlen Freiheit innerhalb dieſes Geſetzes gelangt und dabei höchſt ſelten in eine widernatürliche Farbe gerät, verfällt der Künſtler, der ſich an der Form verſündigt, allmählich ſo ſicher der extravaganten und verrückten Farbe anheim, wie ſein Kollege, der naturaliſtiſche Romanſchreiber.

Reiche kräftige Farben sind Symbole von Seelengesundheit und Seelenkraft bei dem Künstler, der sie anwendet, und bei denen, welchen sie gefallen. Ins Gelbbraune und Gelbe fallen stets Psychopathen und Nervenkranke. Mit Gold und Scharlachrot bemalte der Grieche seine blendendweißen marmornen Tempel unter dem tiefblauen Himmel Griechenlands. Die Farben, die uns umgeben, üben einen Einfluß nicht nur auf unsre Stimmung, unser Gemüt, sondern allmählich auch auf unsern Charakter aus nach ihrem individuellen, oben berührten Wesen. Unfreie Individualität ist es, wenn ein Künstler einem besondern Farbentubus huldigt; wenn der eine meint, alles menschliche Leid und Elend erfordere Asphaltgrundierung, der andre nur mit Ultramarin und Krapplack sein süßliches Gefühl auszudrücken vermag, und ein dritter auf zwanzig Schritt Entfernung sich durch krassen Gegensatz von Gelb und Violett kund gibt. Während die starke Individualität nach göttlichem Befehl von „allen Bäumen des Gartens ißt" und davon gesund bleibt, steht die schwache mit krankhaftem Gelüste immer nur vor der verbotenen Frucht. Wahrheit ist immer Symbolik; ist stets eine Darstellung einer Seite der Gottheit; daher ihre Macht. Lüge ist niemals Symbolik; es ist nichts dahinter; daher ihre Schwäche. Und darum und weil nur Wahrheit wahre Kunst, und wahre Kunst gesunde Kunst, darum weg mit sinnlosen, weil unwahren und gesetzlosen Kunstprodukten, spazierenden Centauren, verrückten Lebenssphinxen, Wassermenschen und bocksfüßigen Nymphen (sic!), Satyre küssend! Nie gesehene Engel und Dämonen zu malen, steht dem Künstler frei, denn es gibt Engel und Dämonen, und sie illustrieren ewige Prinzipien und Gesetze; aber das thun nicht obige willkürliche Gebilde. Weg auch mit bloßen Farbeneffekten, mit der gemalten Phrase! Weg mit der nichtssagenden Motiv-

malerei, wobei der Künstler, nachdem er die halbe Welt bereist, als „Motiv" aus Capri oder Madeira ein Hofthor oder eine Gartenmauer heimbringt. Und weg mit dem ärmlichen, nur an die Wand größerer Delikatessengeschäfte taugenden Stillleben! Da wirft so ein Maler alles Sehnen und Dichten seiner schöpferischen Künstlerseele in die peinlich sorgfältige Reproduktion eines geschliffenen Bierglases mit obligaten Monat- oder Sommerrettigen! — Male er uns doch lieber in breitem goldenen Rahmen einen einsamen Stiefelzieher und schreibe im Katalog: Nr. 178. „Er harrt ihrer!" . . . Der Stiefel und der Ideen! — Allerdings und weil der Mensch nicht lange zur geistigen Speise des Salzes des Übernatürlichen entbehren kann, macht dieses Stilleben immer mehr einer von England importierten mystischen und spiritistischen Malerei mit fader Beleuchtung, unbegreiflichen Lichtstrahlen und obligaten Lilienstengeln Platz. Die ersten malen, was nicht des Malens wert; die zweiten wollen malen, was sich nicht malen läßt; auch eine Verirrung!

Auch die konventionelle bewußte Lüge in der Kunst gebe man auf. Es glauben nur noch wenige Gebildete, daß die Jünger Christi, diese Fischer am See Genezareth, sich der eine gelb, der zweite blau, der dritte rot drapierten und beständig einen Heiligenschein bei sich trugen, — allerdings sahen sie ebensowenig wie verkommene Anarchisten à la Uhde aus; — oder daß Schiller in Weimar oder Stuttgart in römischer Toga, mit Lorbeer gekrönt, zu spazieren pflegte. — Je mehr solches Unkraut aus dem Garten der Kunst ausgejätet, desto besser wird die Kunst gedeihen. Wann werden wir zur großen, monumentalen, eines großen, starken Volks würdigen historischen Malerei zurückkehren? Die „Wegführung der Juden" von Bendemann ist eine ganze heutige Gemäldesammlung wert.

Verwerfen wir etwa das Klaſſiſche? Nein! wir halten es vielmehr für wahrer als das Romantiſche, oder wie man heute ſagt, den Naturalismus. Der Klaſſiker ſucht und ſtellt dar das allgemein Wahre und Ewige, der Romantiker das Individuelle und Vergängliche. Dem Klaſſiker iſt alles Symbol, Darſtellung von Ideen, von Geſetzen, und um dies andern klar zu machen, eliminiert er die nicht direkt zur Veranſchaulichung dieſer Ideen dienenden Nebenſachen; er räumt alſo auf mit den noch ſo anmutigen Schlingpflanzen, mit dem Epheu, der die Säule und die Statue mit ihren Prinzipien verdeckt; und braucht er Blatt oder Blüte, Pferd oder Löwenkopf als Ornament, ſo iſt es ihm nicht um Reproduktion der Natur zu thun, ſondern um Hervorhebung der geſetzlichen Züge auf Koſten der andern. Er „ſtiliſiert" alſo Blatt und Kopf und offenbart die Schönheit der Idee auf Koſten der individuellen Charakteriſtik. Sein Löwenkopf iſt nicht ein Löwenkopf; es iſt der Löwenkopf. Freilich kann auch dieſe Stiliſierung übertrieben werden und wirkt dann ſteif und geiſtlos. Je höher das Bild, deſto mehr leuchtet aus ihm das Geſetz, und deſto weniger bedarf es der Stiliſierung. Wer dächte daran, ein Engelsangeſicht noch zu ſtiliſieren?

Dem Romantiker, Naturaliſten dagegen iſt das Individuum anziehender als das Geſetz; nicht den Menſchen, ſondern einen beſtimmten Menſchen will er malen und dazu bedarf er und dazu bedient er ſich ohne Bedenken, wenn die Figur es erfordert, alles an ihr hängenden Staubes und Schmutzes, aller ihrer Runzeln und Warzen. Leibliche und geiſtige Stiliſierung, Idealiſierung iſt ihm Lüge. Er iſt nur Photograph, und er glaubt unparteiiſch, gerecht und wahr zu ſein. Aber das Unvollkommene, das Häßliche und Krankhafte iſt ſtets um einen Grad weniger wahr. Vielmehr iſt das Klaſſiſche wahr, weil abſolut

zielbewußt und zweckentsprechend. Klassisch, weil völlig zweckmäßig sind die Waffen und Pagaien der Südseeinsulaner und der Kajak des Eskimo, so mancher Topf und Schüssel des Pfahlbauers und des Etruskers; denn vieler Jahrhunderte bedurfte der Mensch, um bis zum Roccocco und sinnlosen Schnörkeln herabzusinken. Klassisch, weil wahr spricht jedes Urvolk, Hiob und Homer, die Edda und die Saga und meist der Wilde und der Hirte. Klassisch ist das Kind, der prächtig gebaute, den Speer kühn schwingende Kaffer und die den Krug auf der Achsel tragende Fellachin; klassisch das nach Walderdbeeren und wilden Blumen duftende Volkslied; und ach! klassisch hienieden auch die Klage, wie manches Volk sein Lied „la complainte" nennt; denn die Lebensarie ist in Moll gesetzt. Wir irren umher auf der weiten Erde, haben keinen Vater und wissen nicht, wo die liebe Heimat; und die Bürde des Lebens und die Last der Schuld beugen uns immer mehr den Nacken, bis wir endlich zusammenbrechen. — Was sollen wir da viel heiter sein?

Unklassisch sind wir moderne Städtebewohner, weil im Konventionellen und in der Unwahrheit lebend. Klassisch ist das Leben an sich. Wie einfach seine Gesetze, wie wenige die Bedingungen des Daseins, wie wenige auch die entsprechenden nötigen Gegenstände, das Gewand und die Schale, der Pflug und der Korb, das Schwert und die Harfe, der Tisch und das Lager, der Herd und der Altar, womit früher auch Helden und Könige ausreichten! Ach, daß ein Omar käme und unsre Weltstädte samt Bibliotheken und dazu unsre gesamte Industrie, unsre Fabriken und Maschinen verbrennte! Vielleicht lebten wir dann wieder einfach, zufrieden und klassisch!

Dadurch unterscheiden sich Kunst und Natur, daß letztere als göttliches Thun mit absoluter Unparteilichkeit das Kleinste

und das Größte behandelt, die Kunst aber scharf zwischen Haupt- und Nebensache, zwischen dem Grundgedanken und den Details unterscheidet; ja diese richtige Unterscheidung gehört mit zu den Kennzeichen des großen Künstlers. — „Les détails," sagt Voltaire hart, „sont la vermine qui ronge les grands ouvrages!" — Am Manne ist die Freiheit immer schön; und es verlangt uns, an einem Kunstwerk etwas vom Wehen dieses Geistes der Freiheit zu spüren, der vom All nur nimmt, was ihm wichtig, was ihm groß, was ihm behagt, und mit souveräner Macht gerade das ignoriert, woran der Unfreie ewig hängen bleibt, von dem er glaubt, gerade dieses viele und endlose Kleine und Kleinliche mache das All und die Kunst aus.

Übrigens ist die Kunst, wie alles Große in der Welt, höchst einfach. Willst du ein gutes Bild malen, so vergiß dich und die Welt und die Kunstschule; sieh dir diese Natur an, lang, mit großen, hellen, weit geöffneten Augen, sauge ein ihre Formen und ihre Farben, die Schönheit und die Kraft, die Wahrheit, die Weisheit und den Sinn der Dinge, dann mische mit deinen Farben etwas Leibes- und viel Geistesschweiß und einige Tropfen deines Herzbluts und male drauf los .... so wird dein Bild gut und du kannst ruhig die Kunstkritiker von deiner Auffassung und deinem Vortrag und tiefgefühlten Farbe u. s. w. reden und sich darüber streiten lassen, ob du zu den Naturalisten oder Impressionisten oder Veristen oder Präraphaeliten gehörst.

* * *

Höhere Symbolik als die der Malerei ist die der Skulptur, schon weil sie nicht bloß eine Fläche, eine Seite des Raumes, sondern drei Dimensionen beherrscht und zu ihrer Offenbarung verwertet, also wahrer ist. Wer eine geniale Statue oder gute bronzene Büste von verschiedenen Seiten betrachtet, wird nicht darüber im Zweifel sein, daß ihm hier weit mehr geboten ist als im noch so schön gemalten Porträt, das gleichsam nur einen Durchschnitt des Kopfes wiedergibt. Die bloße Fläche ist der Bann, der ewig auf der Malerei liegt.

Auch darin und dadurch steht die Symbolik der Statue höher als die des Gemäldes, daß sie sich von der bloßen Reproduktion mehr entfernt als jene. Ein lebensgroßes Porträt kann bis zu einem gewissen Grad die Illusion der Natur geben, die marmorne oder bronzene Statue nicht; sie will es auch nicht, und darin besteht ihr Vorzug. „Die vollendete Illusion," sagt mit Recht ein Franzose, „ist das Kennzeichen der unvollendeten Kunst."

Weil die Statue wahrer ist als das Gemälde, wird sie den mehr anziehen, der in der Kunst die Wahrheit höher stellt als die Dichtung. Mehr auf der Oberfläche und äußerlich lebende, mit ihrem Urteil schnell fertige, empfindsame, gefühlvolle, mehr intuitive und wechselnde, den Genuß über die Erkenntnis, das Wort über die That und die Musik über das Wort setzende Menschen und Völker ziehen wie auch das Kind und die Frau das Gemälde vor. Männer massiveren und tieferen Geistes, die voller die ganze Persönlichkeit und die wahre und bleibende Form als Hieroglyphe des Innern an- und erfassen, so ein Napoleon, Goethe, Moltke, lieben die Statue und stellen sich gern Büsten hin. So ist der weiblichere Raphael in der Malerei, der männlichere Michel Angelo in

der Skulptur größer. Und auch darin waren Ägypter, Griechen und Römer bedeutend. Welche Fülle von zum Teil herrlichen Büsten und Statuen im Städtchen Pompeji! während die Malerei dort nur als Wanddekoration auftritt. Die gesellschaftlich physiognomische Erscheinung eines Menschen kann ein gemaltes Bild gut geben; seine Gottesebenbildlichkeit nur die Statue; weshalb jene alten Völker ihre Götter nicht malten.

Stein oder Metall, Marmor oder Bronze? Marmor ist der leuchtende, für das Licht empfindliche, passiv und plastisch duldende, von der Sonne vergoldete Stoff; das Metall der geheimnisvollere, kalte und doch leidenschaftliche, nur durch die allbezwingende Hitze beweglich gemachte, dann aber heißflüssige, wie Blut in den Adern rinnende, jeder Form sich anpassende, Gestalt begehrende, mit jedem luftigen Gas sich gesellende und verunreinigende. — Michel Angelo und Benvenuto Cellini! — Auch Mozart und Beethoven! — Zum ewig Schönen, ewig Weiblichen taugt weißer Marmor; Venus und Beatrice; der Mann soll in Erz gegossen stehen, so Dante, der düstere Sänger mit dem glühenden Herzen; zu den ägyptischen, Prinzipien darstellenden Gottheiten gehört der unvergängliche dunkle Porphyr.

Alle plastische Kunst hat ihren Ursprung davon, daß Gott einst den Menschen formte aus einem Erdenkloß; er figurierte ihn (figer: gerinnen); also ein noch Flüssiges, das zum Festen, ein schon zum Wort, Logos, gewordener Gedanke, der weiter zur That gerinnt. — Warum malte Gott seine Schöpfung und den Menschen nicht bloß? Hätte ihm deshalb doch eine lebendige Seele einhauchen können. — Aber er mußte ein dreidimensionales Wesen sein, nach seinem göttlichen Dreieinigkeitsvorbild.

Somit können wir als weitere Definition des Künstlers sagen: Er ist ein Mensch, bei welchem der Gedanke zur plastischen, sichtbaren und greifbaren Darstellung gerinnt. Jetzt, in diesem vom gefallenen Lucifer in harte Bande geschlagenen Leben, ist plastische Kunst ein Erstarren des Geistes. Wunderbar, diese Physik der armen, selbst erstarrten, einst sonnenhaften Erde, wonach hienieden erst durch zusammenziehende Kälte das Luftige flüssig, das Flüssige fest und plastisch wird. Einst in den Himmeln der Himmel wird nach einer göttlichen Physik Wärme das heiße Leben figurieren und gestalten.

Seit dem Sündenfall ist unsre Plastik und Malerei ein stetes Sichversenken in den Stoff. Ja, sie verdankt dem Sündenfall und der dadurch hervorgebrachten Schwächung aller Kräfte der Seele ihren Ursprung. Der Versuch, ein lebendiges göttliches Wesen wie den Menschen oder die göttliche Natur in Thon und Lehm und Stein zu formen, oder mit Ockern und Öl und Wachs auf Holz oder Leinwand ein Symbol derselben darzustellen, ist an sich eine That, über die Engel lächeln; das kann nur einem Wesen einfallen, das die ursprüngliche Macht verloren hat, die Geschöpfe und die Schöpfung jederzeit ganz und klar zu durchschauen und sich ihr Bild mit Geistesgriffel absolut wahr, unverwüstlich einzuprägen; einem Wesen, das dieser Schöpfung gegenüber machtlos ist, das nicht am Leben selbst modellieren, und die Natur nicht nach Wunsch und Willen zu gestalten vermag. — Solche Künste sind im Himmel undenkbar. — Dort tritt an die Stelle der Imitation die Kreation; dort skulptiert man nicht am Bild, sondern an der Gestalt selbst; dort malt man nicht schöne Landschaften, sondern schafft ewige.

Und so wird, wie alles irdische Thun, dem Menschen schließlich auch diese Kunst, dieser Versuch und dieses Mühen

im geistigen Schweiß seines Angesichts einige Ideen und die eigne, unsterbliche, besudelte, vom ewigen Tod benagte Ichheit darzustellen, eitel, unbefriedigend, leer und zwecklos. Diese Natur, die ihm als Kind und Jüngling zum Spielen gegeben, die er als Mann erkannte und mit der er rang und kämpfte, wird ihm, wenn das Ende seines Lebens und Schaffens naht, immer mehr zu einem bloßen Bild und Gleichnis eines auf Erden Unerreichbaren. Wie nach Herder im Leben der Völker, so kommt auch im Leben des einzelnen, der am Geist gewachsen ist, ein Zeitpunkt, wo die Kunst über sich hinaus weist, wo die gesamte Plastik, diese Verherrlichung des Geschaffenen und des Geschöpfs, ihm nicht mehr genügt und er sich nach dem Anschauen der göttlichen Schönheit des Schöpfers selbst sehnt.

Auch von der Kunst gilt es:

„Alle Lust der Welt verschwindet,
Und das Herz stirbt selbst ihr ab.
Ird'sches Wesen muß verwesen,
Ird'sche Flamme muß verglühn,
Ird'sche Fessel muß sich lösen,
Ird'sche Blüte muß verblühn." (Spitta.)

Und der alte Michel Angelo, dieser größte aller Künstler der christlichen Ära, nachdem er den Moses gemeißelt, das jüngste Gericht gemalt und als 80jähriger Greis als letztes Werk die St. Peters-Kuppel gebaut, klagt im ergreifenden Sonett:

„Die Märchen dieser Welt, sie nahmen mir
Die Zeit, gegeben zur Betrachtung Gottes,
Und nicht nur seiner Gaben ganz vergaß ich,
Damit zu sünd'gen hab' ich sie verwandt.

Was sonst ich koste, macht mich blind und thöricht
Und langsam im Erkennen meines Irrtums,
Schmälert die Hoffnung; nur die Sehnsucht wächst,
Daß du mich von der Eigenliebe lösest.

Erlasse mir den halben Weg zum Himmel,
O teurer Gott, und schon die Hälfte nur
Zu steigen, ist mir deine Hilfe nötig.

Laß hassen mich das Wesen dieser Welt
Und ihrer Schönheit Pflege und Verehrung,
Daß ich vor'm Tod das ew'ge Leben habe."

(Übersetzt v. Ed. Paulus,
Gesammelte Dichtungen, S. 381.)

* * *

Womöglich noch wichtiger als die Hand, womit der Mensch die Welt erfaßt — was wäre eine Menschheit ohne Hände? — ist der Mund, mit dem er ißt und spricht — was wäre die Geschichte eines Volks von Stummen? Und noch geistiger, tiefer und mysteriöser als die Symbolik des Thuns und der Schrift ist die des Essens und der Sprache, dieses steten Einnehmens und Ausgebens der menschlichen Leiblichkeit.

Dieser Mund hat eine Macht des Schmeckens, Prüfens und Mitteilens des Stoffs in sich; er meldet der Seele sein Gutachten, worauf sie mit Freude, mit Genuß diesen Stoff in sich aufnimmt zur Schöpfung und Erhaltung ihres Bildes, oder ihn mit Widerwillen, mit Ekel von sich abstößt. Und dieses Schmecken und Kosten ist so selbständig, so individuell, so wenig auf irgend welche bekannten Naturgesetze zurückführbar, daß wie jeder Mensch sein Gesicht und seine Stimme hat, so auch jeder seinen Geschmack. Warum? und wie kommt es, daß von zwei auf dem gleichen leiblichen und seelischen Boden, aus gleichem Samen geborenen Geschwistern, das eine Milch liebt (aimer

le vin, la bière), während sie dem andern widersteht und also seiner Seele feindlich gegenübersteht? — Wir wissen es nicht, und die Psychologie, wie die Physiologie des Essens sind uns verborgen. So wissen wir nicht, welchen beliebten Klängen oder Farben die Vorliebe für Süßes oder Bitteres oder für Saures entspricht, und ebensowenig welchen Charaktereigentümlichkeiten und Seelenregungen sie entspringt. Und wie merkwürdig, daß einige Stoffe auf uns durch wiederholten Genuß eine immer größere Macht der Gewohnheit ausüben, so Thee, Kaffee, Alkohol, so daß wir schließlich unglücklich werden, wenn sie uns fehlen — aber auch, daß wir diese Stoffe in immer stärkerer Qualität und größerer Quantität begehren. (So brachte es der bekannte Opiumesser De Quincey auf 10000 Tropfen Opium täglich! S. seine „Bekenntnisse".) Hat aber die Seele von einer Lieblingsspeise zu viel genossen, so kann sie sie vielleicht auf Jahre nicht mehr riechen noch schmecken! — Das ist ein mysteriöses Gebiet! — Wie wunderbar, daß einst ein Baum des Lebens Adam das ewige Leben gegeben hätte? Und doch kaum wunderbarer als das, daß jetzt eine Pflanze des Todes, eine Tollkirsche oder Strychnosnuß, mit ihrer kleinen Frucht und Essenz den Menschen *töten*, von der Erde weg in die ewige Welt versetzen kann! oder daß eine andre mit ihrem aus Humus und Regenwasser fabrizierten Saft seinen Geist betäuben, umnachten, und den König der Schöpfung zum lebenslänglichen Idioten machen kann!

Essen gehört zu den größten Mysterien des Seins. Wir wissen nicht, warum noch wie unsre Seele Macht hat, aus Brot so schnell lebendes Fleisch und Blut, krafterzeugende Muskeln, denkendes Hirn und Nerven zu schaffen, die Schmerz und Wohlsein, und ein Herz, das Freud und Leid empfindet. Wir wissen nicht, warum gewisse Stoffe uns ernähren und

andre nicht; wissen nicht, warum ein Mensch mit Genuß einen Stoff verzehrt, der einem zweiten widersteht, weshalb die heutzutage beliebten, ohnehin sich widersprechenden Nährwerttabellen ziemlich wertlose Spielereien sind. Nicht einmal über die Frage: was ist Nahrung? sind wir im Klaren. So sprechen die Nährwertapostel dem Kaffee, Thee, Alkohol und vollends dem Wasser jeden Nährwert ab. Thatsache ist es aber, daß Schiffbrüchige, Nordpolfahrer, verirrte Reisende, die nur noch diese Getränke hatten, wie auch zum Hungertod Verurteilte, denen man Wasser gestattete, unverhältnismäßig länger lebten als solche, die gar nichts genossen. Was aber das Leben verlängert, ist einmal Nahrung, mögen wir es so nennen oder nicht. Ebenso ist es Thatsache, daß Einsiedler, Araber der Wüste, Galeerensklaven monate- und jahrelang bei einer Nahrungsmenge gesund und kräftig blieben, die einen langsamen Hungertod für Tausende von Städtebewohnern bedeutete. Obgleich das Prinzip des verschiedenen Nahrungswertes verschiedener Stoffe ein richtiges, können wir diesen Wert nicht bestimmen, weil wir weder alle Faktoren, die da mitwirken, noch den Grad ihrer Mitwirkung erkennen.

Ebenso verhält es sich mit der einige Wahrheit enthaltenden chemisch-mechanischen Theorie, wonach der Mensch einer Dampfmaschine gleicht, in welcher das Verbrennen von so und so vielen Kilo Sauerstoff in der Lunge so und so viel Kalorien Wärme und das Verzehren von so und so viel Fett oder Eiweiß ein bestimmtes Quantum Menschenkraft erzeugen muß. Wir sehen täglich wie dieselbe Menge derselben Nahrung bei verschiedenen Menschen verschiedene Kraftmengen erzeugt, und ebenso wie Seelenregungen und besonders Willenskraft das thun. So entfalten oft Wahnsinnige bei langem Fasten Riesenkräfte. Wenn drei Brieftauben von Europa nach Amerika fliegen, oft

dem Weststurm trotzend; wenn die sich monatelang, oft bei strenger Kälte, ohne Nahrung einpuppende Raupe völlig sich umwandelt, so sind das Leistungen, wozu das Gewichtsquantum dieser Tiere an bester Kohle in vollkommener Maschine verbrannt, weit nicht die nötigen Kalorien lieferte. Die chemische Zusammensetzung der Nährstoffe ist nicht, wie heutzutage so vielfach behauptet wird, die Hauptsache und bedingt nicht den Wert der Nahrung, sondern entspricht den an sich unlautbaren Konsonanten. Erst durch das organische Leben kommen Geschmack, Ruach überhaupt hinein, weshalb der Mensch sich nicht von unorganischen, chemischen Verbindungen nähren kann. Endlich als Accent und feine Betonung wirkt der geistige Geruch mit und vermehrt die Würze. Was dem normalen Menschen schmeckt, ist ihm gesund, und was ihm gesund, schmeckt ihm.

Der Urbrauch der gemeinsamen Gastmäler bei wichtigen Ereignissen, Festen und Begräbnissen, wobei ursprünglich das Fleisch der Opfertiere gegessen wurde, stammt vom Himmelstisch her, an dem Engel und Erzengel sitzen, und beruht auf dem erkannten Wert der Leiblichkeit einerseits; andrerseits auf der Erkenntnis, daß der gemeinsame Genuß derselben Speisen und derselben Getränke eine analoge geistige Stimmung, also Speisung der Seele und geistige Annäherung erzeugt, weshalb er überall und von jeher bei der Familie existiert, und die Ehescheidung in Frankreich als „séparation de table et de lit“ bezeichnet wird.

„Wenn beim Essen der Segen und Worte des Gesetzes beim Mahl gesprochen werden“ heißt es im Sohar, „kommt die Schechinah (der Abglanz des Herrn) dazu und verweilt bis zum Schlußgebet, (Vgl. das Tischgebet: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!) und die Gestalt des Tisches wird hinaufgebracht

vor Gott." Tief sagt der Hindu: „Essen ist die Aufnahme des durch das Weltall ausgebreiteten Göttlichen in das einzelne Dasein, das Trinken aus der Quelle der Gottheit selbst." Das ist auch biblische Anschauung. „Gib uns unser tägliches Brot," Du allein hast es und kannst es geben. Daher sollen wir stets dafür danken. Denn „das Gebet des Menschen ist die Speise des oberen Königs", sagt der Sohar; „weshalb der Mensch nichts genießen darf, ehe der obere König gespeist hat."

Durch Essen sind wir gefallen; durch Essen vom Fleisch und Blut Christi werden wir heil, und einst wird das Essen von der Frucht des Baumes des Lebens uns ewiges Leben erhalten.

Merkwürdig ist, daß auch auf Erden der Mensch nur vom Organischen, also vom Lebendigen, Lebenskraft bekommt, und daß die getöteten, meist durch Feuer noch mehr vernichteten Pflanzen und Tiere auf sein leibliches und seelisches Leben so großen und verschiedenen Einfluß ausüben, ihn gesund oder krank, lebhaft oder träge, heiter oder traurig machen können. In allen Sprachen redet man von „geistigen Getränken", ja von Spiritus, esprit de vin, Sprit, eau de vie, aqua vitae. Das Trinken ist eine höhere Form der stofflichen Assimilation; daher man sich gegenseitig Gesundheit und Glück zutrinkt.

Essen und Sprechen, wie Trinken und Singen sind entsprechende Erscheinungen, wie schon zu allen Zeiten die Menschheit sie vereinigt hat; das gemeinschaftliche Essen bildet eine ebenso notwendige Grundlage der Familie wie der mündliche Verkehr. Und wie die Pflanze Macht hat, aus Unorganischem, aus Humus, Regenwasser und Sonnenschein, die Blüte und die Frucht, edles Korn und feurigen Wein oder verderbliches Gift zu schaffen, so schafft der Mensch, die göttliche Pflanze, aus organischer Nahrung das wunderbare Wort der Liebe und des

Zorns, der geistigen Macht und Ohnmacht, des Guten und des Bösen. Sicherlich steht der persönliche Geschmack, wonach der einzelne wie die Völker diese oder jene Speise lieben und vorzugsweise einnehmen, in engen Beziehungen zu dem, was sie ausgeben, zu ihrer Sprache, Betonung und Aussprache, zu Stil und Sprachgebrauch.

Doch da ich anderswo die Symbolik des Essens und die Bedeutung des leiblichen, seelischen und geistigen Geschmacks für den einzelnen und für die Völker besprochen habe, will ich mich hier auf einige Züge in der Symbolik der Sprache, dieser zweiten großen That des Mundes, beschränken.

* * *

Wie sollten wir von der Sprache, diesem Höchsten am Menschen, hoch denken! Sie ist ein Verwerten der hohen und tiefen Kräfte, die Gott in die Vokale und Konsonanten legte, als Er sie aussprach; eine Benutzung des „Schem Hamphorasch", des ausgesprochenen Namens des Höchstgebenedeiten und einiger seiner unendlichen Formen, um mein armes Denken und vergängliches Thun, mein Welt- und Gottanschauen zu verlautbaren und zu offenbaren. Welcher Mißbrauch dieses nur zum Lobe des Höchsten geschaffenen heiligen Halls, wenn ich damit Nichtiges, Thörichtes, Ungereimtes, Unwahres, Schlechtes, Gehässiges, Giftiges in den Raum hinausrufe, daß der göttliche Weltäther davon unwiderruflich klingt und widerhallt bis zu den fernsten Welten! — Sprache soll sein erstens Wahrheit und zweitens Liebe; zuerst Gerechtigkeit und dann Barmherzigkeit.

Aber auch darin liegt die Welt im Argen. Unsre Worte werden uns einst wie Donnerkeile niederschmettern, wenn die Luft, die sie aufgenommen, sie im Gericht wiedergibt, mit all der Ungerechtigkeit, der Geringschätzung und der Verachtung andrer, mit dem ganzen Hochmut, mit der Eigenliebe und Selbstsucht, mit dem Neid und dem Haß, die, wenn auch andern verborgen und uns selbst unbewußt, unsre Seele in sie hineinsprach!

Daß die Sprache höchste Symbolik, liegt schon darin, daß sie nichts als hörbarer Geist ist. Ihre allgemeinen Gesetze, sowie die Regeln, nach denen sie wächst, sich entwickelt und auch welkt und stirbt, ihr Satzbau, ihre Worte und ihre Zusammensetzung, endlich und am meisten die Elemente dieser Worte, die Konsonanten und die Vokale, sind Sinnbilder des Ewigen. Die zehn Wortarten, den 10 Fingern des Menschen entsprechend, wieder nach 5 veränderlichen und 5 unveränderlichen gegliedert, mit dem Hauptwort des Seins und dem Zeitwort des Thuns als den zwei Säulen, um die sich alles rankt, sind ewige Schöpfungen des Geistes. Ebenso tief ist die große dreifache Gliederung des Satzes, das sprechende Subjekt, das gesprochene Verb und das angesprochene, angerufene Objekt. Ich — liebe — Gott. — Gott — segnet — mich. — „Durch das Denken und Aussprechen," sagt Molitor, „wird gleichsam der Akt der Schöpfung auf nachbildliche Weise wiederholt." Dem Wort, das erkennen der Wilde, der Mystiker und die Bibel, kommen geheime Kräfte über die Natur und die Geister zu. Auch das tägliche Leben bezeugt das. Womit er- und anregen wir unsern Nächsten, erbeten wir uns Erhörung und fluchen, Haß und Grimm und Gift säend, unsern Feinden? „Die Sprache," sagt Dr. Wienbarg, offenbart uns die feinste Dialektik der Begriffe und das tiefste Naturverständnis; sie trägt den Stempel einer Menschheit, die noch in der Einheit

des Sittlichen und Natürlichen, des Geistigen und Sinnfälligen, des Abstrakten und Konkreten lebte und dachte," und, fügen wir hinzu, die jetzt noch darin lebt und denkt, ja die gar nicht anders kann, als im tiefsten Ab- und Urgrund des Unbewußten unaufhörlich leben und denken.

Wie vom Leben überhaupt, so hatten die Juden auch von der Sprache große und hohe Begriffe und suchten droben ihre Wurzel wie die alles menschlichen Thuns. Das Sepher Thorah, das Buch des Gesetzes, war ihnen das göttliche Urbild wie der Schrift, so auch der Sprache. Hören wir aus der altjüdischen Weisheit einiges darüber.

„Es gibt," sagt sie, „in der Ebenbildlichkeit von Vater, Sohn und heiligem Geist drei Prinzipien der Sprache: die Konsonanten, die Vokale und die Accente. Die Konsonanten stellen die Formen, die Gefäße des unsichtbaren Geistes dar, der gar nicht geschrieben werden kann, oder nur wie Blumenschmuck oder Lichtstrahlen, Ausfunkelungen oder Kronen um die Köpfe der Buchstaben spielt." Die „Thaggin" oder feinen Striche über den Buchstaben aber sind ein Bild der inneren geistigen Lichter, die einst aus den gefallenen Königen strahlten und von denen der Talmud sagt: Mose habe den Hochgebenedeiten auf dem Sinai gesehen, wie er diese Thaggin an die Buchstaben heftete, als er die Thorah schrieb, nämlich die 10 Gebote, in denen die ganze Thorah mystisch inbegriffen ist.

Von der hebräischen Accentuation sagt Molitor (Philosophie der Geschichte, Bd. I, § 557): „Sie bildet im Hebräischen nicht nur Buchstaben zu Silben, sondern auch Worte zu Sätzen und gibt durch das Trennen und Verbinden, durch das Steigen und Fallen der Stimme den lebendigen Geist in die Rede; daher die Accente bei den Juden „Thaimim, Geschmack der Rede" heißen." — „Die heilige Sprache zählt, was bei keiner

andern der Fall ist, ungefähr dreizehn, nach Grad und Stufe verschiedene Accente. Die wunderbar zarte Feinheit dieses Accentuationssystems beurkundet dessen höhere Abkunft. Wer daher die Accentuation der Bibel recht verstünde, der könnte, wie die Juden sagen, die heilige Schrift ohne allen Kommentar verstehen; denn in den Accenten liegt der Geist und das Leben; die Worte sind bloß der Leib." — „Die Vokale und Accente, welche sich zu den Konsonanten wie die Seele zu dem Leib verhalten, haben zwar auch ihre eignen Zeichen; allein sie bilden nach dem feinen Sprachgefühl der Hebräer eine ganz besondere Gattung und gleichsam eine Art höherer geistiger Schrift, die gleich dem Geist zwar alles dirigiert, aber doch nie aus der Verborgenheit völlig heraustritt, sondern sich nur auf leise, geheimnisvolle Weise offenbart."

Also wie das Heiligste und Allerheiligste des leiblichen Tempels und ebenso des Menschen, des Tempels Gottes, nämlich seine Seele und sein Geist, dem äußeren Auge entzogen sind, so waren in der Urabschrift von Moscheh auch das Heiligste und Allerheiligste des geistigen Tempels der Thorah, die Vokale und Accente, der Sichtbarkeit entzogen und nur der Vorhof und der äußere Bau, d. h. die Konsonanten, zur Verehrung sichtbar dargestellt, weshalb das Buch des Gesetzes ein öffentliches und doch ein verschlossenes Buch blieb. Davon lehrt die jüdische Weisheit, daß die Thora, auch wieder dem Tempel und dem irdischen Leib entsprechend, dreierlei Sinn habe; zuerst den historischen, Paschut (das Einfache); zweitens den moralischen, D'rusch (forschen) und drittens den mystischen, Sod, dem Allerheiligsten entsprechend. Die Lehre von dieser mystischen Bedeutung des Gesetzes heißt „Kabbalah", von Kabbal, empfangen, weil Moscheh in den zweimal 40 Tagen auf dem Sinai zum schriftlichen Gesetz von Gott auch mündliche,

seinen tieferen und mystischen Sinn betreffende Erklärungen bekam, die Josua und die Priester weiter von ihm empfingen.

Von den vielen Geheimnissen des Wortes nach dieser Tradition, die wir keineswegs als eine göttliche, wohl aber als eine wertvolle menschliche ansehen, erwähnen wir einige aus obiger Philosophie der Geschichte (Bd. I, §§. 77—82), wobei man stets im Auge behalten muß, daß im Hebräischen „Buch des Gesetzes" nur die Konsonanten dastehen als schöne, in ihrer individuellen Form bedeutsame Wesen, die erst mit Vokalen und Klang gefüllt werden müssen. „Der mystische Sinn eines Wortes läßt sich durch seine Evolution in seine Elemente oder Buchstaben durch Teilung, Versetzung der Vokale oder Deutung seines Zahlwertes erkunden; eine Hieroglyphik, welche die Mischnah „die Würze der Weisheit" nennt. Hier ein Beispiel der Evolution. — So sagt David (1. Kön. 2, 8): „Er, (Simei), hat mir mit ausdrücklichen Flüchen geflucht." In dem Wort „ausdrücklich" liegt verdeckt der Inhalt jener Flüche, nämlich jeder Buchstabe: Noeph, Ehebrecher! Moabi, Moabite! wegen seiner Abstammung von Ruth; Rozeach, Mörder! Zorer, Gewaltthätiger! Thoeb, Greuelhafter! — Hier auch ein Beispiel von der Teilung: In dem ersten Wort der Bibel „Bereschith", am Anfang, liegt auch „Bara Schith" = „Er schuf sechs", nämlich die sechs Grundkräfte, aus denen in 6 Tagen alles hervorging; aber auch „Ber-eschith", „Ich will den Sohn setzen!" welcher ist der Anfang aller göttlichen Offenbarung. Ebenso liegt im Wort Schamaim = Himmel, wenn Scham majim geschrieben, der Sinn: „Daselbst sind die Wasser", nämlich die oberen, lebendigen Wasser, aus denen die Welt entstanden. So liegt in dem Grundwort selbst seine mystische Erklärung verborgen." — Etwas Ähnliches findet sich in allen Sprachen, nämlich ursprünglich zusammengesetzte Wörter, über deren tiefen,

inneren Sinn niemand mehr nachdenkt. So: wirklich von wirken, Sub-ſtanz, Ur-ſache, Ge-ſetz, das Geſetzte, Uni-verſum, das große Eins, das ſich dreht. Denn groß iſt die unbewußte Symbolik, womit die Sprache ihre Wörter wählt und zuſammenſtellt. So im Franzöſiſchen und Engliſchen das Wort désespoir, Abhoffnung; aber auch: „Verzweiflung", das völlige Zweifeln an ſich, an der Welt und an Gott. Ebenſo: perdonare, vergeben; — alſo höchſte Gabe iſt dies Schenken der Schuld; hier iſt die Sprache chriſtlicher als die meiſten Chriſten. Parfait, durchaus gemacht; vollkommen, voll und ganz gekommen; persona von personans, die Durchhallende u. ſ. w.!

Durch die „Gilgul" oder „Zeruph" genannte Vertauſchung oder Verſetzung der Buchſtaben eines Wortes glauben Kabbaliſten ebenſo ſeinen Grundſinn tiefer zu erforſchen. So liegt dann in obigem Wort „Bereschith": „Du haſt anfangs geſchaffen das Sein", das Jeſch, das urſprünglich reine Weſen, (nach Böhme das paradieſiſche Element), von dem die göttliche Weisheit in den Sprüchen 8, 21 ſpricht: „Ich laſſe die, die mich lieben, das Jeſch ererben." — So giebt, wenn Gott ſagt: ich will „meinen Engel" (Melachi) vor dir herſenden, die Verſetzung dieſes Wortes auch im Deutſchen den Namen Michael; dieſer iſt der Schutzengel Israels. (S. Dan. 19, 21 u. 12, 1.) „So entſteht durch Verſetzung der vier Buchſtaben des heiligen Namens Jehovah die Signatur der vier geiſtigen Grundprinzipien, aus welchen die Welt erſchaffen iſt, und die Verſetzung dieſer vier Buchſtaben ſtellt das unaufhörliche Ineinanderwirken dieſer einfachen Grundkräfte dar, wie die Schöpfung in der Evolution der Zahlen 4 und 12 enthalten iſt."

Nach dieſer großartigen Anſchauung ſind alle Buchſtaben geiſtige Prinzipien und heilige Töne. Ein jeder derſelben iſt

die Aussprache einer besonderen Kraft der Gottheit; sie gehören zum Wort und Logos, durch welches die Welt erschaffen worden, und die Gilgulim dieser verschiedenen Worte und deren Buchstaben stellen uns das große Werk der Schöpfung als ein stetes göttliches Sprechen und Aussprechen der Gottheit dar.

Sind nun alle diese Buchstaben der Ausdruck göttlicher Kräfte, so muß jede der unendlich vielen Zusammensetzungen derselben, von denen wir nur wenige kennen und die wir als Worte bezeichnen, nicht nur eine verborgene und tiefe Bedeutung haben, sondern muß auch ein Attribut, ein Name des unendlichen Gottes sein, in dem und aus dem allein alles Sein. So ist die ganze Schöpfung das Aussprechen göttlicher Namen, ja, sie ist der ausgesprochene unendliche Name Gottes. Daraus ergibt sich, ohne daß wir uns anmaßen hiermit den ganzen Sinn dieses ungeheuren Wortes zu erschließen, für die Bitte „Dein Name werde geheiligt" auch der Sinn: jedes Wort in Menschen- und Engelzungen, das doch einer deiner Namen ist, der ganze Hall und die gesamte Sprache aller Geschöpfe und all das damit Gethane und Bewirkte sei dir geheiligt, sei dir geweiht und vom Bösen abgesondert.

So war dem jüdischen Volk das Sepher Thorah, das Buch des Gesetzes, der Inbegriff und das Ideal des Wortes und der Schrift, jeder Buchstabe und jedes Jota und Accent darin ein bedeutsames, heiliges Mysterinm. Dieser felsenfeste Glaube an das Gesetz seines Gottes ist es, der diesem Volk die Lebenskraft gab, die es unverwüstlich, unzerstörbar machte. Wir haben durch Christus noch höheres Wort und noch tiefere Schrift empfangen; aber wie ehren wir es! — Die Verkennung, die Leugnung, das bornierte, hochmütige Meistern, ja Verspotten und Verhöhnen des Gotteswortes ist die schwerste Sünde des 19. Jahrhunderts.

Die Symbolik der Sprache besteht zunächst aus der symbolischen Bedeutung der einzelnen Buchstaben und sodann aus der der aus ihnen gebildeten Worte. Daß in der Vielheit der Sprachen ein großer Widerspruch gegen das innerste Wesen der Sprache liegt, dürfte jedem klar sein. Hat Gott aus einem Blut das ganze Menschengeschlecht geschaffen, so steht es uns auch in der Seele geschrieben: Jedes Ding hat nur einen, seinen eignen Namen. Schon Sallust klagt: „jam amisimus vera rerum vocabula!“ „wir haben die wahren Namen der Dinge verloren“. Also vocabula, Anrufungen, von vocare rufen, davon invocare anrufen, nennt treffend der Lateiner die Worte, die Namen der Wesen und Dinge, womit man sie anruft und magisch anregt, daß sie uns an- und erhören. Auch das ist biblische Lehre: „Rufe an den Namen des Herrn“. Dadurch rege ich die Gottheit an, daß sie mir antworten muß. Den Zorn aber erregt der, der mit unreinen Lippen diesen höchsten Namen nennt. So regt auch uns im täglichen Leben unser ängstlich, flehend, drohend, freundlich, liebreich angerufener Name an.

Alle Sprachen, das geben auch nicht bibelgläubige Sprachforscher zu, stammen von einer Ursprache ab. Diese Sprache, dem Hebräischen verwandt, wie aus den biblischen Namen vor der Sintflut zu sehen, scheint sich, obwohl durch den Sündenfall verdunkelt, bis nach der Sintflut erhalten zu haben. (1. Mos. 11, 1) Wurde auch beim Turmbau zu Babel der große Spiegel zerbrochen, in dem die Menschheit die Welt und die Natur schaute, so sind doch die Scherben geblieben, und es dürfte nicht hoffnungslos sein, aus demselben einige Vorstellungen von der ursprünglichen Ursprache zu gewinnen. Diese Ursprache verstehen immer noch das Kind und das Tier; denn um letzteres zu locken und zu liebkosen, gebrauchen wir andre Töne

und andre Buchstaben, als um sie zu bedrohen und zu vertreiben, wenn auch hier in der Betonung viel liegt. — Diese Natursprache haben zu allen Zeiten mit Sprachsinn begabte Männer intuitiv herausgefühlt. „Ein Freund des Theosophen Jakob Böhme," erzählt Hegenitz, Bürgermeister von Görlitz, „war Dr. Tobias Kober. Auf Spaziergängen zeigte einer dem andern die Blumen, Kräuter und andre Gewächse, wobei Meister Jakob dann kraft der ihm verliehenen Gabe aus der äußeren Gestalt, Bildung und Farbe, d. h. aus der Signatur, die inneren Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen erkannte und diese in den Buchstaben und Silben des Namens der Pflanzen oft auch wiederzufinden wußte. Wollte der deutsche Name nicht darauf passen, so fragte er seinen gelehrten Freund nach dem griechischen oder lateinischen, und freute sich den der Ur- und Natursprache verwandtesten zu erfahren. Denn auf diese mit dem Wesen der Dinge übereinstimmende Natursprache, nicht auf die willkürliche, den Dingen aufgeheftete, zerteilte Kunstsprache der historischen Wirklichkeit, kam es ihm an. Dabei machte sich Kober wohl einmal das Vergnügen, in der fremden Sprache einen falschen Namen zu nennen; dann aber fand Böhme bald heraus, daß solcher Name mit der Signatur und der Kraft der Pflanze nicht übereinstimmte, also nicht der rechte sein könnte."

Wenn wir unter den vielen Sprachen der Erde die ausgebildeten und höchsten, zugleich natürlich die derjenigen Völker, welche die Weltgeschichte vorzüglich beherrschten, also Sanskrit, Indisch, Koptisch, Assyrisch, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch und auch die romanischen, germanischen und keltischen Sprachen vergleichen, so läßt sich unschwer eine constante, symbolische Bedeutung der äußeren Form und ein innerer Wert der einzelnen Buchstaben feststellen. Daß nicht der Mensch sie erfand, sieht man daraus, daß sie allen Völkern der Welt, den wildesten,

wie den civilisierten von jeher gemeinschaftlich, wie auch daran, daß kein geistiger Fortschritt einen neuen zu schaffen vermag. Sprache ist Inspiration, eine der Seele bei ihrem Einhauchen mitgegebene, ihr innewohnende göttliche Kraft. Zwar fertigen viele die geistige Verwandtschaft der Wörter mit einem Machtspruch als „Zufälligkeiten" und „Träumereien" ab; aber gerade die fleißigsten und größten Forscher sind für die Sache. (S. Die Urgeschichte v. Prof. S. Mutzl.)

Wie die Zahl, so liegt auch die Sprache in Gott. Und hat selbst jeder Buchstabe einen inneren Wert als eine göttliche Schöpfung, so gibt es in der wahren und unermeßlich reichen Sprache kein Wort, das wert- oder sinnlos wäre, wie auch keine Zusammensetzung der einzelnen Zahlen wert- oder sinnlos ist. — Aleph (a), sagt die Kabbala, ist die höchste, geistige Potenz des Alphabets, und sein Aussprechen regt die Lippe an zur Erzeugung von Beth (b), und dies wirke nun zurück auf den Gaumen und erzeugt Gimel $\binom{c}{g}$, darauf hin durch die Zunge Daleth (d), und so schreitet eine Wechselwirkung zwischen den inneren und äußeren Organen fort. — Den 5 Vokalen, als dem Inneren und Männlichen, entsprechen 5 Gruppen von Konsonanten, als der Äußerlichkeit und dem Weiblichen.

War diese Ursprache eine Manifestation, eine Offenbarung des Menschen nach Leib und Seele, so folgt logisch daraus, daß ihre Zeichen der äußerlichen Gestalt, der Sichtbarkeit des Menschen entlehnt sind, und ebenso ihre innere Bedeutung den Prinzipien seines Seelen- und Geisteslebens. — Zum Folgenden habe ich manche Anregung meinem verstorbenen Freund, Prof. Vernier in Stuttgart, zu verdanken. — Nicht dem Baum noch dem Fels haben Adam oder seine Nachkommen die Symbole abgesehen, zu denen das Wort in der Schrift kryſtallisiert, sondern aus dem Aussprechen der Vokale, aus

ihren Beziehungen zum Menschen selber und aus den Gebärden, womit er diese Konsonanten aussprach, entnahm er sie. So bezeichnet die doppelt gesägte Linie, die Grundform von der unser S ein aufrechtgestelltes Bruchstück ist, in ägyptischer, demotischer, hieratischer, althebräischer, kufischer, altgriechischer, altitalischer, arabischer, zend, russischer, walachischer und auch javanischer Schrift, sicherlich nicht, wie der sonst so verdienstvolle Champollion glaubt, den weithergeholten Palmenwald, durch den der Wind säuselt; sondern ganz einfach das ungleich näherliegende, schon von Homer erwähnte, „Gehege der Zähne", dem die Zischlaute entschlüpfen.

Bei der Betrachtung der Sprachlaute fällt uns zuerst der geheimnisvolle Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten, sowie ihre ebenso unergründliche und unveränderliche Anzahl auf. Wie schon bemerkt, gibt es mit ö und ü der ersteren 7, ungefähr den 7 Stimmungen des Lichts entsprechend, die man im Regenbogen unterscheidet; aber warum nur so viele und gerade die, ist uns unerkannt. Dagegen leuchtet uns aus der Vergleichung der Vokale mit den Konsonanten ein, daß erstere das Gefühl und das Sein, den Geist, das Flüssige, die Gegenwart, das Wollen und die Lebenskraft darstellen. Und auch die Farben, — freilich nicht die von jeder Beleuchtung abhängige, subjektive Farbenauffassung des Menschen, — sind Gefühle; aber nicht menschliche und schwächliche Stimmungen, sondern Kräfte und Seiten des göttlichen Fühlens. Die Konsonanten dagegen stellen das Erkennen, die Erscheinung, das Werden und das Thun, das Feste, die Form, den Stoff und die Vergangenheit dar. Das ursprünglich allen Vokalen gemeinsame H aber ist der Lebenshauch, der die ganze Sprache durchweht. Dabei zeigt sich die deutsche Sprache als eine auch unbewußt tiefe, philosophische und denkende, gegenüber der allerdings

plastischeren, aber eben deshalb im stofflichen Bild mehr erstarrten romanischen Sprachen; ein Vorzug des Deutschen, der besonders in den bedeutsamen Präfixen zu Tage tritt.

Daß manche der folgenden Beispiele sich ethymologisch anders erklären lassen, weiß ich recht gut und macht mich nicht irre. An der steten Bildung der nie still stehenden Sprachen arbeiten freilich allerlei Kräfte und Gründe mit, so die Abkürzung und die Abnützung, die Vereinfachung, die bequemere Aussprache und der Wohlklang u. s. w.; dennoch wirkt noch mächtiger das Unbewußte, das dunkle Gefühl eines jedem Buchstaben inneliegenden seelischen Prinzips, wodurch diese und nicht andre ebenso berechtigte Formen entstehen. Auch in den letzten Wurzeln, den Einzelsilben, ma und pa, ge und be, in, na, nu, ni, un muß jeder Buchstabe einen geistigen Hintergrund und eine geistige Ursache haben, sonst ist die Sprache aus zufälligem, sinn- und wertlosem Material aufgebaut. Daß dabei jede Sprache eine Sympathie für bestimmte Vokale und Konsonanten zeigt, ist auch wieder symbolisch für sie und wird weiter unten besprochen werden.

Der erste und der Grundlaut der Natursprache ist das ursprünglich wie alle Vokale gehauchte „A", wie manches Kind alle Vokale haucht, während in erstarrteren Sprachen, wie im Französischen und Italienischen, der H-laut und in letzterem selbst das H-Zeichen verschwindet. Dieses A und hebräische ℵ ist mir die Hieroglyphe, die den ganzen Menschen darstellt, wie er über die Erde und durch die Zeit schreitet, eine Hand flehend gen Himmel erhebend, die andre zur Erde Besitz ergreifend senkend. Davon ist im lateinischen A die untere, die Beine darstellende irdische Hälfte erhalten; im V dagegen, dem Buchstaben alles Wollens, Wünschens, Wehens die obere geistige Hälfte; und wie das Ende stets in den Anfang zurück-

kehrt, so tritt im Alphabet das Aleph im X wieder auf, zugleich Zehner = 10; es ist die Wiederholung des Eins und der Buchstabe des Mysteriums, wobei beide Hände, die Erde aufgebend, sich gen Himmel erheben. Der Mensch ist passiv das Kreuz †, aktiv ×, das aus V und A gebildete Aleph.

Dieser A-Laut, dem Posaunenklang und der Scharlachfarbe des Blutes und des Lebens entsprechend, ist das aktive Prinzip, der lebendige Hauch, der Schall, die Kraft, die That, die laut und jauchzend wie ein Halleluja durch die Sprache hallt und schallt. Davon einige Beispiele aus Hunderten heraus in allerlei Sprachen: action, aktiv, That, Arbeit, Arm, Anfang, Aar, Adler, Hand, Hall, Schall, ardeur, anima, âme, ascension, aile, ala, ange, arme. Ferner: türkisch aga, persisch aka (Herr), phönizisch Bahal; arabisch Allah; assah töten, Atlas (Riese), Abba (hebr. Vater), Aaron (der Starke), Karal ebenso altsächsisch. Auch sieht man das Wesen das a an seiner Negation: na angelsächsisch, persisch und sanskrit für nein; nana kindlich für Schlaf, Nacht; Nirwana (sanskrit) Vernichtung der Ichheit u. s. w. Dann die Ausrufe: Ah! A! Ach! Aie! Ay! Auch die reichhaltigen Vorsilben an und ab im Deutschen, sowie in allen lateinischen und romanischen Sprachen sind zu beachten, wie das Beherrschtwerden Tausender von Wörtern durch das vorgesetzte a, z. B. acclamation, aspirer, attaquer, accuser, apporter, apprendre, arriver, aller u. a. Auch das a privat. im Griechischen und Sanskrit ist bedeutungsvoll: pathos der Schmerz, apathisch unleidend; hier tritt a als aktivverneinend, aufhebend und vernichtend auf; gnana Kenntnis, agnana Unkenntnis; vidya Wissen und avidya Unwissenheit.

Das I, dieser Buchstabe der Ichheit in fast allen Sprachen, ist zunächst als Bild die menschliche Gestalt mit dem Kopf als Punkt; dann auch der die Persönlichkeit anzeigende Zeigefinger,

und nach dem Hebräischen auch die Zunge im Munde. E und I entsprechen der weißen Farbe und dem goldgelben Lichtstrahl. Zugleich ist bei allen Völkern, die sich der sogenannten arabischen, in Wahrheit sanskritischen Zahlen bedienen, das i auch das Zeichen der Einheit; ich und eins, du und zwei, er und drei sind in allen maßgebenden Sprachen wie im Begriff, so auch in Laut und Schrift verwandt. E und I sind überall die Laute der bald aktiven, spitzigen, bestimmten, bald der mehr passiven, in sich fassenden, ruhig erwartenden und empfangenden Ichheit, so das stumme e in den keltischen Sprachen als Zeichen des Femininums. Wie sehr E und I die Ichheit aussprechen, sehen wir am klarsten am persönlichen Fürwort: Ego, ich, I, je, io (ital.), ja (russ.), jā (wend.), jeg (dän.), jag (schwed. und polnisch), yo (span.), ik (bretonisch), jsym, slav. ich bin (sehr schön!) u. a. Ferner an: Isch hebr. der Mann, und jesch das wahre Sein; jeſstj, sein (russ.) an: Jah, Jahve, Jehovah, Jesus, Jupiter, Jovis als höchste Ichheiten; ebenso iôm (hebr. Tag) die große umfassende Licht- und Zeiteinheit. (Vergl.: der Tag des Herrn, die 6 Tage der Schöpfung u. s. w.) Jonen nennt die Chemie die Ureinheiten der Stoffe; ferner sind zu bemerken: jeder, jemand, je; in den lateinischen und romanischen Sprachen: ille, illa, illud, il, illic (jener) idem; ja, Idee, Ideal, Jugend, Jude, die stärkste Ichheit unter den Völkern, Jahr als Einheit der Zeit. Weiter die in so vielen Sprachen vorkommenden Vorsilben in, auch im, il, ir, deutsch ein; sie bedeuten das Einführen der Ichheit in . . . . Endlich ist die Negierung der Ichheit bedeutsam in: nein, nicht, nichts, nie, niemand, nimmer, russ. njät (nein); franz. ni — ni, ne; lat. nemo, nihil, und daraus Nihilist, Nirwana u. s. w.

Das dem Blau entsprechende O ist schon in seinem Zeichen bei allerlei Völkerschriften der allumfassende Kreis, ein Ausdruck

des Alls, aber auch der Kopf, das Haupt, als das Ganze im Menschen, und das allsehende Auge. — Dieses heißt daher in den verschiedensten Sprachen œil, oculus, ooge, oye, öga, occhio, ojo, olho, okior, ophtalmos, omma, woka und oko. Ferner drückt das O das Große und Volle aus; vergl. die Vergrößerungsendungen one, otto im Italienischen und Spanischen. Auf den Farör und im Norwegischen heißt ö = Insel, also ein Auge im Meer; und auch ein Ganzes, Abgerundetes bedeutet das O, wie es im Lateinischen und in romanischen Sprachen den Begriff der Totalität ausdrückt; omnis alles, opus alles Gethane; opinio alles Gemeinte; oratio alles Gesprochene: orbis der Weltkreis; os das Antlitz; ovum das Ei u. a. Im Griechischen haben wir: on das Seiende; holon das Ganze; onta alle Dinge; onoma der den ganzen Menschen bezeichnende Name; okeanos das die Welt umfließende Weltmeer u. s. w. Die Negation des O ist die Negation des Alls. So im franz. und lat. non, engl. no, not, none, ital. no.

Endlich tritt uns überall das U, dieses Abbild des Schlunds, als Laut des unbewußten Duldens, aber auch des Murrens und der Verdunklung entgegen, der dunkelgrünen Farbe des unergründlichen Abgrundes, des Oceans, entsprechend. — Daher bezeichnet das U die sowohl stoffliche als geistige Tiefe. So schön in der Vorsilbe ur; ferner in: Grund, Abgrund, Schlund, Mund, rund, Fund, Grube, Null, Mut, Wut, Schuld, Huld; lat. umbra Schatten, obscurus, unus, una die unerforschliche Einheit, ullus, nullus; doux (sanft) erinnert an: dulden und Geduld; dann die Negation in „un" und „un" als Verstärkung der Dunkelheit; so ist un, unus (ein) seinem Urwesen nach die Negation des „Vielen". „Nenne deine Puppe Kunigunde", sprach man zu einem kleinen Mädchen. „Nein", sagte es, „das ist zu dunkel". Das Ü dagegen ist die zuerst schüchtern und

süß aus dem dunklen Grund hervorschlüpfende Ichheit, das Sprühen und Spritzen, das Frühlingsgrün und die Blüte.

Auf das allumfassende O des Basses und Grundtones des Alls baut sich auf das aktive A des Tenors; das Weib aber, die subjektive Einheit, singt in I und E im Sopran ihre Ichheit aus; U ist der tief empfundene Alt. In A und O liegt das All; O ist das Sein; A das Thun. „Ich bin das A und das O"! Darin liegt noch mehr als: Ich bin der Anfang und das Ende.

So veranschaulichen die formlosen Vokale die großen inneren Prinzipien des Seins: in A die aktive Kraft der That, in E und I die leidende und willige, sich spitzende Ichheit, in O das große, volle Wollen Gottes, in U den dunkeln Urgrund des Duldens. — Die Konsonanten dagegen, an die einzelnen Teile der menschlichen Gestalt anknüpfend, drücken mehr die äußerlichen Seiten der Existenz aus. Entsprechen jene ersteren den Hauptstimmungen und Seiten des Seins und Daseins, den Farben und Gefühlen und Stimmungen unsrer Existenz, so die Konsonanten mehr den Formen und Gestalten, den Thätigkeiten und Auffassungen unsrer Seele.

Ebenso klar wie bei den Vokalen tritt uns bei den meisten Konsonanten, so bei b, f, h, k, l. m, n, r, s, t, w die geistige Bedeutung derselben entgegen.

Das B, dieser Lippenlaut in zahlreichen Schriften, auch durch die Hieroglyphe der Lippen, so im großen lat. B ausgedrückt, einerseits mit dem weicheren V und W, andrerseits mit dem härteren P, wie graphisch so auch lautlich und geistig innig verwandt, ist das Zeichen der Lippe und des Mundes: labium, labbra, lèvre Lippe; bouche, bocca; und der Rede: parlare, hablare (span.). Deshalb tritt in fast allen Sprachen der Vater dem Kind gegenüber, als der da redet, spricht und ge-

beut, und es geſchieht, in: Abba, Baal, Papa, Pope, baba, babbo, bassa, Pascha, pater, padre, père, pae, padar (perſiſch), batar (ſyriſch), u. a. daraus vader, Vater, fader, father; umgekehrt und doch vielfach gleichlautend, aber nur mit dem weichen b, heißt das zu Sprechen anfangende babbelnde Kind: Bube, babe, baby, boy, bébé; ſyriſch babia; phöniziſch babion; arabiſch babah; iriſch baban u. ſ. w.

Vergl. ferner zur Charakteriſierung des b und p: biblos, Bibel, Babel (das Babbeln), bitten, beten, beißen, brummen, blaſen, blöcken, brüllen, bellen, plappern, plaudern, prahlen u. a. Franzöſiſch, z. T. aus dem Lateiniſchen, babiller, bailler, bavarder, baver, blaguer, barbotter, boire (bibere), blâmer, bouder, bouchée, bah! bruit, bst; Engliſch to beg, brag, brawl, babble, blubber, bawl, bell, bite.

Aber B iſt auch der Buchſtabe des kräftigen Hinausſtoßens; ſo in boon, bang, bum, in vielen Sprachen für den zum Kanonenmund hinausbrechenden Donner gebräuchlich; es drückt auch das Hinausſtoßen aus in den Zeitwörtern puffen, push, pousser; damit in Zuſammenhang bull, boeuf, buffle, Büffel: der mit Kopf und Hörnern vorwärts ſtoßende Stier; ja auch in „Baum" als einem aus dem Boden wie das Wort aus den Lippen mächtig Hinausdringenden.

C ſtellt auch bildlich die Hand, die nimmt, dar; capio daher capieren, faſſen. Es erklären ſich aus dieſem Erfaſſen der Hand und aus der Handform: cueillir, capax, capto, captif, captio, captatio, engliſch to catch, ſpaniſch coger, griech. chao, carpo pflücken, cavus hohl, caverne. In col, alſo c und o, haben wir den Kollektivbegriff von Zuſammenraffen: colligare, colligere, collectiv ſammeln, componere zuſammenſetzen, concipes (auffaſſen), franz. conception; copia Vorrat, coupe

Becher, und überhaupt in den von den Vorsilben coll, con und com beherrschten Wörtern.

D, d ist das Bild des hingestreckten Arms mit der Hand, die gibt, und zunächst der Buchstabe des reinen Gebens: Sanskrit Davas = Gott, von dio Licht ausstrahlen, spenden, Deus, Dio, Dieu, litthauisch Dievas, isländisch Dia; dare, donner, don, dot, dotare, da; vergleiche „dar" in allen Zusammensetzungen. Aus dem Begriff des Gebens hat sich logisch der Partitivartikel gebildet, wie in distribuer, dispenser, dissiper, diviser; so bittet der Franzose um die Gabe mit: du pain! de l'eau! des habits! Ebenso zeigt sich der Teilungsbegriff in der Vorsilbe de, ähnlich dem ab, aus, ent, und etwas davon in déchirer, déposer, dépouiller, dérouler, dérober, auch in distinguer, divertir, dissoudre, divorce, distiller u. s. w.

F, nahe mit V und dadurch mit B verwandt, ist das gefesselte, fix und fertig, zum Faktum fest gewordene Wort. So faßt die Sprache in großartiger, mit der Bibel übereinstimmenden Philosophie den Sohn in: filius, fils, fieu, figlio, filhe (ung.) fiù als das vom Vater ausgehende, durch das fiat festgewordene Wort. — Siehe das Ev. Johannes. — Überhaupt läßt diese Sprache durch ein schönes Gesetz in prächtiger Symbolik das weiche Wehen, Wünschen und Wollen des Herzens zum schon härteren Verbum, verbe (franz.) verb (engl.) gerinnen und dann zum harten Faktum, fait, fact, fatto, zur That werden. So verhärtet sich im Englischen der unendliche Infinitiv zum Geschehenen, zum abgemachten Partizip der Vergangenheit, und ebenso zum Hauptwort: to leave, to bereave wird zu left und bereft; to lend, rend, spend zu lent, rent, spent; und ebenso to live, to give zum Hauptwort life, gift. Ebenso wird im Französischen das weiche Thun in peindre, plaindre, attendre, entendre zum harten Hauptwort:

peintre, peinture, plainte, attente, entente. So verhärtet sich im Angelsächsischen wäs Wasser zu foss Wasserfall und vergeistigt sich umgekehrt vine die Rebe zu wine, der Wein; wie auch b oft zum p, d zum t, c zum k verhärtet und sich s in z, ts oder x geistig bedeutsam verwandelt. So enthalten folgende Wörter alle den Begriff des zu etwas Krystallisierten, Festgewordenen, Gemachten und haben mit dem Faktum zu thun. Fertigkeit, Festigkeit, Fähigkeit, Form, Figur, Fessel, Fehde, Faust, Finger, Fleisch. Auch: fatum, figura, forma, fabula (das Gedichtete), facundia (Redefertigkeit), fabrica (Machwerk), facere, finire, facultas, festum, fortis, fortuna u. a.; weiter faire, fantaisie, fancy, faute, ficher, flanquer u. s. w. Und dasselbe drückt stets die Vorsilbe „ver" aus.

Im G, diesem Gurgel- und Gutturallaut, liegt der Begriff des Gesamtinhalts und von sich Gebens, des Gebärens, der Gesamtheit und des Ganzen; so griechisch: gè, die allgebärende Erde; so im Deutschen die Vorsilbe ge: Getier, Gewürm, Geflügel, Gebein, Gewächs; so im Franz. die Endung age: feuillage, plumage. Ebenso, nur allgemein: Gott, Gnade, geben, ganz, Glück, Gut, Gunst, gnana (Sanskrit) das Gewußte. Dazu auch der Begriff des Verschlingens; vergl. Grube, Grab, Grund, gorge, gouffre, gueule, goulet, gourmand, goûter, goinffrer, engloutir, u. s. w.

Das H ursprünglich, wie oben bemerkt, bei jedem Vokal als der Hauch der Seele vorhanden, in den orientalischen Sprachen und bei Berg- und Wüstenvölkern jetzt noch kräftig, wurde schon in vielen alten Alphabeten, so im Altitalischen, Altgriechischen und Phönizischen vermittelst zweier senkrechter Linien durch Querstriche oder eine Spirale verbunden, wie unser H dargestellt, und ist ein Bild der Gurgel, des Kehlkopfs; drückt das Wehen des Hauchs in die Höhe aus; so vor allem in haleine

(franz.), Ruach (hebr.), Hauch, davon ruchbar und riechen, sodann in haben, als ein Sehnen, Heben, Hegen, lat. habere, engl. have, angels. habban, holl. hebben, schwed. hafva; ferner in Hall, Herz, Harm, Höhe, Erhebung, Heil, Heiland, Himmel (heaven), Halleluja! — Ist auch durch ch mit g verwandt, sodann mit k: Hauch und Geist gebärt Kampf.

Das K, ursprünglich als die Faust am Arm und darnach als Keule geschrieben, altitalisch, altgriechisch, phönizisch als Dreschflegel oder Arm mit Dolch, phönizisch mitunter genau als Schlachtbeil, wurde früher und jetzt noch bei den Orientalen mit hartem Kehllaut ausgesprochen, ist der Buchstabe der Kraft und des Kampfes und kommt oft mit dem R des Zerreißens vor. Dessen Geist fühlt man an: Krampf, Krieg, kreuzigen, krümmen, krachen, krächzen, kränken, Kritik, Kerker, Kralle, — kandjar (jav. Dolch), Kain, Khan, (tartarisch Herrscher), karal (altsächsisch) der starke, markige Mann, daher Karl und Kerl; und Jarl und Earl; ferner König und können, Kaiser, Anker, kühn, kalt, katal (hebr. töten), kill (engl.), auch crush und crunch; kick (griech. kekio); couper, coup, couteau, knife (Messer), cruel, écraser, cruccio (ital. Grimm), cozzare hartstoßen, crux u. a. Man beachte auch das negative N in Knecht, Knebel, Knute, knirschen, knurren u. a.

L ist der gen Himmel erhobene, flehende, lobende, verlangende Arm, die gelobende, nach oben strebende Hand und drückt die Gottesanrufung und die Idealität aus; so vor allem in: El (hebr. Gott) und Zusammensetzungen: Michael, Gabriel, Bethel u. s. w.; ferner mit des Geistes Hauch, mit h verbunden in Halleluja, Heil, heilig, Himmel, Hölle, hell, Hall; siehe ferner: Seele, Engel, Licht; (dän. Lys, engl. light) Leuchte, Lied, Leid, Laut, Lob, Lust; Leben, life (engl.), als Zeitwort: leofan, lifian (angelsächsisch), libau (goth.), lefwa (schwed.), leven (holl.);

Liebe, lieben, luvian, lufian (angelſächſ.), ljubi'tj (ruſſ.), lieven (holl.) loab (ſanskrit), libere (lat.) (Zu bemerken wie „leben" und „lieben" gleiche Wurzel haben; denn Leben iſt lieben.) Ferner in der lateiniſchen und in romaniſchen Sprachen: lux, lumen, luna, laetitia, lacrima, lenitas, libertas; lingua, liquidus, ala, lumière, élévation, lame, lion, lis, aile, hélas! u. a. L iſt aber auch in philoſophiſcher Übereinſtimmung mit dem Vorigen der Buchſtabe des Flüſſigen, liquide, (vergl. das l mouillée des franzöſ.) und des Fließens, ſo in couler, flow Fluß, fluidum, float, Flut, Floß, flott, Flotte u. ſ. w.

Daß das M in der Naturſprache ein Allumfaſſendes, einen Kreis, eine der weiblichen Leiblichkeit entſprechende Wölbung bedeutet, aus dem etwas wird und hervorgeht, das bezeugt uns vor allem das gewichtige Wort: Mutter, mater, mère, Mama, mamma, maman, mother, madre, matj (ruſſ.), matka (poln.), mac (wend.), moder, mor (ſchwed.), moder (dän.), moeder (holl.), mae (portug.), mêter (altgriech.), madar (perſ.), mada, mata, madra, meddra (ſanskrit), altägyptiſch: muth, tibetaniſch: ma, ſiameſiſch: me, u. a; je nachdem das paſſive Dulden und Empfangen, oder die Zerreißung, oder das aktive, hervorgehende Prinzip hervorgehoben wird, jedoch faſt immer ſtets mit dem fortſchreitenden T (Entwicklung) ſo in matrix, matrice. Alsdann finden wir den gleichen Begriff des M in: Menſch, Mann, ſanskrit man, manusch, franz. mâle, ferner in Mitte, mehr, more, Macht, Monarch, Meiſter, Magie, Mut, Mythus; auch in Himmel; ſehr ſchön in Heim, Keim; auch mort, Mord, moru altſlav., morior (lat.) ſterben; ferner in mundus, monde, Meer, mare, mer, Mund, Maul, mouth. Endlich ſpricht ſich das umarmende des M im Poſſeſſiv aus: mein, mon, mien, mio, my, mine, min, men, moy u. a. Das Umfaſſende tritt vor allem in der Präfix „um" hervor, ferner in

much (engl.) viel, ebenſo myeken (ſchwed.), multum (lat.), molto (ital.), mucho (ſpan.), muito (portug.), moc (tſchech.) u. a.

Wie ſehr N der Buchſtabe der Verneinung und der Negation, (negare, nier) iſt, haben wir ſchon an allen Vokalen erkannt; ferner an nein, non, no (engl.), no (ital.), na, ne (angelſächſ.), ne (ruſſiſch), na (perſ.), na (ſanskrit), nichts, niente, nullus, neowight, (ahd. nicht = Ding), never; naefre (angelſ.). Schön zeigt ſich das auch am Wort: neu, nouveau, new, neow (angelſ.), nua (ir.), newyz (w.), novus (latein.), nava, non (hindoſt.), nawa (ſanskr.), das Neue iſt ſtets ein noch nie Geſehenes, noch nicht Dageweſenes; ebenſo an naus (ſanskrit), naus (griech.), das Schiff nef, navis, nave; denn das Schiff iſt die Negation des Waſſers, eau, ave und awa, affe, aife, aage, das nicht eindringen ſoll. — Kann man beſſer das Gefühl des Schiffenden malen? — Ferner iſt bedeutſam Nacht, dieſe Negation des Tages, wie nuit, night, notte, noche (ſpan.), nox, nyx (griech.), nat (dän.), natt (ſchwed.), notschj (ruſſ.), nosch (ſlav.), nocht (iriſch), nischa (ſanskrit); endlich in ein (nicht das Viele) und in hinein (nicht das große draußen). Ebenſo heißt in Negerſprachen und auf Tahiti na du, d. h. nicht ich, nicht activ; denn ich, du, er, entſprechen geiſtig der activen, paſſiven und neutralen Form des Zeitworts, dem Männlichen, Weiblichen und Neutrum; im Sanskrit nennt die Frau ihren Mann: poti der Herr, und er ſie: potni nicht der Herr. Mexikaniſch heißt eſſen, alſo verſchlingen, vernichten: iniqua; Fleiſch, alſo ein totes: naca; Fleiſch eſſen, alſo eine ſchon tote Ichheit vernichten heißt: nin acagua. Vom deutſchen Infinitiv, ſagt Dr. Wienbarg: „das n iſt darin das Zeichen der Abſtraktion, alſo der geiſtigen Negation," die nur zu ſehr den Deutſchen ſchwächt.

Das R, ſchon altgriechiſch, phöniziſch und altitaliſch, auch

als Keule oder dreieckiges Schlachtbeil geschrieben, steht unvermittelt und von allen getrennt da, ist der Buchstabe des Zorns, des Grimmes, der Rache, und brüllt aus dem Rachen des zerreißenden Tigers. Im Geräusch, Lärm, Schrei, Kreischen, (crier, to cry) rauscht, schreit, rasselt, röchelt, rumort es. Es ist auch der Buchstabe des Reißens, des Beraubens und Raffens, to rob, rape, ravir, rapere, ran (skand.), rooven (holl.), roffa (schwed.) Raub. Ferner wird sein Sinn erkannt an rämpeln, rauh, roh (franz. und engl. rude), reißen, ritzen, reiben, ringen, rügen, rütteln, herb, hart, grob, barsch, scharf, streng. Es kommt öfters durch z verstärkt vor: zerreißen, zerrütteln, und allgemein in „zer", wie auch déchirer, lacerare, to tear (engl.). Vergl. ferner: racler (kratzen), raffler raffeln, rapide rasch, reißend, ras geschoren, raser rasieren, ravir rauben, rayer ritzen, réfracter Strahlen brechen, rétrécir beschränken, rôtir, griller rösten, révolter empören, rouer rädern, ruiner verderben, mordre, trancher etc.; sar, tsar, Czar, assyrisch und russisch Herr, hängt mit Zacher, arabisch der Zerreißende, zusammen. (Warum und wie dieser Buchstabe der chinesischen Sprache, also einem Viertel der Menschheit, verloren gegangen, ist rätselhaft.)

Das S, wie schon bemerkt, das Gehege der Zähne darstellend, ist der Buchstabe des Lispelns und Säuselns, des Zwitscherns und Züngelns und Zischens, der Spitze, des Stichs, des Sichtens und des Splitterns und des Sonderns, separare. So in stechen, Stachel, Stich, Sünde, sin, Stil, Spitze, Stück, Splitter, secieren, sägen, Säbel, Spieß, scheiden, schneiden; ferner in solus, seul, salvare, sauver, sans, secret, sécréter (absondern) sévère strenge, siffler, esprit, spirit. Im z = ts wird das s härter, wird zum Zerreißen, Zersetzen, Zerfetzen und Verletzen, zerschmelzen; vergl. die Vorsilbe „zer" in allen

Zuſammenſetzungen; ferner Zahl, Zaum, Zaun, Zorn, züchtigen, zwingen, zweifeln, Zwietracht, franz. zizanie.

Das T, die Hieroglyphe des Menſchen mit ausgeſtreckten Armen darſtellend, iſt der Buchſtabe der Zeit: tempus, tempora, temps, time, timme (ſchwed.), tim, tima, eternitas, Tag, tauſend, franz. tôt, bientôt, tantôt, sitôt, und enthält ſomit verſchiedene ſich aus der Zeitidee entwickelnde Begriffe, die der Sache gemäß mehr in Zeitwörtern zum Ausdruck kommen. So erſtens den des Fortſchreitens. Vergl. Schritt, Tritt (Tathâgata, der Fortſchreitende Buddha) Takt, tick-tack, treten, trampeln, trappen, Truppe, tappen, tanzen, taſten, tätſcheln, auch im Ton: toben, toſen, donnern, trompeten, trommeln, tambour, timbre, trillern, trällern. Zweitens entwickelt ſich aus dem Fortſchreiten in der Zeit das Thun, die That nach ihren verſchiedenen Seiten: teilen, tilgen, trennen, treffen, tragen, tummeln, turnen, franz. tourner, ferner z. T. aus dem Lateiniſchen, tenir, tirer, tisser, tordre, torturer, tourmenter, traiter. — Drittens ergibt ſich aus allem dieſem Thun der Begriff der Totalität: totus, total, tutto, tout, très, trop, Titan, Titel, terra, Tempel und des Todes, tuer, mattare, töten, von der Wurzel „than“ (deutſch dehnen), dahinſchlagen, lang hinſtrecken, (vergl. in Homer „der langhinſtreckende Tod“).

Das ſo ſchöne W, in V härter zuſammengezogen und alſo verwandt mit B, der Buchſtabe des Geiſtes und des Wehs, iſt das Wehen des Windes, das Wollen, Walten, Wallen, Wogen, Weilen und Weiſen des Geiſtes in die Weite; daraus wird: wandern, Weg, werden, Weſen, Werk, Wort, Wille, Wohl, Wunſch, Wunder, Wahrheit; in der Natur: Welt, Wind, Wolke, Wetter, Wärme, Waſſer, Welle, Wieſe, Wald; und auch, wie ſchon bemerkt, der Name des Ausländers und Wanderers: Wohalisk (ahd.), vealk (mhd.), walch d. h. der daher Wallende,

daher Walis, Walachei, Wales und Welsch und Walnuß. So auch die weithinreichende Frage: wer, welcher, was, wo, wie, wann, warum; engl. who, what, which, when, why, where?

Im verwandten V konzentriert sich das Geisteswehen und wird greifbar; vergl. auch hier die Bedeutung der Vorsilbe „ver". Dann: Vokal, voyelle, vowel, Volk, voll, vor; volere, vouloir; voie, vaste, vent, vapeur, vie, vision, vide, void, virtus (Kraft, Tugend), violentia, vacuum, vidus, volumen. Schön ist, daß schon bei den Indogermanen die Wurzel vaida, im Griechischen derselbe Stamm, und auch im Gotischen vid, veidon, vide, „vitan" zugleich „sehen" und auch „wissen", also geistiges Schauen, bedeutet. — Auch hier zeigt uns die Sprache, die alles weiß, prächtig, wie oben schon bemerkt, wie das Wehen des Geistes zuerst zum Wollen und Sehen (volere, videre) dann zum Wort, verbum, verhärtet und endlich erstarrt und verarbeitet wird zum Faktum und Fatum.

Endlich ist das X als Ks aufzufassen, entspricht wohl den verschränkten Armen und ist auch als verschobenes Kreuz das Zeichen des Unbekannten und des Mysteriums.

So erkennen wir in sämtlichen Buchstaben nicht bloß tote und zufällige Zeichen und Bezeichnungen der Laute; sondern geistige und bedeutsame Äußerungen des Halls und des Alls, und zwar in den Vokalen allgemeine, in den Konsonanten auf den Menschen als Mikrokosmos zurückgeführte; und weil ihr Vorkommen und ihre geistige Bedeutung allen Sprachen gemeinschaftlich ist, so sehen wir darin die noch vorhandenen und überhaupt nicht zu vertilgenden Spuren der Ur- und Natursprache.

Diese Spuren finden sich selbstverständlich am häufigsten in den geistreichsten Sprachen; aber auch, und oft in erstaunlicher Klarheit, in den wenig ausgebildeten Sprachen auch bei geo-

graphisch und historisch getrennten Völkern. So heißt chinesisch der Vater fu, die Mutter mu, der Mensch jin, die so wertlos geachtete Frau niu; du heißt ni (nicht ich), ta ta ta heißt vorwärts oder weiter marschieren; in ihrer Kosmologie heißt das männliche Prinzip Hiang, das weibliche Hieng. Man sieht die schöne Übereinstimmung mit unsrer Theorie. Auch die Sprache der Polynesier, dieses auf kleinen Inseln im ungeheuren Ocean zerstreuten Volks voll mystischer Ideen und schattenhafter Schrecken, mit seiner zarten Poesie und Menschenfresserei, dem langen finsteren Schweigen und der ausgelassenen Lustigkeit dieser Riesen, die an Schwindsucht aussterben, hat prächtige und bedeutsame Worte der Naturlaute, so: Ao, die Welt, das All, das Centrum, das Herz der Dinge (also auch hier das Alpha und Omega); moe, Schlaf, Geheimnis, Tiefe; moana, die Abgründe des Meeres und des Himmels; nina, begraben, wegthun; nupa, Finsternis, Traurigkeit; nioni horroroa (vgl. horreur, franz.), Göttin der Zwietracht und des Mords; ia, ich; na, du; ata, hervorschießender Blütenstengel.

Wie im voraus zu erwarten, finden sich diese gemeinsamen Spuren mehr oder fast nur in den ursprünglichen zwei- bis dreisilbigen, Grundbegriffe ausdrückenden Wurzelwörtern, nicht aber oder weit nicht in dem Maß in zusammengesetzten und nebensächlichen, in denen die abgeriebenen und abgenützten Wurzeln kaum noch zu entdecken sind.

Daß oft das gleiche Wesen in verschiedenen gleich ausgebildeten Sprachen ganz anders benannt wird, darf uns nicht wundern, da es zur Freiheit der Sprache gehört, ein Sein von verschiedenen Seiten sich anzusehen und dasselbe demgemäß auszusprechen. So wird Gott: Jehovah, Jahwe, Jah, Elohim, Adonaï genannt, dazu noch der Starke, der Barmherzige, der Ewige; so sollen die Araber für den Löwen 500 Namen haben:

der Verſchlingende, der an wüſten Orten Wohnende, der Donnerer oder Brüllende u. ſ. w. So kennt das Sanskrit 54 Benennungen für König, 13 für Berg, 10 für Baum; im Isländiſchen ſoll es 120 Namen für Inſel geben (Dr. Hartenſtein). So ſtammen in verſchiedenen Sprachen die Wörter: mors, mort, moru u. ſ. w. aus der Wurzel mar (ſanskrit mürbe), dieſe hat die deutſche Sprache in „Mord" bewahrt und die engliſche in murder; dagegen tritt in Tod und töten, von than hinſtrecken, der Begriff des dahin-, fortſchreitenden, alles niederſtreckenden Todesengels zu Tage; in „Sterben" endlich die Wurzel „ſtar", Begriff: ſtürzen. So haben wir die Formen von Mater kennen gelernt; wenn aber im Sanskrit das Mütterchen und überhaupt die ältere Schweſter atta heißt, daher griechiſch, lateiniſch und gotiſch: atto Mütterchen (aus Atta Vater, davon unſer Ätte), ſo bedeutet es die Herumtrippelnde und fleißig Schaffende. — So enthält das deutſche „Gott" die Begriffe von gut und geben; ganz logiſch, denn Weſen des Guten iſt's, daß es ſich giebt; das italieniſche „Iddio" dagegen mehr den Begriff der allgebenden Ichheit u. ſ. w.

Die Verſtärkung der Lautbedeutung durch Wiederholung tritt am meiſten in der kindlichen Rede zu Tage. So in den verſchiedenen Sprachen: (man beachte die ſchöne Übereinſtimmung der Laute mit dem bisher Geſagten): Mama, Papa, baba, lala (Kindsmagd) bébé, bonbon, fifi (Puppe), lili, tata (laufen), nini (eſſen), nana (ſchlafen) u. ſ. w.; das findet ſich aber auch bei allen Naturvölkern. So in Honolulu, Udſchidſchi, Makalolo, Titicaca, Kukunoor, Tſe-tſe; tin-tin Schnee, ut-ut Holz bei den Korjäken. Das ſcheint auf einem tiefen geiſtigen Geſetz zu beruhen. Vergl. Chriſti: Wahrlich, wahrlich, ja, ja, nein, nein, u. a. — „Die Wiederholung," ſagt Napoleon I., „iſt die ſtärkſte Figur der Rhetorik."

Schön erklärt sich aus diesen Prinzipien manches Grundwort. In Übereinstimmung mit unsrer Auffassung lehrt die katholische Kirche, daß der Name Jehovah die Aussprache sämtlicher Vokale J, E, O, U, A (mit dem Hauch) einschließt. Es ist noch nicht bewiesen, daß die Juden niemals Gott unter dem Namen Jehovah angebetet hätten. Sechs S'phiroth (Ausfunkelungen), sagt die Kabbalah, bilden den Namen! (s. Molitor II, S. 243). So viel steht fest, daß über 1000 Jahre lang eine auch vom heiligen Geist durchwehte christliche Kirche es gethan hat, was uns mindestens ebenso bedeutsam ist. Auch Böhme schreibt über diesen Namen: „Die Einheit ist das J; das E geht in sich, das H O macht eine Circumferenz oder Umschluß seiner selber. Das V ist Geist; und in A faßt sich der Geist zu einem wirkenden Leben." — Adam, richtiger Hatam, ist alsdann der lebendige Hauch, der dahinschreitende, alles aktiv umfassende. In der symbolischen deutschen Sprache ist Ma|nn das allgemeine, allumfassende Aktive; We|ib aber — denn die erste Silbe, der Eingang ist für das Wort maßgebend, weshalb in vielen Sprachen dieser Hauptton mit einem großen Buchstaben begonnen wird, — das Wehen und Weh der etwas sanften (e), redseligen Ichheit (i, b). Vergl. ferner: homo, femina, homme und femme, masculin und féminin; Adam und Eva u. a. Der Geist einer jeden Sprache, das Unbewußte in ihr, wählt jederzeit eben aus dem Ethymologischen das, was ihm zusagt, macht daraus lebendige Worte und läßt andres schwinden; darauf beruht das stete Werden und Vergehen aller Sprachen. So charakterisiert das „ja" die deutsche Sprache als eine hohe, geistige, der Natursprache verwandt; Oui und yes, auch das italienische si stehen nicht so hoch; no und non dagegen sind größer als „nein". Die Negation der Deutschen leidet an Subjektivismus. Wie treffend das Wörtchen „Ei",

das ſchon als Urwort, gleich dem auch ſo bedeutſamen „Ôm“ Indiens, am Tempel von Delphi ſtand; ein E, alſo ein Femininum, Empfangendes, Brütendes, das zum J der Ichheit ſich entwickelt. In „Keim“ kommt dazu das durchſchlagende „K“. Schön iſt das lateiniſche „nomen“; daher nom, nome, Name, name; zuerſt liegt in no die Negation, die Abweiſung des Alls wie in „nein“ und „unus“, dieſe erſte Bedingung und Begrenzung der Ichheit; dann im men oder min (nomini) ein poſſeſſives Umarmen eines Ichs.

Wer ſich in dieſe Naturlaute und ihren geiſtigen Inhalt einlebt, empfindet die Schönheit ſo manchen, von der unſterblichen Seele ausgehauchten Wortes. — Wie ſchön im Sanskrit: „vulka“ die Flamme! Wie weht ſie in vul ſo weich und aufwärts ſtrebend, tötet aber im ka; denn wo die Mörderin hinzüngelt, vernichtet ſie das Leben. — Wie groß in gewaltiger Umfaſſung das hebräiſche „Jôm Jahve!“ Tag Jehovahs! dieſe ſtarke, einzige Einheit der Zeit, die im Griechiſchen aiôn und in unſern Äonen wiederklingt. — Forte Deus! wie tönt das ſo mächtig und doch ſanft ausklingend, wie jede echte Kraft! Im hebr. „tohu vabohu“ aber hört man das a und das o im Urgrund miteinander ringen; davon ſelbſt das Volk in Frankreich ſein tohu bohu gemacht hat. — Ebenſo ſchön und zutreffend ſind im Sanskrit die Namen Gottes: Zuerſt **ôm** oder **aûm**: das allumfaſſende All, nach der Brahmalehre das Unausſprechliche, Neutrale, Gott vor und außer der Schöpfung. In der Bhagavad Ghita ſpricht das Wort Brahmas: „Unter den Worten bin ich das eine Om und unter den Buchſtaben das A“ (X, 25. 33). So ſchreibt P. Wurm (Buddhismus): „Den wachenden Zuſtand bezeichnet das A, den Traumzuſtand das U, den tiefen Schlaf das M.“ — Ferner brâm, in der Naturſprache das ſich ausſprechende B, dann R, das Getrennte

vom All, weiter das aktive Prinzip A, aber auch das (in der Schöpfung) allumfassende M. — Daraus Brahma, der Schöpfer, der Vater, nach der Brahmalehre: der, der sich selbst kennt, den die Welt nicht kennt; Vischnu (die durch das Wort entstandene Ichheit samt ihrem Leiden) der Erhalter, der Sohn; endlich Schiwâ oder Skiwa, die Trennung S, tötend k, die wehende Ichheit iva, nach den Brahmanen: den Zerstörer; und alle bilden die Trimurti, Dreiheit, Trinitas, die dahinschreitende Offenbarung Gottes. So sagt die jüdische Tradition: „abbah! das ist das geoffenbarte (bb), aktive Prinzip (aa)."

Endlich erkennt man aus dieser Symbolik des Lautes auch die geistige Tonart und Farbe einer Sprache. So besitzen die Sprachen der tropischen, in der freien Natur lebenden Sonnenvölker eine Fülle von hellen Vokalen und kräftigen Naturlauten, gegenüber den mehr in Städten lebenden, im Haus sich aufhaltenden, nördlicheren Völkern, deren Laute oft wiederum an das Klagen und Säuseln und dumpfe Rauschen des Windes in den düsteren Tannenwäldern erinneren. Auch haben jene Völker des Südens der Entsprechung von Vokalen und Grundfarben gemäß, wie eine reinere Aussprache der ersteren, so auch einen kräftigeren und heiteren Farbensinn als die Nordvölker. Sanskrit, von dem ein Philologe meint, diese Sprache sei viel zu schön, um je Volkssprache gewesen zu sein, drückt schon kraft des durchaus vorherrschenden A (Deva nagari: Götterschrift) ein klares, aktives, heiteres, lebendiges Denken und Thun aus; ebenso die Maorisprache der im blauen Meer, im Sonnenschein lebenden Polynesier: Ja ora na loti! Ich grüße dich Blume! Auch das Italienische hat eine Fülle von Vokalen, die aber nicht in gleichem Maß von entsprechenden Konsonanten regiert werden; es entbehrt des h, x und überhaupt der zusammengesetzten Konsonanten; ist also im allgemeinen mehr eine

weiche, heitere Sprache der Farbe und des Gefühls, als des Hauchs, der Kraft und der Tiefe; vergl. Taſſo und Arioſt mit Goethe und Shakeſpeare. Wohl iſt ein Dante in der Ausſprache und Plaſtik der Leidenſchaft unübertrefflich; aber wie weit zurück in der tiefen Theoſophie gegen einen Jakob Böhme! Griechiſch und ſpaniſch ſind kräftig, frei, harmoniſch ausgebildet; beide ſind durch ihre O umfaſſend und als ein Ganzes in ſich von andern abgeſchloſſen, voll und ſtolz, wiſſen wenig von Leiden und Weltſchmerz. — Anders das Deutſche, das im Denken über die Begriffe von Sein und Werden in wahrhaft philoſophiſchem Satzbau ſich bewegt. Ihm mangelt vielfach das A, alſo ſchnelles Thun und effektreiche Rede, auch einigermaßen das O, während das J, das W und beſonders das E und N vortreten. Der Deutſche iſt daher weniger Optimiſt und umfaſſend, als gelehrt, Partikulariſt und Specialiſt; nicht das All, nicht die Einheit, ſondern die Einzelheit, auch in der Politik, iſt ihm wichtig; daher ſeine Gründlichkeit und ſeine Zergliederung und ſeine Kritik. Schon in der ſo häufigen Endung „en" liegt Tiefe, aber auch Negation; etwas Trübes in dem dumpfen „tum" und „ung"; die überreichen „e" und zahlreichen „u" deuten auf Beſcheidenheit und Duldung; (man vergleiche das beliebte Paſſiv: es wurde mir geſagt, es würde ſich lohnen, es wird ſich machen u. a.) und auf den im Ganzen trüben Grundton ſeiner Weltanſchauung; vergl. Hegel, Schopenhauer, Hartmann und ſelbſt Goethes Fauſt mit den heiteren Denkern Plato, Sokrates, Pythagoras, Seneka, Epictet u. ſ. w. — Noch leidender und duldender ſind die ſlaviſchen Sprachen mit ihren „i" und „e" und ihren Doppelkonſonanten, den zerſetzenden s, z, sch, sl, sts, glie und wehmütigen, wünſchenden wt, wl, lw; Formen die nach Inhalt und kräftiger Vokalfüllung förmlich lechzen und nach der Leere des Nihilismus ſchmecken. — Durch ſein ſtummes,

übrigens in Wörtern wie flamme, âme u. a. poetisch ideal verklingendes e kennzeichnet sich der Franzose als für das ewig Weibliche empfänglich; der Gallier ist stets gai, galant, brave et babillard, und seine unübersetzbare „causerie spirituelle', ist sprachlich bezeichnend. — Das Englische deutet durch die nebelhafte und verschleierte Aussprache der Vokale auf Mangel an heiterer, vielfarbiger Lebensanschauung, an vollem, fröhlichem Lebensgenuß, auf eine Abneigung aus sich herauszutreten und auch auf die Unfähigkeit sich auszusprechen; demnach ist der Engländer wortkarg und verschlossen, auch durchschnittlich unberedt. Sein großes I (ich) ist absolut bezeichnend für seine so starke, auf seiner Insel isolierte Ichheit. — Großartig und monumental aber ist das Hebräische wie auch das verwandte Arabische, in seiner schönen Verteilung von Vokalen und Konsonanten und Reichtum an a und o, weshalb auch in diesen Sprachen sich besser und weiter rufen läßt, als in den nordischen und slavischen.

So sind schon die Grundelemente der Sprache symbolisch und beruhen auf allgemeinen und tiefliegenden Kräften und Regungen der Seele. Ebenso haben die Worte und Ausdrücke, die Redensarten und Sprichwörter, die poetischen und allegorischen Sätze und Bilder der verschiedenen Sprachen eine allen Menschen gemeinsame, sinnbildliche Bedeutung. Zunächst ist es, wie schon bemerkt, die menschliche Gestalt, die dazu weitaus den reichsten Beitrag liefert, und man kann sagen: die Sprache ist der Mensch wie er leibt und lebt, wie er sitzt und steht und geht, wacht und schläft, ißt und trinkt, arbeitet und schafft, denkt und sich freut, lebt und leidet und stirbt. — Aber auch aus der reichen uns umgebenden Natur entnimmt die Sprache wie spielend ihre Bilder und Begriffe und bildet daraus Worte. Sieht man sich dieselben an, so erstaunt man darüber, wie alle

unsre abstrakten Ausdrücke auf konkreten und plastischen Vorstellungen beruhen, also symbolisch sind. Wenn wir von Stand und Handwerk, Pastoren und Richtern, von einem Fall und Zufall, von Schicksal und Vorsehung, Einsicht, Anschauung, Fortschritt und Aufklärung, von redlichen, aufrichtigen, festen, soliden und leichtfertigen Menschen, ja vom Altern und vom Sterben reden, so denken wir nicht daran, daß das lauter symbolische Ausdrücke sind, reale Sachen als Bilder des Geistigen verwertet. Schon klarer wird die Symbolik, wenn die Sprache das Dach, den Herd für das Haus, das Haupt für den Führer, Kopf für Verstand, Herz für Gefühl und die Seele für den Menschen, die rechte Hand für den starken Helfenden u. s. w. braucht. Auch diese Bilder sind nicht zufällige und leere Redensarten — dagegen spricht der Umstand, daß sie in allen Sprachen der Erde mit gleicher Bedeutung auftreten — sondern Symbole, die auf dem Wesen und dem Zusammenhang der Dinge beruhen.

* * *

Vor allem sei das Wort, dieses größte aller Symbole des Seins, zutreffend, also wahr. Es ist noch keiner über das Wort Platos hinausgekommen: „Das Schöne ist der Abglanz des Wahren.“ Damit ist mit einem Schlag festgestellt, was wahre Kunst und Beredsamkeit ist und was nicht. Wahr im tieferen Sinn heißt aber nicht, was an sich keine Lüge, sondern was auf ewige Wahrheit sich gründet. So beruhen Epos und Drama, die Grundformen der Poesie, auf den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit, der Schuld und der Strafe; der guten That

und ihrer Frucht; darauf, daß der Menſch erntet, was er ſät. Das Drama iſt nichts andres, als der Kampf des Menſchen mit jenen Geſetzen und ſein ſchließliches Unterliegen, und nur dann fühlt er ſich befriedigt, wenn es ſich erweiſt, daß dieſe Geſetze ſtärker ſind als er. — Daß auch der kraſſe Naturalismus ſich nicht außerhalb dieſer Geſetze bewegen kann, beweiſt ſelbſt ein Atheiſt wie Zola, wenn er ſeine elende Nana elend zu Grund gehen, und ein Ibſen, der ſeine Hedda Gabler ſich erſchießen läßt. Dennoch entbehrt dieſer Naturalismus bei oft erſtaunlicher Plaſtik der tieferen Wahrheit, weil er das Geſchilderte nicht auf ein Centrum des Guten und auf ſein „Geſetz" zurückführt. Er gibt uns die äußere Schale, ihre Runzeln und Höcker ſamt Schimmel- und Fäulnisflecken, weiß aber vom Kern nichts und hat nur taube Nüſſe. Bei aller Röntgenſchen Seelenphotographie und pſychologiſchen Viviſektion bleiben ſeine Figuren, wie ſie ihr blutendes, meiſt waſſerſüchtiges Herz und ihre kranken Lungen wohlgefällig in der offenen Bruſt tragen, doch künſtliche, wächſerne Anatomieſchauſtücke. Ein Aufſchrei des Herzens — dieſes Muskels, ſagt der Naturaliſt —, ein Seufzen der Seele, dieſes Hauches Gottes, wiegt alle dieſe noch ſo gewandte Mache und alle Deklamationen unſrer modernen Theaterſtücke über die „Stimme des Herzens", „Männerehre" und Phraſen über „große pſychologiſche Probleme" auf.

Der Naturaliſt ſagt: es iſt alles gleich wahr; der Verkommene und Laſterhafte iſt ebenſo wahr, exiſtiert völlig ebenſo und kommt dazu häufiger vor, als der Tugendheld; Krankheit und Verweſung ſind ebenſo wahr, ſind ebenſolche Naturerſcheinungen und Naturgeſetze wie Geſundheit und Wachstum. Folglich iſt ihre getreue Darſtellung, alſo die des Häßlichen, ebenſo berechtigt in der Kunſt, und im Grunde ebenſo ſchön, wie die des ſogenannten Schönen. Hier liegt der Irrtum, und die

Kluft. Das Böse ist nicht gleichwertig mit dem Guten, die Lüge ist nicht so wahr wie die Wahrheit, sondern sie sind ein Unberechtigtes und Vergängliches, dem Untergang Geweihtes, dem weder Schönheit noch Kraft innewohnt. Eben dieses an der Sünde Gefallen und Genuß finden, ist die große Täuschung, die den Menschen gefangen hält. Das Licht ist wahrer als die Finsternis, das Ja als das Nein, die Liebe als der Haß, das Leben als der Tod und Gott als der Teufel, und daß der Mensch das nicht glaubt, das ist sein Fall und sein Elend. Irgend eine Erscheinung aus der Welt des Bösen mit ihrem Gegensatz in der Welt des Guten gleichwertig hinstellen, ist eine unwahre Darstellung. So gehören die Schuld, die Freveltat und die Strafe und die Furien in die Kunst, wenn das Böse der Wahrheit gemäß als von vornherein strafbar und die Schuld als der Übel größtes dargestellt wird. „Selbst den Furien," sagt Chateaubriand, „gaben die Griechen schöne Gesichter, denn es ist etwas Schönes um die Reue," weil etwas Wahres. Ebenso gehören in die Kunst das Gewitter und der Orkan und der Zorn des Vulkans; nicht aber die verwesende Leiche, denn sie ist eine bloße Verneinung des Lebens und der Seele. Die Schilderung der physischen und der seelischen Krankheit ohne die der entgegenwirkenden Gesundheit, überhaupt des Bösen ohne die des überwältigenden Guten, vollends die heutzutage so vielfach übliche Verherrlichung des Bösen und seine Darstellung als eines an sich Berechtigten, ja Großartigen und Gewaltigen, ist eine Lüge, ist selbst ein Krankhaftes und ein Böses.

Wie die Welle erst in die Höhe steigt und schäumt und braust und brandet, wenn sie an den Felsen prallt, so entlehnt das Böse nur seinem Kampf und Ringen mit dem Guten einen Schein vom Großen und Gewaltigen. In sich selber und sich selber überlassen, ist es durchaus leer und nichtssagend, dumm,

widerlich und ekelhaft. Weil sie Wahrheit und Lüge, das Gute und das Böse als gleichwertig hinstellen, verfallen diese Naturalisten allerlei Widersprüchen. So, wenn Ibsen ausruft: „Wer bürgt mir dafür, daß auf andern Welten das Sittengesetz dasselbe, und auf Jupiter $2 \times 2 = 4$ sind," eine Frage, die wir später beleuchten werden. Oder wenn sein Pastor Rosmer traurig wird, weil er „nimmer finden kann die stille, freudige Schuldlosigkeit". Armer Thor! möchte man ihm zurufen, warst jahrelang Seelsorger, und kennst noch nicht das Abc der Seele, nämlich, daß weil alle Schuld und Sünde eine Beleidigung Gottes ist, dieser Gott allein die Sünden vergeben kann. Oder wenn eben dieser Rosmer und seine Rebekka, um eine Schuld zu sühnen, in den Bach springen! Also, ein Weltall ohne allgemeines Gesetz, eine Sünde ohne Gott, eine Schuld ohne Unsterblichkeit, eine Sühne durch Häufung der Schuld malt man uns da vor! Was sind das für unklare, bruch- und schülerhafte Begriffe!

Und immer tiefer führt die angebliche Gleichwertigkeit alles Thuns und alles Seins den Naturalisten in die moralische Lüge hinein.

Es ist nicht wahr, daß es keine absoluten und ewigen Prinzipien und Gesetze des Seins, des Guten und des Wahren gebe. — Da wäre die Welt längst auseinandergefallen; denn Recht und Gerechtigkeit halten sie allein zusammen.

Es ist nicht wahr, daß ein mit Gott und der Welt und sich selber zerfallener Mensch edel, großmütig und wirklich wohlwollend sein und bleiben kann. — Außer Gott kein Gutes!

Es ist nicht wahr, daß ein Weib am Leibe eine feile Dirne und an der Seele eine reine Jungfrau sein kann. — Wer Sünde thut, ist der Sünde Knecht!

Es ist nicht wahr, daß die Stimme des Herzens höher steht, als die Stimme des Gewissens. — „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken."

Es ist nicht wahr, daß der Ehebruch, auch der bloß seelische, poetisch und interessant ist — das ist nur die Ehe; daß ideale Liebe im Ehestand nicht dauernd möglich — da fängt sie erst recht an; daß Emanzipation das Weib beglücke — das thut nur der Gehorsam in der Liebe; daß befehlen leicht, gehorchen schwer ist, — befehlen ist viel schwerer; daß die Armut (wir sagen nicht das Elend) drückender ist als der Reichtum, — schaue an die Gesichter, die aus vornehmen Villas und Palästen in reiche Equipagen einsteigen! — daß Pflicht eine Last, Arbeit eine Bürde und die Tugend langweilig — sie sind herrliche Genüsse, sind Vorrechte; und das Laster ist fad, verdummend, entsetzlich langweilig und geisttötend.

Und endlich mündet mancher Naturalist wie Strindberg in die Philosophie Nietzsches, diese Mißgeburt modernen Denkens, bei der man sich bloß für einen Übermenschen zu halten braucht, um, von allen Pflichten los, in dem widerlichen Egoismus des Narren zu schwelgen, der schreiben kann: „Leiden sehen thut wohl; leiden machen thut wohler." (!)

Leider meinen viele Gebildete heutzutage, es gehöre zur Bildung, auch diese erbärmlichen Produkte gelesen oder gesehen zu haben. Aber ungesunde Litteratur ist schlimmer als gar keine, schwächt und besudelt die Seele, wie des einzelnen, so der Völker, trübt ihnen das für das ewige Licht geschaffene Auge, macht sie irre an Gott, an der Welt und an sich selber. Und die Früchte sehen wir täglich: Nerven und Seelenleiden, Lebensüberdruß, unglückliche Ehen und Familien, Schwermut, Wahnsinn und endlich der Revolver oder das Morphiumfläschchen. Wer solche Litteratur, obgleich er fühlt und zugibt, daß

sie nicht gesund, noch weiter genießt, gleicht dem Menschen, der Tollkirschen und Schierling, dazu ein Stückchen Arsenik in verdünnter Blausäure, sowie allerlei Giftpilze in pikanter Sauce verzehrt, nur um zu wissen, „wie sie eigentlich schmecken". Für solche bewußte Selbstvergiftung gibt es keine Entschuldigung. Das gehört mit zum Essenwollen von der verbotenen Frucht des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen!

Groß und schön und gesund dagegen ist das Wort, das ewige Wahrheiten verkündigt.

Je größer die Ziele der Kunst, je höher ihre Ideale, je gewaltiger, erhabener ihr Thema und der Gegenstand ihrer Darstellung, desto größer und erhabener ist auch sie. Somit kann höchste Kunst nur die Verherrlichung des Schöpfers sein. „Das Universum," sagt Carlyle (On Hero's worship), „ist das verwirklichte Denken Gottes, und es ist ein verlorenes Leben, wenn wir anders leben als in dieser Erkenntnis." — Die Verherrlichung Gottes kann aber nicht mit und durch die bildende Kunst geschehen. „Wem wollt ihr mich gleich machen?" fragt dieser Gott. Deshalb und weil sie den Schöpfer nur mittelbar, durch Verherrlichung des Geschöpfs, verherrlichen, sind diese Künste niedriger als die Tonkünste des Halls, die nicht mehr bloß Form und Farbe, sondern die ewigen Ideen der Gottheit darstellen. Im Himmel finden bildende Künste keinen Platz, denn dort werden wir Wesenheiten schaffen, nicht Kopien entwerfen. Nur die symbolisch ewige Gesetze der Zahl, der Harmonie darstellende Architektur gehört noch hierher; schon weil wahrer; denn Gemälde und Statuen sind Bilder der Wirklichkeit, das Haus aber ist Haus und der Tempel Tempel. Diese Kunst ist die geheimnisvolle Ausarbeitung des Stoffs zu einer Wohnung, einer erweiterten Leiblichkeit, zur Behausung

des Geiſtes und zum Tempel Gottes. „Die Architektur," ſagt Novalis, „iſt verſteinerte Muſik." Das neue Jeruſalem iſt ein ſolcher zu Edelſteinen kriſtalliſierter (Offenb. 2) und doch geiſtig lebendiger, jeden Bewohner desſelben mit hoher Wonne erfüllender Lobgeſang.

Schon auf Erden iſt der Poet von Gottes Gnaden, wie Gott ihn alle paar Jahrhundert einmal der Menſchheit ſchenkt, damit ſie in Erwerb, Handel und Induſtrie nicht verflache, ein Prophet, ein Seher, wie die Alten ihn nannten, weil er weiter, tiefer, höher ſieht als andre; weil er, wo er geht und ſteht, hoch über der Proſa und auch über den Türmen und Bergen dieſer Welt den Himmel und tief unter dem harten, ſteinigen Boden des täglichen, mühſeligen Lebens die Hölle ſchaut, weshalb jedes höhere und höchſte Gedicht unwillkürlich zur großen Trilogie wird, wie die Ilias und die Odyſſee, wie die Divina Comedia, wie Miltons Paradise lost, wie Goethes Fauſt; weil der Dichter die augenblickliche Gegenwart als Frucht der großen Vergangenheit, als Keim der noch größeren Zukunft ſchaut und hinter jedem Ding ſein wahres Bild, in jedem Menſchen ein ewiges Symbol eines Göttlichen, im Weltall das große Geſetz und den großen Geſetzgeber ſieht. — Und das ſagt er in Verſen, nicht aus Liebhaberei, oder weil's ſo ſchöner klingt; ſondern weil er nicht anders kann; weil, wenn er die ewigen Ideen als Urgeſetze anſchaut, und je mehr er von dieſem Anblick hingeriſſen und berauſcht, deſto mehr er auch von den ewigen Geſetzen der Formen ergriffen wird, von dem Rythmus und von der in der ewigen Zahl begründeten Harmonie, wie ſie mit allem irdiſchen Reigen und dem Tanz der Horen ſchon vom Anfang der Schöpfung an in dem Tanz der Weltkörper liegt, wenn dieſe himmliſchen Weſen mit Sphärengeſang den ewigen Reigen führen.

Seine Macht und Größe aber hat der Dichter von der absoluten Wahrheit dieser Gesetze; denn ewig ist die Poesie des Lebens und der Liebe, des Lichts und der Blume, der That und der Kraft, des Mannes, des Weibes und des Kindes, dieser ewigen Gedanken Gottes; und ebenso ewig sind die Gesetze des Rechts und der Gerechtigkeit, der Zweckmäßigkeit und der Harmonie, der Güte und der Schönheit, der Macht und der Weisheit. Was soll der Dichter denn sonst besingen? Auch der Dichter des Materialismus, Lukrez, wie er zweitausend Jahre vor Schopenhauer und Hartmann bittere Klagen über die Leere und Zwecklosigkeit des Seins und des Daseins führt, lobt Gott mit dieser Klage; denn so trauert man bloß um ein verlorenes Gut, um einen Totgeglaubten; nicht aber um ein Niegesehenes; und daß er glaubt, es gäbe keinen Gott, das ist sein Schmerz! Aber nur der Mensch, dessen Wahlspruch ist: Gott ist mein Lied! hat Macht, Worte zu reden, die für seine Mitmenschen einen Wert haben!

Glaube es der Welt nicht, wenn sie dir sagt: Poesie sei nur Traum und Illusion, und die unerbittliche Prosa des Lebens allein sei Wahrheit. — Sie lügt; aber sie weiß es nicht besser! — Poesie ist das ewig Wahre, denn Gott ist Poesie und sein Himmel wird Poesie sein. Die harte und kalte und dumme Prosa aber des Geldes und des Gewinnes, des Handwerks, der Langeweile und der Konvention, der verdrossenen Mühe und des täglichen Schweißes, das ist, was einst wie Rauch und Nebel verschwinden wird; und es wird nur noch bleiben droben die ewige Poesie der ewigen Freude, und drunten die ewige Poesie der ewigen Schmerzen; und alle Wesen werden den Ewigen loben, die einen im Licht und die andern im Feuer.

Auch du, mein Bruder, bist ein Künstler, sollst hohe Kunst treiben. Ist es dir nicht gegeben, mit Pinsel oder Meißel

deine Gedanken zu verewigen, so doch mit dem Wort; denn Gott weigert keinem seiner Geschöpfe Mittel zur Offenbarung; darf doch jede Schnecke sich eignes Kalkgehäuse bilden, jede Taube girren und jede Nachtigall flöten. Wie er seine höchsten Güter, das Sonnenlicht und den gestirnten Himmel, die reine Luft und das perlende Wasser, auch dem Ärmsten gönnt, so hat er dem Geringsten und Schwächsten das Höchste, das Wort, geschenkt. Laß dein Seelenleben nach außen kristallisieren zum Wort der Wahrheit, der Schönheit, der Güte; so arbeitest du damit auch plastisch an deines Bruders Seele; und einst drüben wirst du, das Gesicht eines Seligen bewundernd, mit Erstaunen die Kunde vernehmen, auch du habest daran gemeißelt.

Und kannst du auch das nicht und findest keine Worte und das Wort nicht zum Aussprechen deiner Seele, so hauche sie in bloßen Tönen aus, im Lied ohne Worte. Willst du dir ein Denkmal setzen, so bedarf's nicht der bronzenen Statue, noch des stattlichen Palastes, noch der Gedenktafel, die vielleicht im nächsten Jahrhundert zerfallen. Finde in dir eine Weise wie: „Adeste Fideles!" oder: „Te Deum laudamus;" oder: „Innsbruck, ich muß dich lassen!" und tausend Jahre lang wird man dich singen. — Und: „Lied wird That, früh oder spat!" — Auch von diesem Thun wirst du einst erkennen, wie groß und bedeutungsvoll es war, wie, dem Lichtstrahl ähnlich, auch dieser tönende Hauch deiner Seele von der Erde aus mit und in dem Gesang der Terra in den Weltraum hinausflutend, auf fremden Welten lauschende Geister erfreute und so stimmte, daß auch sie die eigne Seele mit aushauchten in Gottes Lob. Denn alles ist groß, alles ist unvergänglich, alles hat Ziel und Zweck und Wirkung und Kraft und Folge und Zusammenhang. „Nichts in der Welt, das nicht Gedankenstoff enthält, Und kein

Gedanke, der nicht mitbaut an der Welt!“ (Rückert.) Alles ist Keim der Ewigkeit in Gottes wunderbarem All.

In der korrekten Welt ist Musik der schöne Hall, das seelische Protoplasma, aus dem, wie aus dem Muttergestein, das höhere Wort als Edelstein kristallisiert, die Blüte und die Frucht des Halls. Denn der Musik fehlt hienieden schöpferisch-plastische Kraft, und so genußreich sie für die Seele, gebärt sie doch nicht die That. Ein großer Tonkünstler ist ein schönes Geschenk Gottes an seine Menschheit, daß er ihr helfe, ihr Leid und ihre Freude zu tragen; aber in ihre Geschicke hat er nicht Macht einzugreifen. Und ebensowenig war je ein Weltplastiker ein bedeutender Musiker, so sehr im Grunde beides zusammengehört, denn die Schöpfung soll Harmonie sein. Doch drüben wird sich's finden, und jeder Weltenschöpfer wird Sphärenharmonien komponieren.

Wie groß, wenn einst im Himmel unser Sprechen nicht mehr nur ein Aneinanderreihen von an sich sinnlosen Klängen, wenn wir die göttlichen Kräfte und Mächte des nach ewigen Prinzipien des Logos geformten Schalles beherrschen werden und endlich, endlich *sprechen* können! Wie schön, wenn dann diese Sprache Kraft und Leben, Bild und Wahrheit zugleich ist; wenn das Wort vom Licht leuchtet und blitzt und funkelt, das Wort vom Feuer erwärmt, glüht und zerschmelzt, das Wort vom Wasser perlt und rieselt, wogt und flutet, das Wort vom Fels unerschütterlich fest dasteht, das vom Gold ein Reichtum, von der Liebe Wonne, von Gott unfaßbare Seligkeit ist, in die die Seele sich versenkt, in der sie sich verliert und ruht!

* * *

Großartig und allumfassend ist endlich die Symbolik der Nachtseite des Seelenlebens, und wieder überraschend gesetzlich; steht in völliger Übereinstimmung mit der Sprache, mit den Bildern der Poesie, mit der soeben berührten Symbolik der Form und der Farbe, des Kleides und des Essens und des Worts. Diese große Symbolik des Traumlebens, des Hellsehens, der Ekstase, der Vision und endlich des göttlichen Gesichts, wie in der Offenbarung, ist aus einem Guß, benützt mit absoluter Freiheit alles Seiende, um zu sagen, was sie sagen will; ist also unsrer Betrachtung in jeder Hinsicht wert.

Schon wegen seiner absoluten Allgemeinheit und der großen Rolle, die es im Leben der Menschheit spielt, ist unser der Rückseite unsres Individuums entsprechendes Nachtleben samt seinen Äußerungen wichtig. Es mag für Engel und für die Geister, die in der Luft sind, ein interessantes Schauspiel sein, zu sehen, wie regelmäßig, in dem Maße wie das Sonnenlicht um diesen Planeten wandelt und die eine Hälfte desselben verläßt, alsbald hundert Millionen Menschen wie von unsichtbarer Kraft umgeworfen, umfallen, stundenlang liegen bleiben und dabei in einen andern Zustand der Existenz übergehen, vom vorigen so verschieden, daß sie in keinem derselben mehr wissen, was sie im andern gedacht, gesagt und gethan haben. Also zwei verschiedene Leben in einem Individuum; weshalb Pascal fragt: „Wer wäre glücklicher, ein Hirte, der alle Nächte träumen würde, er sei König, oder ein König, der alle Nächte träumte, er sei ein Hirte?“ Möglich wäre es, daß die Menschen in diesem Zustand des Schlafes mehr, als man glaubt, miteinander kommunizieren; denn in ihm reden sie eine Universalsprache. Die Traumbilder sind, wie wir sehen werden, bei allen Völkern und zu allen Zeiten im allgemeinen dieselben,

und es gibt zuverlässige Beispiele von Mitteilungen eines Menschen an einen andern im Traum. Von der Bedeutung dieses Nachtlebens für die Menschheit aber kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß bei fünfzehnhundert Millionen Erdbewohnern, die durchschnittlich ein Drittel ihres Lebens im Schlaf zubringen, alljährlich fünfhundert Millionen Jahre auf Erden verschlafen und verträumt werden. Welche Masse von Traumvorstellungen, wieviel seelisches Weh und Ach und Freude und Wonne mögen in dieser Zeit erlebt werden. Wie viele Folgen des wachen Thuns und auch Keime des zukünftigen Tageslebens werden da in den großen Schatz des Unbewußten der Seele versenkt, der einst geoffenbart wird. Und auch die Tierwelt um uns her träumt allnächtlich auf der ganzen Erde; alle diese stummen, mysteriösen Wesen, die uns fürchten, die uns dienen, auch sie träumen von ihren Leiden und von ihren Freuden. Der schlafende Jagdhund vor dem Küchenfeuer knurrt und bellt dumpf und verfolgt im Traum den Hasen und den Fuchs, und auch die Nachtigall träumt Nachtigallenträume und man hört sie im Schlaf leise zwitschern und singen (Buffon).

Gewöhnlich wird der Traum als wertloses Spiel der Seele von der realistischen Hälfte der Menschheit angesehen, die ungern nachdenkt, gern am hellen Tag lebt und nach praktischen Resultaten fragt, obgleich oft ihre Gedanken und Worte kaum würdiger, gehaltvoller und wirklich verständiger sind, als ihre Träume. Zu allen Zeiten dagegen haben bedeutende Menschen, so die größten Dichter, dem Traumgesicht eine erhabene Realität und einen geistigen Wert zuerkannt. So läßt der verständige und naturkundige Homer seinen Helden oft im Traum göttliche Eingebungen zukommen und bemerkt dazu: „Denn auch der Traum kommt her von Zeus!“ (Ilias I, Vers 63),

wobei er anderswo schön zwischen den nichtigen zum elfenbeinernen Thor hereinkommenden bloßen Träumen und dem zum hornenen Thor einschreitenden Traumgesicht unterscheidet. Und ebenso läßt Milton durch Satan die unschuldige Eva vermittelst Träume, die er, an ihrem Ohr zusammengekauert, in ihr erregt, ihrer Seelenruhe berauben und mit Ahnungen des bisher unbekannten Bösen erfüllt werden. Wie ergreifend sind nicht in Shakespeare die Träume Clarences und Richards II. und ebenso in Racine's Meisterstück der Traum der Athalia, und wie schön symbolisch die Träume des Fürsten und seiner Gattin in der Braut von Messina! — Auch sonst haben sich Schriftsteller, Denker, Philosophen und Naturforscher oft über den Wert des Traumlebens ausgesprochen. So glaubt Xenophon, die Seele sei im Schlaf am göttlichsten; und Äschylus ruft aus: „Denn gerade im Schlaf ist der Geist an den Augen hell, am Tag ist sein Zukunftsblick beschränkt" (Eumen. 106, 10 T.). — Das Gleiche mit andern Ausdrücken sagen Plato, Aristoteles, Plutarch, Cicero aus. Tertullian fragt sogar: „Wer stünde so sehr außerhalb der Menschheit, daß er nicht irgend einmal eine zuverlässige Traumvision gehabt hätte?" (De somno.) So auch Dante: „Vom Schlaf wurde ich erfaßt, der oft schon vor dem Ereignis hat die Kunde" (Fegefeuer, XXVII. Gesang), und ein andermal: „Zur Morgenstunde, da die Seele, vom Fleisch mehr befreit, fast göttlich ist in ihrem Schauen" (Fegefeuer, IX. Gesang). So sagt in der Neuzeit unter vielen andern Kant (Träume eines Geistersehers, S. 49): „Ich vermute, daß die Vorstellungen der Schlafenden klarer und ausgebreiteter sein mögen, als selbst die klarsten im Wachen." Und Carus: „Seit den ältesten Zeiten haben sich eine Menge von Erfahrungen gehäuft, die auf das Mannigfaltigste die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit solcher prophetischen Träume be-

weisen" (Psyche, 2. Aufl., S. 238 u. 239). — Was für eine Rolle endlich der prophetische Traum in der Bibel spielt, ist allbekannt, weniger aber die bedeutsame Stelle: „Im Traum, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager, dann öffnet Gott das Ohr der Menschen und besiegelt die Unterweisung, um den Menschen von seinem Thun abzuwenden, und auf daß er ihn beschirme vor Hoffart, daß er seine Seele zurückhalte von der Grube und sein Leben vor Rennen ins Verderben" (Hiob 33, 15—17). Und in Joel spricht Gott von den letzten Zeiten: „Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und eure Töchter werden weissagen, und eure Greise werden Träume haben, eure Jünglinge werden Gesichte sehen" (Joel 2, 28). Endlich und abgesehen von den Mystikern: Stilling, Görres, Schubert, Kerner, Baader u. a. — erkennen auch moderne Forscher das prophetische Schauen der Seele im Traum bestimmt an: wie Dr. Du Prel, Prof. M. Perty, Hellenbach, Splittgerber, Dr. Pfaff. „Alle Skeptiker," sagt der letztere, „mit ihren psychologischen Spitzfindigkeiten können den divinatorischen Traum nicht aus der Welt schaffen."

Wäre der Traum wirklich wesenlos, so müßte er auch absolut wirkungslos bleiben und auf unser tägliches Leben ebensowenig Einfluß haben wie etwa die Formen einer Tapete an der Wand. Daß das nicht der Fall ist, wissen wir alle. Natürlicher und logischer ist die Annahme, daß der Traum und überhaupt der Schlafzustand einen Ring bildet in der Kette unsres Seelenlebens, und daß auf dieser Nachtseite unsres Ich der unsterbliche, ewig wache und absolut vernünftige Geist in uns ebenso sein individuelles Leben fortsetzt wie bei Tage. — Wer jahrelange Beobachtungen darüber gesammelt, findet die Annahme nicht absurd, daß selbst unsre ungereimtesten und

scheinbar verwirrtesten Träume in der Traumsprache und für das Traumleben einen Sinn und einen Zusammenhang haben können. Es fehlt uns nur im wachen Zustand der Schlüssel zu dieser Geheimsprache und ihren hieroglyphischen Zeichen, weshalb sie uns ebenso absurd erscheinen wie einem Unwissenden die symbolischen kuh- oder sperberköpfigen Götter der Ägypter. Indessen müssen wir in der Praxis an dem Unterschied festhalten, den schon Artemidor, der Verfasser eines der ältesten, von Schopenhauer gerühmten, von F. Kraus trefflich übersetzten Traumbuches, zwischen den Träumen im allgemeinen und dem seltneren Traumgesicht macht, das durch symbolische Bilder die Zukunft anzeigt, manchmal aber auch die Vergangenheit wieder malt. Wie aus dem noch formlosen Gewirr der Mutterquarzmasse bei nötiger Ruhe einzelne Krystalle hell und klar aufschießen, so entstehen auch aus der Menge der wirren, durch die Sorgen und Mühen des täglichen Lebens entstandenen Traumgebilde, meist erst gegen Morgen, einzelne helle und weissagende, übrigens auch oft sich mit Vergangenheit und Gegenwart beschäftigende Traumgesichte. — Dieses Traumgesicht, wie das Träumen überhaupt, spricht in hieroglyphischen Bildern, deren Sinn uns im Schlaf bewußt ist, den wir oft im Augenblick des Erwachens noch schauen, der aber in dem Maß erblaßt und gänzlich verschwindet, als das wache Leben uns wieder beherrscht. Wohl jeder hat erfahren, daß er in folgenden Nächten wieder auflebt, oder daß wir uns im Traum der früheren Träume erinnern, oder sogar sie fortsetzen: auch ein Fingerzeig für die Vernünftigkeit und den Zusammenhang des Traumlebens. Je tiefer und normaler der Schlaf und das Hellsehen des Traums, desto weniger wissen wir beim Erwachen davon, wie an Nachtwandlern und Somnambülen zu sehen.

Diese Traumbilder stimmen mit dem angeborenen Gefühl des Menschen, mit seiner Sprache und mit seiner Poesie und mit dem Märchen zusammen, diese Kindesnahrung, von der Luther sagt: „Ich gäbe nicht um viel Geld die Märchen meiner Kindheit.“ Auch im Traum spielen die Tiere, Raben und Wolf, Taube und Schäflein, die Blume, die Früchte, das Essen von dargereichtem Kuchen und Äpfeln, die Hörner und die Haare, die weiße Kleidung, dieselbe symbolische Rolle, weil auch das Märchen, dem tiefen Bewußtsein des natürlichen Menschen von der allgemeinen Symbolik des Weltalls entsprungen, seine Bilder derselben und sicherlich oft dem Traum selbst entlehnte.

Diese Traumbilder und ihre Bedeutung bleiben sich ferner ebenso wie die des Märchens in ihren wesentlichen Zügen gleich, woraus das Vorkommen von Traumbüchern bei allen Völkern sich erklärt. Leider sind diese meist aus Gewinnsucht entstandenen Werke gewöhnlich nur plan- und verständnislose Abschreibereien alles dessen, was sich auf diesem Gebiet allmählich angehäuft hat, wobei die Verfasser gänzlich verkennen, daß es eine allgemeingültige Traumsymbolik gibt, aber auch eine individuelle, und daß von dieser nur eine höchst intime Kenntnis des Betreffenden, seines Charakters und seines Lebens uns den Schlüssel gibt.

Hier spreche ich nur von ersterer Symbolik und entnehme dabei manches meinen früheren Aufsätzen über den Traum in „Über Land und Meer“ 1887.

Zuerst und mit richtigem Griff drückt die Traumsymbolik das allgemein Menschliche, die Elemente des Seins, durch die Elemente der Natur aus. — Das Feuer, die Flamme, das Licht bezeichnen in der Traumsprache den höchsten aktivthätigen Geist. So erzählt die jüdische Tradition: „Sofach, der Vater

Eliä, habe bei der Geburt des mächtigsten der Propheten geträumt, er sehe um das Söhnlein Männer in weißen Kleidern, die demselben ehrerbietig statt der Speise lodernde Feuerflammen dargereicht hätten." So träumte Olympias vor der Geburt Alexanders des Großen, der Blitz schlage vom Himmel in ihren Schoß, und sie gebäre ein großes Feuer (Plutarch). Die Mutter des heiligen Dominikus, des Gründers der Inquisition, träumte dagegen erschrocken, sie gebäre einen feuerspeienden Hund; bekanntlich nannten sich die Dominikaner Domini canes, Hunde des Herrn. Ebenso soll am 15. Aug. 1769 Friedrich der Große geträumt haben, es falle ein Stern vom Himmel herab, der einen solchen Glanz um sich verbreite, daß er, von demselben geblendet, in große Bedrängnis geraten sei; in der Nacht aber wurde Napoleon I. geboren (Magikon von J. Kerner, I, S. 363). Wem fallen dabei nicht die in allen Sprachen und zu allen Zeiten gebräuchlichen Ausdrücke ein von brennendem Zorn, von Liebesglut, von verzehrender Leidenschaft, von feurigem Geist, von einem Aufflammen oder Auflodern der Begeisterung! — Vergleiche die Feuerzungen zu Pfingsten. Im Einklang damit werden stets im Traumgesicht ein klares Licht, helle Flammen Gutes, eine frische, fröhliche, geistige That oder Thätigkeit andeuten; trübes, rauchendes Feuer dagegen stürmische Geisteszustände, Haß, Zank, Feindschaft.

Nicht weniger treffend wird im Traum das mehr allgemeine Schalten und Walten des Geistes, ob gut oder böse, durch den Wind und sein Wehen charakterisiert, woran schon die Ausdrücke ruach hebr. Geist, Hauch, ferner pneuma, anima, das französische expirer, rendre le dernier souffle, im deutschen Lebensodem, Inspiration, Wehen des Geistes, sein Leben aushauchen, erinnern. Vergl. „Gott blies ihm ein den

lebendigen Odem," und das Wehen und Brausen des Geistes im großartigen Gesicht des Hesekiel von den Totengebeinen, und später am Pfingstfest. — So sieht Daniel im Traumgesicht die vier Winde auf dem großen Meer gegeneinander stürmen und aus diesem Wehen und Schaffen des Geistes die vier Weltreiche entstehen. Dieser Auffassung der freien und unsichtbaren Luft als Symbol des Geistes gemäß werden auch ihre Bewohner, die Vögel, zu Typen der untergeordneten Geister. Vergl. die Vogelschau der Alten, den Adler des Jupiter, die Raben des Odin, den weißen und schwarzen Vogel in der Frithjofsage, die Vögel in der Parabel des Sämanns u. s. w. Endlich spricht die Bibel von den „Geistern, die in der Luft sind", ja von „dem Fürsten der Luft".

Stellt das Traumgesicht die Luft, den Wind als Symbol des Geistes dar, so drückt es in richtiger Anwendung und Erweiterung dieses Symbols durch die Beschaffenheit der Luft, das Wetter, unsre Stimmungen, diese mehr passiven Geisteszustände aus. Wie der Volksmund sagt: „Er sieht lauter Sonnenschein", oder von stürmischer Laune, von wetterwendischem Charakter, von trüber Stimmung u. s. w. spricht, so bedeuten im Traum klare Luft, helles Wetter, blauer Himmel heitere Stimmung, helle Geisteszustände; trübes, schlechtes Wetter das Gegenteil. So träumte der Verfasser, der am nächsten Tage eine wichtige Entscheidung erwartete, er sehe den stillen, weiten, trüben Himmel und in weiter Entfernung einen einzigen Stern. Er mußte in trüber Stimmung monatelang warten, bis die glückliche Entscheidung eintrat.

Das Wasser, dieses Element des Werdens, ohne das auf Erden keine Formveränderung, kein Wachstum und keine organische Entwicklung möglich wäre, stellt in der Vision und Traumsprache in tiefsinniger Weise stets das Werdende, die aus der

Gegenwart wachsende Zukunft dar. — So stiegen die sieben Kühe des Pharao aus dem Flusse Nil, dieser Ursache der Fruchtbarkeit Ägyptens, und also der sieben zukünftigen guten und schlechten Jahre. So stiegen die die vier Weltreiche darstellenden Tiere des Daniel aus dem Wasser, nicht aber aus dem doch dem Träumenden so nahe liegenden Euphrates, sondern ihrer Weltbedeutung entsprechend aus dem Weltmeer. Das Wasser ist auch das Milde, Feuerlöschende, wie das Leiden das Zornfeuer der Ichheit löscht. Ist aber in der gedrängten Vision und Traumsprache das Wasser das Bild des Werdens und des Leidens, der Zukunft und zugleich als Meer ein schönes Bild der gesamten Menschheit, so wissen wir damit schon, was das so häufige Träumen von trübem, schlammigem, tiefgefährlichem, oder auch von stürmischem, brausendem, tobend schäumendem oder von hellem Wasser zu bedeuten hat — nämlich eine eben solche Gegenwart oder Zukunft. Das stimmt wieder zu Ausdrücken wie: „Das Wasser geht ihm bis an den Hals", „die Sache ist ins Wasser gefallen", zu dem biblischen: „Alle deine Wasserfluten gehen über mich"; „errette mich von großen Wassern"; „ich bin in tiefem Wasser und die Flut will mich ersäufen" u. s. w. (Psalmen) und zu der wegen ihres Bekanntseins nicht beachteten, aber immerhin merkwürdigen Thatsache, daß im größten Leid der Mensch Thränen, also Wasser, absondert. Derselben Anschauung vom Wasser begegnen wir in dem Traume der Tochter des Polykrates, welche das furchtbare Ende ihres Vaters dadurch angedeutet sah, daß sie ihn vom Regen des Zeus gewaschen erblickte. Wie Parzanzin, die Schwester Montezumas, den ihr bevorstehenden Tod als einen breiten, fürchterlich brausenden Strom sah (Spittgerber, Schlaf und Tod, Bd. II, S. 29), so hat ihn schon mancher im Traum vorausgesehen,

und unter diesem Bild stellt ihn auch der treffliche Allegoriker Bunyan in seiner „Pilgerreise" dar. Bekannt ist die damit verwandte Symbolik, womit der Traum die Thränen, als etwas Schönes, Kostbares, durch die in der Tiefe der Gewässer erzeugten Perlen darstellt. So sah im Traum die Königin Maria von Medicis am Vorabend der Ermordung ihres Gemahls, Heinrich IV., alle ihre Diamanten in Perlen verwandelt.

Unter dem Bild des vierten Elements, der Erde, der Materie im allgemeinen, auch als Sand, Spreu, Kot, Kehricht, Steinchen, Muscheln am Strand, trockene Blätter, Laub, malt uns der Traum schon nach den Beobachtungen der Alten mit harter Wahrheit, unsres Geizes, unsrer Habsucht und unsrer Verblendung spottend, das vielgesuchte, heißbegehrte Geld und ebenso das Reichwerden, als Spreu-, Erdeessen, dürres Laub- und Sandansammeln; wie umgekehrt in Volksmärchen dürre Blätter sich in Gold verwandeln. Überhaupt trauert von seinem wahren Standpunkt aus der Traum oft über das, was uns im Wachen erfreut und erquickt, zeigt uns dagegen in schönen und erfreulichen Bildern, was uns bitter und unangenehm dünkt, aber für die Seele heilsam ist.

Wie zu erwarten, spielt nach diesen mehr allgemeinen Elementen der Traumsymbolik in derselben der Mensch selber eine Hauptrolle. Wie die Sprache in zahlreichen Ausdrücken, wie der Dichter ein liebliches Mädchen mit einer Rose, den starken Mann mit einer Eiche vergleicht, so faßt der Traum den Menschen, den guten, wohlthätigen, oft als Pflanze, als Baum auf. Wir sprechen ja stets von Völkerstämmen, von Stammbaum, von Sprößlingen einer Familie, von blühenden Gestalten, von Früchten gleich Werken; die Franzosen von souche, rejeton, vieillesse, être moissonné par la mort etc.

Man vergleiche ferner die biblischen Ausdrücke: „Bäume der Gerechtigkeit", „Pflanzen des Herrn"; den bekannten Spruch: „Alles Fleisch ist wie Gras und seine Herrlichkeit wie des Grases Blume", das Bild: „Der Gerechte ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit." So träumte u. a. Astyages, aus seiner Tochter Mandane Schoß wachse ein Weinstock hervor, welcher ganz Asien überschatte, was die Magier auf die zukünftige Weltherrschaft ihres Sohnes Cyrus deuteten (Herodot, Bd. I, 10. T.). Ebenso und in gleichem Sinn sieht sich Nebukadnezar im Traum als mächtigen, weithin die Erde beschattenden, allen Tieren und Vögeln schutzgewährenden Baum. So träumte ein Vater, er reiße aus der Erde eine ihm sehr liebe Pflanze, und der Boden erscheine ihm blutig; am folgenden Tag muß er seinen vom Mühlrad zerdrückten Sohn ins Haus tragen und das rinnende Blut färbt den Weg. So sah die Großmutter des Schreibers in dem Augenblick, da ihr Mann von ihr entfernt starb, einen grünenden Lorbeer und hörte dabei die Worte: „Der Gerechte wird grünen in Ewigkeit."

Wie die Vision und die Sprache zu allen Zeiten, so vergleicht auch der Traum den bösen oder auch starken Menschen mit dem Tier, faßt ihn bald in leichtverständlicher Symbolik als Löwen, Adler, Stier, bald als Tiger, Hund, Schlange, Wolf, Fuchs; wie schon David ausruft: „Große Farren haben mich umgeben"; „hilf mir aus dem Rachen der Löwen und rette mich von den Einhörnern!" Das ängstliche Fliehen oder Nichtfliehenkönnen vor einem verfolgenden Ochsen oder Stier gehört zu den häufigen Traumgesichten und bedeutet einen uns bedrohenden oder bedrängenden Feind. So träumte dem Kalifen Omar, daß ein weißer Hahn (gleichbedeutend mit kampf- und streitsüchtiger Mensch) dreimal mit seinem Schnabel nach ihm

hackte; kurz darauf starb er durch drei Dolchstiche, die ihm von Firuz beigebracht wurden; derselbe trug Weiß als seines Stammes Farbe (Dr. Pfaff, das Traumleben, S. 101). Von jeher galten Schafe und Lämmer im Traum als Symbole von guten Menschen. Ebenso bedeutet stets der Fang von vielen und großen Fischen wie im Evangelium einen Segen; faule Fische dagegen zeigen wie sprichwörtlich vereitelte Hoffnungen an. Auch im Traumgesicht verkündigt die Taube den Frieden, der Adler den Sieg und, wie stets im Märchen, der Rabe Unglück. In der Bibel werden die Vögel, als die Bewohner des von Satan beherrschten Luftreichs, zu Bildern der ihm untergeordneten Geister. So fressen die Vögel aus dem Korb des schon zum Tode bestimmten Bäckers Pharaos, so heißt es in der Parabel des Sämanns: Es kamen die Vögel und fraßen den Samen, und Christus erklärt das dahin: „So kommt der Böse und reißt weg, was gesäet war". Das von Christo gebrauchte Bild von den Lilien auf dem Felde und den Raben in der Luft läßt sich neben dem buchstäblichen Sinn auch auf die Engel und Dämonen deuten, die Gott auch tagtäglich ernährt. „Und der Engel sprach zu allen Vögeln, die unter dem Himmel fliegen: Kommt und versammelt euch zu dem Abendmahl des großen Gottes, daß ihr esset das Fleisch der Könige und der Hauptleute und das Fleisch der Starken und der Pferde" (Offenb. 19, 17. 18.). Wir haben schon die Vogelschau der Alten, den Adler des Jupiter, den Raben des Odin u. a. erwähnt. Auch hier steht dem Bösen das Gute gegenüber; dem schwarzen nicht zurückkehrenden Raben die weiße Taube mit dem tröstlichen Ölzweig; und als Taube steigt der heilige Geist auf Christum herab. Schwer zu deuten ist die Symbolik des Fisches. Christus hat viel mit Fischen und Fischern zu thun; ein Fisch muß das Steuergeld her-

bringen; mit Fisch und Brot speist er wunderbar zweimal die Menge, und er, der doch sonst niemals materielle Vorteile seinen Jüngern zuwandte, weder Gold ihnen schuf, noch Korn, noch Obst, noch Öl wunderbar wachsen ließ, geruht die Jünger durch wunderbaren Fischzug mehrmals zu erfreuen. Selbst der auferstandene, im Paradies schon lebende (Luk. 23, 43) Christus ißt in seinem verklärten Leibe gebratene Fische; bedeutsame Thatsachen.

Auch der menschliche Körper ist, wie zu erwarten, für den Traum eine reiche Quelle von Bildern. Wie in allen Sprachen bedeutet schon bei den Alten das Haupt im Traum den Vater; die Arme die Geschwister; der rechte Arm auch den Vater, den Sohn, den Freund, überhaupt denjenigen, von dem wir im Wachen sagen: er ist meine rechte Hand; die Linke bedeutet mehr die Gattin, die Mutter, die Schwester, die Tochter; die Füße die Diener und Mägde, da sie meist für uns gehen; ferner üppiges Haar Stärke (vergleiche Simson und die rois chevelus Frankreichs); langer, weißer Bart Weisheit; Magen und Eingeweide dagegen Familiengut und Besitz. So träumte Jakob, König von Schottland (Merle D'Aubigné: Histoire de la Réformation III, S. 163), ein verstorbener Feind haue ihm zuerst den rechten, dann den linken Arm ab. Als er in großer Angst aufwachte und den Traum seinen Hofleuten erzählte, brachte ihm ein Bote die Nachricht, sein Sohn Arthur sei tot; kurz nachher kam ein zweiter Bote von St. André und meldete, daß sein zweiter Sohn Jakob soeben gestorben sei; da verstand er seinen Traum und wehklagte, jetzt sei er allerdings seiner Arme beraubt.

Beim Träumen von Essen und Trinken kommt es darauf an, was genossen wird und ob und wie sehr es dem Träumenden schmeckt; aber nirgends vielleicht — und das erinnert

wieder an die Frucht, die Eva aß, von außen schön anzusehen und doch Verderben bringend — pflegt das, was man schon öfters die Ironie des Traums genannt hat, stärker hervorzutreten als hier, denn gewöhnlich bedeutet darin eine uns süß schmeckende Frucht, bei Frauen meist schwarze Trauben oder Zwetschen, Krankheit; bei manchen Menschen das Essen von Backwerk und Leckerbissen Streit und Verdruß mit eben der oder den Personen, die im Traume ihnen das Gute zu essen gaben; je besser es schmeckt, desto größer der Streit! Anklänge daran finden sich auch im Märchen und im Volksglauben, wo Hexen und Zauberer vorzugsweise Kinder dadurch in ihre Macht bekommen, daß sie ihnen etwas zu essen geben.

Endlich ist für den Traum wie für die Symbolik die Kleidung höchst bedeutungsvoll. Nackt sein ist immer, auch bildlich, in allen Sprachen seit Adams: „Ich fürchte mich, denn ich bin nackend", ein Bild irgend einer Blöße, sei es auf geistigem, intellektuellem oder materiellem Gebiet. Schmutzige, zerlumpte, zerrissene, dunkle, schwarze Kleider haben im Gegenteil zu reinen, schönen, weißen, reichen eine leicht zu erkennende symbolische Bedeutung. So träumte Alexander der Große vor der Ermordung des Klitus, er sehe ihn anstatt in der gewöhnlichen Rüstung in schwarzem Kleide zwischen den schon verstorbenen Söhnen des Parmenion stehen. So träumte der mit der heiligen Elisabeth bekannte Mönch Martin, er sehe sie, die doch immer so einfach war, in prachtvollen Kleidern, und drückte ihr sein Erstaunen darüber aus, worauf die fromme Fürstin ihm antwortete: „Mein Bruder, ich habe meinen Stand geändert." Sie war aber in derselben Nacht von ihm entfernt gestorben. „Der Hohepriester Josua hatte unreine Kleider an und stund vor dem Engel, welcher antwortete: Thut die unreinen Kleider von ihm. Und er sprach: Siehe! ich habe

deine Sünde weggenommen, und habe dich mit Feierkleidern angezogen." (Sach. 3, 3 u. 4.)

Das Bauen, gewöhnlich eines Wohnhauses, wobei in Anlehnung an den Sprachgebrauch „Haus" „Familie" bedeutet, dient meist sinnbildlich für Heiraten, und zwar so, daß die Eltern oder Großeltern des betreffenden Paares das Haus bauend im Traum erblickt werden; daß dabei die Lage, Gestalt, Größe, Farbe, Möblierung, auch Fensterzahl des geschauten Hauses, ebenso das Material, aus dem es gebaut wird, von symbolischer Bedeutung sind, weiß jeder, der die Trefflichkeit der Traumsymbolik aus eigner Erfahrung kennt. Das Zusammenfallen des Hauses oder einer Wand desselben wird dagegen selbstverständlich den Verfall der Familie oder den Tod eines Mitglieds derselben andeuten, ein Glaube, der bei den orientalischen Völkern überall sich wiederfindet; schon Artemidor erzählt, daß, als einer träumte, das Dach seines Hauses stürze ein, ihm darauf der Vater starb, und bemerkt dazu, damit habe auch das Haus sein Haupt und seinen Schutz verloren.

Das Leben ist eine Reise, hat man schon oft gesagt, und man wird es immer wieder sagen, weil es wahr ist. Demgemäß stellt uns oft der Traum den vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Verlauf unsres Lebens, oft Begebnisse des vergangenen oder des nächsten Tages, als eine mehr oder weniger glückliche Reise zu Wasser und zu Land dar; und es ist eine sehr häufige Erscheinung, daß Menschen, die von allerlei kleinen und großen Aufgaben beschwert, denen ihre Kräfte kaum gewachsen sind, ihr Leben im Traum stets als eine beschwerliche Reise dargestellt sehen, in der sie den Zug verfehlen, ihr Gepäck verlieren, das Geld nicht langt u. s. w. Dabei gebraucht oft der Traum für das gewöhnliche, täg-

liche Leben das Bild einer Landreise, für länger dauernde Unternehmungen dagegen das eines Schiffes, bei dem Größe, Bemastung, wie auch die Beschaffenheit des Wassers, ob glatt oder bewegt, trüb oder hell, und des Windes, ob günstig oder widrig, kurz alle Nebenzüge, meist treffend symbolisch sind; für das Überwinden einer mehr oder weniger schwierigen Lebensaufgabe tritt öfters ein Bergbesteigen auf. Schreitet der Wanderer im Schnee, so ist es ein je nach der Tiefe desselben mehr oder weniger beschwerliches Fortkommen, auf Eis ein unsicheres und gefahrvolles; durch grünende Wiesen ein glückliches und hoffnungsvolles; auf schmalem Pfad ein einsames; auf breiter Landstraße ein gemeinsames. Ein meist ängstliches Begehen von schmalen Stegen über wogende Gewässer bedeutet eine beängstigende Angelegenheit oder eine größere Gefahr; watet der Wanderer im Traum durch trübes Wasser, Sumpf und Morast, so geht die Lebensreise durch Hindernisse, Leid, und meist auch Krankheit.

Nichts aber gibt es, was die träumende Seele dem Menschen unter solcher Mannigfaltigkeit von Bildern darstellt, wie das Sterben. Wie der Tod für den einen eine ersehnte Erlösung, für den andern eine Befreiung aus dem geistigen Kerker, für den dritten ein furchtbares Unglück, für noch einen andern ein unheimliches Gespenst u. s. w. ist, so gibt es auch fast kein Bild, unter dem er nicht in der Traumsymbolik vorkäme; und zwar können, dem seelischen Zustand des Träumers entsprechend, diese Bilder sich scheinbar widersprechen. So wird er von manchen als das Verdorren einer Pflanze, eines Baumes, ebenso aber von andern als das Grünen eines Lorbeers oder sonstigen immergrünen Baumes, auch als trauernde Cypresse oder als die überreichte Palme des Sieges vorgeschaut. Einmal ist er ein schwarzer Abgrund, in dem der Träumende zu versinken

glaubt, ein andres Mal ein Berggipfel, den er zu erreichen wähnt und von dem aus sich ihm eine schöne Aussicht darbietet. Bald ist ein Ablegen seiner Alltagskleider, bald ein Überkleidetwerden mit hellem, weißem Gewand, bald das Antreten einer langen, weiten Reise, öfters das Durchwaten oder Durchschwimmen eines breiten, trüben, rauschenden, tiefen Flusses, hie und da ein fröhliches Heimkommen, das Bild des bevorstehenden Todes. Auch das Vorausschauen des Todesdatums oder des eignen Grabes ist nicht selten, wie bei jenem Jüngling, dem es träumte, er sehe einen Grabstein mit der kurzen, aber inhaltsschweren Inschrift: Ipse! (er ist's). — Doch damit sind keineswegs die Symbole des Sterbens erschöpft. So erzählt Artemidor: Es träumte jemand, Helios, der Sonnengott, gebe ihm zwei Laibe Brot; ein nicht leicht zu deutender Traum! Als aber der Mann nach zwei Tagen starb, ward die prächtige Symbolik klar; der Mann bedurfte nur noch zweimal des täglichen Brotes und sollte nur noch zweimal das Sonnenlicht sehen. Derselbe Artemidor erzählt ferner: Einer träumte, seine körperliche Hülle abzustreifen gleich wie eine Schlange, die sich häutet. Am folgenden Tage verschied er. Auch sich von Lehm oder Erde sehen, sagt jener Schriftsteller, bringt jedem den Tod. („Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden." 1. Mos. 3. 19.) Schön ist oft die lakonische Energie der Traumsprache. So träumte Kaiser Valens in der Nacht, da Attila starb, er sehe einen zerbrochenen Bogen (bekanntlich die Waffe der Hunnen).

Als Beispiel davon, daß bei allem Studium der Traumsymbolik manche Träume nicht auszulegen sind vor der Erfüllung, erzählt Artemidor: Ein Heerführer träumte, auf seinem Schwerte seien die Buchstaben J, K, Th geschrieben. Nun entstand Krieg, durch das Schwert angedeutet, mit den Juden (J)

in Kyrene (K) und das Th bedeutete ihm den Tod (Thanatos). „Dieses Traumgesicht," fügt Artemidor hinzu, „war vor dem Ausgang nicht auslegbar, während die Erklärung, nachdem die Erfüllung eingetroffen, auf der Hand lag."

Auch scheinbare Widersprüche kommen im Traumgesicht vor, indem das gleiche Bild einmal dies, ein andres Mal das Gegenteil bedeutet. Davon ein hübsches Beispiel aus unserm alten Artemidor: „Jemand träumte, sein Stock wäre in Stücke gegangen. Er erkrankte und blieb gelähmt; der Halt des Körpers und die körperliche Kraft wurde nämlich durch den Stock angedeutet. Derselbe, betrübt und verstimmt wegen der Lähmung, die anhaltend geworden war, träumte, es wäre wieder sein Stock in Stücke gegangen. Er wurde sofort gesund, denn er sollte keines Stockes mehr bedürfen."

Endlich hat der Volksmund die Frage: Wer hat vorzugsweise Traumgesichte? längst mit dem Sprichwort beantwortet: „Die Träume von Jungfrauen, Gelehrten und Staatsmännern haben gemeiniglich was zu bedeuten," oder in verallgemeinertem Ausdruck: die Träume von reinen Menschen, wie Joseph, von denkenden oder für das Ganze, Große wirkenden Persönlichkeiten, wie Daniel, und von Herrschern, wie Pharao und Nebukadnezar. Und in diesem Sinne sagt auch Artemidor: „Es ist unmöglich, daß irgend ein unbedeutender Mensch über bedeutende Ereignisse ein Gesicht erhalte, weil die Traumgesichte individueller Natur sind und nur für den Träumenden einen Ausgang nehmen."

Mit dem den griechischen Weisen eignen, gesunden Humor schließt dieser erfahrene Mann sein seinem Sohne gewidmetes Buch mit der Bemerkung: „Der Traumdeuter muß von Haus aus dazu angelegt sein; er muß Mutterwitz besitzen und sich nicht bloß an die toten Buchstaben halten; denn glaubt

jemand, er werde auf dem Weg der Theorie ohne natürliche Begabung zum Ziel kommen, so wird er stets ein Stümper und Dilettant bleiben."

* * *

So beruht jede einzelne Symbolik des Menschen und der Baukunst, der Schrift und der Sprache und des Traumlebens auf demselben Prinzip, nämlich einer dem Menschen, als einem Göttlichen, angeborenen Anschauung der Natur nach ihren großen Grundlagen: einerseits der geometrischen Form, zweitens des Lichts und der Farbe, drittens des Klangs und des Schalls; wobei, wie alle Weltweisen zu allen Zeiten es erkannten, das Geistige sich überall als Ursache und Wurzel des Materiellen erweist, und die stoffliche Erscheinung als die Sichtbarkeit eines Gesetzes, einer Idee. Es gäbe kein materielles Licht noch Finsternis, keine Wärme noch Kälte, wenn es nicht ein göttliches Licht und eine geistige Wärme und Kälte gäbe. So faßt die Bibel die Welt auf, leitet alle Krankheit von der geistigen Krankheit, der Sünde, den leiblichen Tod vom geistigen Tod ab und so durchweg.

Auch sonst entspricht das Leibliche dem Geistigen. Wer keinen leiblichen Kranken zu versorgen versteht, kann auch keinen geistig Leidenden pflegen; wer keinen leiblichen Geschmack, hat auch keinen geistigen; wer in der Schule nicht rechnen lernte, kann auch nicht im Leben und mit dem Leben rechnen; wer des Gewitters und des Meersturmes sich nicht freut, ist im geistigen Kampf nicht stark; wer in der Ebene lieber weilt als

auf hohem Berggipfel, denkt nicht hoch. Wer nicht dem Menschen, schaut auch nicht der Gefahr ins Auge. Der Mann, der mit kleinen Schritten daher trippelt, schreitet auch nicht kühn durch das Leben; der mit dem kleinen, zugekniffenen Mund ist kein Volksredner. Wer für Pflanzenzucht keinen Sinn hat, hat auch keinen für Erziehung. Siehst du einen Mann, der an der Blume keine Freude hat, so hat er auch am Mädchen keine; und wer kalt und gleichgültig das Würmchen oder den flügellahmen Schmetterling zertritt, zertritt auch im Leben den Schwachen und Schutzlosen. Wer Licht und Sonnenschein liebt, denkt auch hell und klar. Wer Kinder mag, dem widerstehen Gewinnsucht und Parteihader; wer mit raschem Griff Bücher oder Möbel ordnet, kann auch anordnen und befehlen, ist ein Organisator. — Und diese ganze innere Symbolik des Menschen ist aus einem Guß. Wie einer nach den Grundzügen seines Charakters ißt und trinkt, so ist er, so liest und lernt er, so baut und pflanzt, wohnt und genießt, so lebt und webt er, so ist er krank und so stirbt er auch. Aus diesen seinen Grundzügen und aus keinen andern wird er sich in Ewigkeit entwickeln — so er im Guten ist — denn im Bösen ist der zweite Tod das Ende aller Entwicklung.

Aufgabe einer wahren Symbolik wäre es nun, nicht nur jede hier in der Kürze skizzierte einzelne Symbolik, sondern auch alle andern ineinander zu übersetzen, ihre Äquivalente zu finden und so eine einzige Symbolik oder Wissenschaft des Universums zu gründen.

Eine solche würde uns zeigen, wie im Weltall als Makrokosmos die sieben Geister eines Gottes wallen und walten, aber auch wie sie und ihr ganzes Wollen und Walten sich im Menschen als Mikrokosmos finden, der in seiner leiblichen, seelischen und geistigen Gestalt und seinem Wesen Norm und

Gesetz der organischen und unorganischen Schöpfung ist, ein Bruder Jesu Christi, des Erstgeborenen, durch den und für den alle Dinge sind.

Doch wird sich das erst im jenseitigen Leben voll und ganz geben. Dort erst wird eine wahre Symbolik möglich sein, weil erst dort sämtliche Geschöpfe und auch wir von so vielen verdeckenden, lähmenden und betrügenden Einflüssen befreit, ganz so aussehen werden, wie wir wirklich sind. Dort erst wird das Äußere zum absoluten, sofort erkennbaren Bild des Inneren. So erkannte Petrus sogleich Moses und Elias auf dem Tabor. Dann wird die ganze herrliche Symbolik der Welt, besonders aber die der menschlichen Gestalt, an diesem Auferstehungsleib voll und klar zur Geltung kommen, in jeder Linie und Kurve, in jedem Gesichtszug als herrliche Schrift lesbar. Dann wird der Auferstandene als ein wahres und ewiges und doch wieder individuelles Bild und Gleichnis Jehovas auf der neuen Erde und in dem neuen Himmel wandeln.

Aber auch die ganze erlöste Natur wird dann uns in jeder Form und Farbe und in jedem Wesen ein klares, schönes, tiefes Symbol des Göttlichen darbieten, und das Anschauen, Verstehen und Genießen dieser Symbolik wird eine Hauptfreude der Ewigkeit sein.

II.

Kosmos.

Ruhen wir nun von der Betrachtung der irdischen Natur und des menschlichen Thuns aus und sehen wir den gestirnten Himmel über uns an. Ein großes „Excelsior!“, ein stetes „Sursum corda!“ rufen uns diese in stiller Pracht schimmernden, funkelnden, leuchtenden Himmelsschöpfungen zu. In ihrem Anschauen liegt eine Kraft für die Seele, eine Stärkung des inneren, für das ewige Licht geschaffenen Auges; versäumen wir sie nicht! „Um euch,“ sprach einst Dante zu seinen Mitbürgern, „dreht sich der Himmel, ruft und zeigt euch ewige Schönheit; aber euer Auge schaut nur nach der Erde, darum schlägt euch, der alle Dinge sieht!“ (Purgat. X, 10. Gesang).

Haben wir schon auf Erden gefunden, daß alles Symbol ist, daß jede Erscheinung die Sichtbarkeit von unsichtbaren Principien darstellt, so können wir im voraus erwarten, daß auch diese gewaltigen Schöpfungen in allem, was wir von ihnen zu erkennen vermögen, uns schöne Gesetze des Seins offenbaren werden, die, weil von einem Gott herrührend, der Geist ist, auch im Reich des Geistes ihre volle Geltung haben werden. Und in der That strahlt uns hier das Gesetz überall entgegen, noch herrlicher, weit reiner, als das auf Erden. — Am Himmel leuchten die Gesetze der Bewegung, der Anziehung,

der Individualität. Schon die Alten erkannten daran das „Universum," d. h. das Eine sich drehende; zu allen Zeiten haben die Menschen an diesen Welten das Urbild alles Reigentanzes, des Taktes, des Rhythmus, der Kadenz, der ewig in sich wieder kehrenden Bewegung geschaut, wie selbst bei den Abiponen die wilden Priesterinnen bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuß tanzen und vorgeben, damit den Reigentanz der Pleiaden (Gluckhenne) anzudeuten.

Zu allen Zeiten haben große Geister auch einer kosmischen Weltanschauung gehuldigt, so schon ein David, wenn er ausruft: „Wenn ich anschaue deinen Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: ‚Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Sohn, daß du auf ihn acht hast!'" (Ps. 8, 3 u. 4). Und so stellt Seneca manche prächtige, noch heute gültige kosmische Betrachtungen an. Doch im allgemeinen war bis vor hundert Jahren manchem Denker und Gelehrten die Erde unverhältnismäßig wichtig, das Weltall Nebensache, eine terra incognita, bis das Fernrohr und die Spektralanalyse unserm geistigen wie leiblichen Gesichtskreis die Weltkörper näher brachten. An uns ist es nun, die großen erzielten Resultate uns auch geistig anzueignen.

Manches Gesetz des göttlichen Denkens können wir an diesen großen Persönlichkeiten des Weltalls lernen.

So sehen wir zuerst, daß das Weltall aus einem ewigen, unendlichen, unbegrenzten, unbegreiflichen Lichtocean besteht, denn nur im eignen Schatten des einzelnen Planeten oder Mondes ist es Nacht — wie schon Jakob Böhme im Geist erkannte: „Es ist in der Tiefe über dem Mond keine Nacht, auch weder Morgen noch Abend, sondern ein immerwährender Tag vom Anfang der äußeren Welt bis ans Ende derselben." — Daraus ersehen wir, daß in einem unendlichen, unbegrenzten,

ewigen Lichtgott die von ihm geschaffenen Individualitäten sind. — „In Ihm leben, weben und sind wir!“

Diese Weltkörper haben die Kugelform als die wahre Form der nach allen Seiten hin gleichmäßig um einen Mittelpunkt als Eins aufgebauten Ichheit. Schon Plato sagt: „Die Form der Seele ist die Kugel.“

Ferner sehen wir an ihnen das große Weltallgesetz der Hierarchie, das Hinaufsteigen zum großen Eins und Centrum. Die Monde laufen um die größeren Erden, diese um die Sonnen, diese vielfach um Centralsonnen, ganze Fixsternweltalle um unbekannte Centra; das All um Gott; denn der Stoff mit allen seinen Erscheinungen ist nur die Sichtbarkeit des Geistes.

Diese Weltkörper sind durch ungeheure Räume getrennt. Es wundert sich der Sternkundige, wenn er es schaut, wie im scheinbar so engen Sonnensystem erst nach vielen Millionen Meilen wieder ein Kügelchen erscheint, das freilich bei größerer Annäherung oft zu einer riesigen Welt wird; aber noch mehr, wenn er sieht, wie sehr von einander entfernt die Sonnen ihre Bahnen wandeln. Verkleinern wir das Bild, so kreisen, Hunderte von Stunden von einander entfernt, nur kopfgroße leuchtende Kugeln, von Planeten, wie von Sandkörnern und Schrotkügelchen umtanzt. Das bedeutet die heilige Selbständigkeit der Ichheit. Eines weiten Raumes bedarf sie zu ihrer Entwicklung und jede ruft der andern zu: Störe meine Kreise nicht! Wohl Gemeinschaft; denn auch die Sonnen senden und empfangen gegenseitig Ströme von Wärme, Licht und Kraft; aber eines großen isolierten Raums bedürfen sie, um ihre Familie, die Planeten und Monde, zu beherrschen und kräftig zu beeinflussen. So auch der Mensch. Im engen Zusammenleben der Weltstädte verkümmert die Ichheit, gehorcht anstatt des symbolischen Usus

und der sittlichen Sitte der künstlichen und verkünstelten Mode. Zur starken Familie gehört Raum und Abgeschlossenheit.

Verschieden sind diese Weltkörper; unter ihnen finden sich keine zwei gleichen Individuen; ein Gesetz der Schöpfung, auch für Menschen gültig. „Aus ganz gleichen Menschen kann nie ein Staat bestehen," sagt schon Aristoteles.

Von jedem dieser Weltkörper strömt ein eignes Maß von eigner Kraft oder Kräften aus. Jeder, nur tote Monde ausgenommen, hüllt sich in eine Atmosphäre ein; das ist seine Wirkungssphäre, das Vergeistigte an ihm; je heißer und lebendiger der Körper, desto höher und dichter, größer und wärmer seine Atmosphäre. So auch in der geistigen Welt, so auch auf Erden!

Grundgesetz dieser Ichheiten im Weltraum ist die gegenseitige Anziehung. Für sich und von allen andern geschieden, kann kein Geschöpf sein. „Alle Körper ziehen einander an." — „Alles Begehren ist anziehend," sagt Böhme, und welches Erschaffene trägt nicht in sich ein Begehren? Auch die zwei andern Anziehungsgesetze gelten wörtlich für die einzelnen Geister: „Die Körper ziehen einander an im Verhältnis ihrer Masse. Sie ziehen einander an im umgekehrten Verhältnis ihrer Entfernung." So bewirkt der viele Millionen mal kleinere Mond, weil 400 mal näher, größere Flut als die Sonne; so übt mancher Vater, obgleich relativ unbedeutend, doch auf seine Kinder einen größeren Einfluß aus, als der so viel mächtigere aber entferntere König oder Kaiser, eine Entfernung, die auch geistig zu fassen ist.

Diese Weltkörper sind in ewiger Bewegung begriffen; daraus erkennen wir, daß das All oder Gott gleichbedeutend ist mit Leben. Nicht ist das Leben eine bloße Negation des Todes oder gar aus demselben entstanden; sondern der relative

Tod — denn der absolute existiert ebensowenig, wie es einen Punkt im ganzen Weltall gibt, der wirklich still stünde — ist nur eine partielle Verneinung des Lebens, eine Verminderung desselben. Ein gänzlich Totes wäre gänzlich außer Gott und ihm nicht mehr unterworfen; wäre außer dem All noch ein All für sich.

Diese Weltkörper bewegen sich in Kurven, als in der Linie, die aus zwei Kräften hervorgeht, wovon die eine der Urimpuls ist, also eine centrifugale, individuelle, in der Ichheit liegende, die andre eine vom Centrum herrührende centripetale, welche beide durch ihre Vereinigung eine harmonische, um dieses Centrum geschlossene Kurve erzeugen. Im Weltall kommt die gerade Linie nicht vor, die auf Erden für Menschenwerke, der Natur gegenüber, charakteristisch ist, und die, in einer ewig sich gleichbleibenden Wiederholung des Punkts bestehend, stets stracks vor sich, ohne Ziel noch Rücksicht auf irgend ein Centrum fortfahrend, das Produkt der alleinigen, selbstsüchtigen Ichheit als der einzig wirkenden Kraft ist, deshalb auch nur eine Form kennt und unfruchtbar ist. — So ist Gesetz der Persönlichkeit ewige harmonische Bewegung, hervorgehend aus der persönlichen Lebenskraft der Ichheit, jeden Augenblick aber aus der geraden Richtung durch die sanfte, aber unwiderstehliche Anziehung eines größeren, außerhalb der Persönlichkeit liegenden Centrums abgelenkt. So soll auf Erden das Kind um den Vater, die Frau um den Mann, der Unterthan um den König kreisen, im All das Geschöpf um Gott.

Wie der Mond ewig gegen die Erde hinfällt, ohne sie je zu erreichen, die Erde gegen die Sonne und diese gegen ein höheres Centrum, so der persönliche Geist gegen sein Centrum; wie der Mond scheinbar nur um die Erde in einer einfachen Ellipse kreist, in Wahrheit aber mit diesem seinen Centrum um

ein höheres, die Sonne, eine Kurve höherer Ordnung beschreibt, so soll die Ichheit, die auf Erden zunächst scheinbar nur um ein naheliegendes Centrum kreist, wie oben angeführt, in Wahrheit mit diesem Centrum eine höhere Kurve um das höchste Centrum, Gott, beschreiben und beide sollen miteinander ewig gegen ihn hinfallen.

Kein Weltkörper bewegt sich im vollkommenen Kreis um seinen Centralkörper, sondern alle in Ellipsen; also nimmt ihre Entfernung von demselben in regelmäßigen Perioden stets ab und wieder zu, und damit auch nach dem zweiten Keplerschen Gesetz in schöner Symbolik ihre Geschwindigkeit. Das ist das universelle Gesetz der periodischen Oscillation, wie sie an allem Lebenden zu sehen, so an der Sonne (Sonnenflecken), so auf der Erde (Ebbe und Flut), so am Atmen der Pflanze, des Tiers und des Menschen. Der Hindu sagt: „Wenn Brahma ausatmet, entstehen Welten, wenn er einatmet, vergehen sie." „Und Gott ruhete am siebenten Tage" — nicht: von nun an — „von allen seinen Werken" (1. Mos. 2, 2). Auch das geistige Leben beherrscht regelmäßige Oscillation, Ein- und Ausatmen, Zu- und Abnahme, größere That und verhältnismäßige Ruhe, Erzeugen und Empfinden, Insicherfassen und Aussichgebären.

Jeder Himmelskörper wird in seiner Bahn um sein Centrum auch von allen andern Körpern nach dem Gesetz der Massen und der Entfernung zur Bereicherung seiner Kurve und zu ewigen Variationen seines Grundthemas beeinflußt. Auch das ist Gesetz gleicher Ichheiten.

Daß die den andern an Masse und Größe weit überlegenen Weltkörper selbstleuchtend sind, besagt, daß nicht wie der Materialist es predigt, aus der Finsternis als Ur- und Grundzustand ein wenig Licht sich allmählich entwickelt hat,

sondern daß Licht das Allgemeine, Ursprüngliche, Finsternis dagegen ein nur partieller, vorübergehend aus dem Licht hervorgegangener Zustand ist; nicht im finsteren Weltraum leuchten einige helle Pünktlein, sondern im lichten All sind einige dunkle Punkte wie Inselchen im Ocean.

Wie die Bewegungen der Himmelskörper in regelmäßigen, zu immer höheren sich aufbauenden Perioden: Tagen, Monaten, Jahren, Sonnenjahren sich abwickeln, so auch, als eine Folge davon, jegliches Leben. Die Existenz der Pflanze und des Tiers, des Menschen, der Völker, der gesamten Schöpfung ist von bestimmten Cyklen beherrscht, die zu stets höheren und größeren Zeiteinheiten sich gestalten. So im Volk Israel der Sabbath als der siebente Tag, dann als siebentes Jahr, dann als großes Halljahr, und endlich im Millennium als Sabbath der Erde.

Daß die Zahlen, welche die Bewegung eines Weltkörpers ausdrücken, nie ganz in denen eines andern aufgehen — so die Bewegungszahlen des Mondes nicht in denen der Erde, die der Erde nicht in denen der Sonne u. s. w., was von allen Himmelskörpern gilt, — zeigt, daß nie eine Ichheit in eine andre voll aufgeht, noch mit derselben ganz multipliziert oder dividiert werden kann. Darin besteht die Macht der Ichheit, der Individualität; denn verstünde ein andrer ihren Namen, ihre Grundzahl, so käme damit ein Stärkerer über sie, und sie zerflösse und ginge als Teil in ihm auf und wäre nicht mehr. Nur in Gott, als in der unendlichen Zahl, gehen alle Ichheiten voll und ganz auf.

Wie wir ferner am Himmel sehen, daß die Weltkörper entweder einzeln oder, am häufigsten, zu zwei, aber auch zu mehreren, bis zu Tausenden, verbunden leben, so auch die Geister. Einzelne sind, zwar nicht zur Einsamkeit, die es auch am

Sternenhimmel nicht gibt, wohl aber zu selbständigem Leben auch nach dem Tod und im Himmel geschaffen, davon im Bild Paulus spricht (1. Korinther 7, 7); andre dagegen zu einer Gemeinschaft, sei es mit einem, sei es mit vielen Individuen; wobei es gewöhnlich, wie auch am Himmel, die mächtigeren Individualitäten sind, die entweder allein oder als anerkannter Führer vieler kleineren auftreten; die kleineren dagegen, die allerlei Verbindungen mit ihresgleichen eingehen.

Die Sonnen, die Erden und die Monde sind große Typen der Hauptformen der Persönlichkeit und des Lebens überhaupt. Sie stellen im Weltraum das Gasförmige, Flüssige und Feste, auch Geist, Seele und Leib, auch Mann, Weib und Kind dar. Wie einst aus Adam durch Trennung Eva hervorging, so auch einst die Erde aus der Sonne, aus Baal, dem Herrn. Von dieser empfängt sie die befruchtenden Kräfte und gebärt Organismen (die Erde bringe hervor . . . 1. Mos. 1, 24). Die Monde aber sind Kinder der Erden, unser Mond freilich ein totes Kind, wie auch nicht anders möglich, wenn die vom Licht abgefallene Mutter ihm weder Licht noch Lebenskräfte mehr spenden kann. Die Astronomie lehrt, daß die Erde einst eine Sonne war; ihr Erkalten und Festwerden ist wohl gleichzeitig und gleichbedeutend mit dem Abfall des Lucifer, des „Fürsten dieser Welt" gewesen.

Die Sonnen, die Fixsterne sind Typen eines höheren primären oder ursprünglichen Lebens, sind das Reich des Geistes, der reinen Ideen; dort ist wenig oder keine chemische Association mehr; — wie es heißt: „In der Auferstehung werden sie nicht freien noch sich freien lassen. — Sie sind das Gebiet des durchgeistigten Stoffs, dessen Atom, frei nach drei Polen vibrierend, die größtmöglichste Summe von Leben, Wärme, Licht, Elektrizität, Bewegung entfaltet. Sie sind des-

halb weder starr noch fest, entwickeln in sich und aus sich das Licht und spenden es samt allen Naturkräften weithin in den Weltraum; also ein Symbol des Geistes und des himmlischen Lebens; ein Bild der wahren, selbstleuchtenden, in keiner Weise gebundenen, in Gottes All frei sich bewegenden Persönlichkeit. „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in meines Vaters Reich."

Die Erden oder Planeten sind die sekundäre Lebensform, ein Bild der Seele und das Reich der Gedanken. Hier bauen sich, jedoch nur unter dem Einfluß der von den Sonnen ausgehenden Kräfte oder Ideen, die Organismen, die Gedanken auf. Hier wird das Atom seiner Freiheit und seiner Macht beraubt und von der Seele gezwungen, sich zu einem organischen Bau verwerten zu lassen; so im Menschenleib, so noch mehr in den geistigen Organismen: Familie, Staat, Kirche, Menschheit, Individuen, die aus geistigen Atomen und unteilbaren Ganzen aufgebaut sind. Diese organische, von vielen als die höchste, von den meisten als die einzige geachtete Lebensform ist nur eine sekundäre, untergeordnete Stufe des atomischen, höheren Sonnenlebens, hat in sich weder Licht noch Wärme, sondern empfängt beides von außen.

Die Monde sind und stellen dar die tertiäre Form der Existenz, den erstarrten, nicht mehr gasförmigen noch flüssigen, also unplastischen Stoff; sie sind das Reich der Körper, d. h. des im Starren gefesselten Geistes, der zu seiner Qual die stofflichen Kräfte über sich ergehen lassen muß, anstatt über sie zu herrschen.

Die Sonnen sind also Typen der geistig himmlischen, direkt von Gott alles beziehenden Ichheiten, der Christen; die Erden der seelischen oder organischen, notwendig auf die Sonnenkräfte angewiesenen, irdischen Menschen — „ihr seid das

Licht der Welt, das Salz der Erde," spricht Christus zu seinen Jüngern —; die Monde der gänzlich nur um Menschen, d. h. um Vergängliches, kreisenden Organismen.

Doch sind dies nur Symbole, da immer noch auf allen Weltkörpern beide Prinzipien walten. Das Sonnenleben ist noch nicht ganz und wirklich himmlisch, noch das Mondleben ganz und wirklich höllisch; im irdischen nähern sich Bild und Wesen wohl am meisten, weshalb der Mensch oft diese organische Existenz als die einzig mögliche Lebensform betrachtet. Die Kometen, die Ring- und Weltnebel sind Typen von uns unbekannten Formen des individualisierten Geistes, wie bei den ersteren die parabolische oder hyperbolische Bahn fremdartig ist; sie werden auch in der Bibel nicht erwähnt und treten zur Erde in keine nähere Beziehung.

So sehen wir an diesen großen und ursprünglichen Schöpfungen Gottes im Weltraum — denn nicht den Menschen, sondern die Erde schuf er zuerst — die Grundgedanken der Ichheit in sich als Eins und der Persönlichkeiten als sich voneinander unterscheidender Ichheiten klar gezeichnet. Auch die Bibel stellt gewaltige Geister als Sterne dar, so in den Propheten und in der Offenbarung (S. Kap. 9, 1), und Gott als Sonne, dieses höchste Bild der Persönlichkeit, das die Schöpfung bietet.

* * *

Schon von altersher wurde die Frage aufgeworfen, ob dieſe Rieſenindividuen des Weltalls auch Klänge erzeugen, eine Stimme haben. Hat doch ein jedes Weſen eine ſolche, ſäuſelt doch der Wind anders im Tannen- als im Buchenwald, und klingt ein Metall nicht wie das andre; wie ſollten ſo große, mächtige Weſen derſelben entbehren? Darum bejahten ſchon die alten Philoſophen dieſe Frage. Unter Harmonie der Sphären verſtanden Pythagoras und Plato die nach ihrer Anſicht aus der Bewegung der Himmelskörper durch den Weltraum notwendig entſtehenden Klänge, alſo in ihrer Geſamtheit eine Weltallsmuſik. Daß dieſe Klänge harmoniſche Akkorde erzeugen mußten, war ihnen klar, erſtens aus der durch ihre philoſophiſche Anſchauung verlangten Harmonie des Weltalls als eines dem Willen eines vollkommenen Gottes entſprungenen Ganzen; zweitens weil ſie aus ihrer Berechnung der damals freilich unrichtig gekannten Bahnen der Himmelskörper herausbrachten, daß die Geſchwindigkeiten derſelben und folglich die von ihnen erzeugten Klänge ſich zu einander wie die Intervalle Terz, Quint, Septime u. ſ. w. verhalten. — Seitdem iſt der Gegenſtand ſowohl von poetiſchen Naturen als auch von Philoſophen und Aſtronomen je und je wieder aufgenommen worden. Im „Traum des Scipio“ ſchreibt ſchon Cicero: „Die Bewegung der ſieben Himmelskugeln erzeugt in ſchönem Akkord tiefe und hohe Töne: denn ſo große Bewegungen können nicht ſtillſchweigend geſchehen, und die Natur hat der unteren und langſamen Mondbahn einen tiefen, den oberen und ſchnellen Sternen aber einen hellen Ton verliehen, und zwiſchen dieſen entſtehen die ſieben Töne der Oktave. Aber die von dieſer ungeheuren Harmonie ſtets erfüllten Ohren der Menſchen vernehmen ſie nicht mehr, wie ihre Blicke von dem zu glänzenden

Sonnenlicht geblendet werden." Auch Kepler kam zu der Ansicht, daß in der Sphärenharmonie Jupiter und Saturn Baß, Mars Tenor, Venus Alt und Merkur Sopran singe (die arme Terra scheint er für stumm gehalten zu haben). So hat in neuester Zeit einerseits ein Franzose berechnet, was für ein musikalischer Akkord von Erde und Jupiter zusammen erzeugt werde, und gefunden, daß während Jupiter das do (-ut) angibt, die Erde das sol der dritten Oktave von unten erzeugt; andrerseits hat der Astronom Babinet nachgewiesen, daß diese Klänge nie von einem menschlichen Ohr wahrgenommen werden können — und daß folglich die Sphärenharmonie nicht existiere. (?!)

Zur Erzeugung eines Tones oder Klanges gehören ein bewegter Körper und ein die Schallwellen fortpflanzendes Medium. Beides ist im Weltraum vorhanden; denn die ungeheuren Massen der Weltkörper bewegen sich nicht bloß im Weltäther, sondern auch in und durch Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff und noch andre unbekannte Gase, welche an einzelnen Stellen des Himmels, z. B. im Orion und in der Andromeda, Weltnebel von vielen Billionen Quadratmeilen Ausdehnung bilden und sich um die Sonne und andre Sterne zu Atmosphären von zum Teil ungeheurer Größe verdichten. Freilich sind diese Gase viele Millionen mal dünner als unsre Luft. Dennoch genügen dieser für uns gleichsam nicht mehr vorhandene Stoff und der Äther, um Anziehung, Licht und Elektrizität im ganzen Weltall weiter zu pflanzen und sicher ebenso den feinsten Schall. Wir müssen also annehmen, daß die Himmelskörper in ihrer Bewegung durch diesen Ocean des Äthers, in dem sie wie Fische schwimmen, Schallschwingungen erzeugen, die, wenn wir ihre ungeheuren Massen und kolossale Geschwindigkeit in Betracht ziehen, bedeutend sein müssen, wenn

auch für uns unhörbar, und zusammen die denkbar großartigste Harmonie bilden. Dabei müssen wir uns vorstellen, daß selbst die dünnsten Luftschichten, wie früher schon erwähnt, noch unermeßlich schwerer sind als der sie umgebende Äther, so daß auch sie durch denselben fahren, wie eine Kanonenkugel aus dem denkbar schwersten Metall. Harmonisch sind diese Klänge zu einander, das beweisen schon die nach einem bestimmten Gesetz zunehmenden Entfernungen, welche auch ihre Geschwindigkeit bedingen. Und sollte Der, der diese Rieseninstrumente gestimmt hat, nicht selbst musikalisch sein und gern Mißtöne ertragen? Der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?

Denken wir uns diese Sphärenmusik für menschliche Ohren vernehmbar, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Grundton in ihr, wie sich's auch gebührt, von der Sonne ausgeht. Bei ihrer 750mal die aller Planeten übertreffenden Masse und bei der ungeheuren Geschwindigkeit, womit sie sich um ihre Achse dreht und zugleich durch den Weltraum gegen das Sternbild Herkules sich hinbewegt, alle Planeten mit sich reißend, ist das selbstverständlich. Auf diesem gewaltigen, nur langsam und allmählich mit der Dichtigkeit des Weltäthers in den verschiedenen Regionen des Weltraums sich verändernden musikalischen Hintergrund erheben, und zwar in der gleichen Tonart, weil sie auch an dieser Bewegung durch den Raum teil haben, die 8 großen und die 200 kleinen Planeten ihre Stimmen. Dabei vertreten, wie Kepler annahm, die langsamer sich bewegenden großen und weniger dichten äußeren: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, vergleichungsweise den Baß, die schwereren inneren dagegen: Mars, Erde, Venus, Merkur, wegen ihrer viel schnelleren Bewegung die höheren Stimmen. Die letzteren sind auch die kräftigsten, infolge der gegen die Sonne hin zunehmenden Dichtigkeit des Weltäthers, und

Merkur hat demnach die lauteste und hellste Stimme. Daß aber der Ton eines und desselben Planeten nicht fortwährend derselbe ist, geht daraus hervor, daß er seine Geschwindigkeit nach dem bekannten zweiten Keplerschen Gesetz beständig verändert, wie er auch während dieser Ab- und Zunahme von den sogenannten periodischen und säkularen Störungen, d. h. von der gegenseitigen Anziehung aller zum Sonnensystem gehörenden Körper, beeinflußt wird. So erzeugt ein Planet den genau gleichen Ton nur dann wieder, wenn die Körper des Sonnensystems sich sämtlich wieder in der ursprünglichen Lage befinden, was, wenn überhaupt, wohl erst nach vielen Millionen Jahren wieder der Fall sein wird.

Aber nicht bloß singen die 8 großen und die 200 kleinen Planeten um die Sonne ein immer neues vielstimmiges Lied; schon die Erde genießt bei ihrem Gesang eine Begleitung, indem der Mond die zweite Stimme übernimmt und vermöge der zahlreichen Einflüsse und sogenannten Störungen, denen er in seiner Bahn ausgesetzt ist (man zählt deren über 150), die mannigfaltigsten Variationen und Fiorituren über das von der Erde angegebene Grundthema verhältnismäßig leise ausführt. Viel mehr ist das noch bei den großen, den Baß spielenden Planeten der Fall, deren zahlreiche Monde auch zahlreiche Modulationen des Grundmotives notwendig ertönen lassen müssen.

Sind so die mehr permanenten und zugleich lauten Töne im Sonnensystem gegeben, so spielt darein noch die wunderbare Musik von vielen tausend Kometen, aus leisestem Baß in der Ferne bis zum hellen Diskant mit ihrer Geschwindigkeit in der Nähe der Sonne anwachsend und dann wieder rasch abnehmend, also das crescendo und decrescendo gehörig darstellend, jedoch vermöge ihrer äußerst geringen Masse nie an

Kraft und Tonfülle den Gesang der Planeten erreichend, dagegen neue musikalische Motive aus fernen Fixsternfamilien mitbringend.

Aber mit diesen Hauptharmonien ist die Musik der Sphären keineswegs erschöpft. Auf diesem Untergrund von gewaltigen und mehr aushaltenden Tönen baut sich erst recht die eigne und individuelle Melodie einer jeden Sphäre auf, aus den Millionen von Schalläußerungen zusammengesetzt, die beständig auf ihrer Oberfläche erzeugt werden. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß der auf der Erde entstehende Schall in nächster Nähe erstirbt, sondern es müssen seine Schwingungen ebensogut wie der Strahl irdischen Lichts Millionen und Billionen von Meilen weit in den Weltraum dringen. „Eine vollkommene Naturbeobachtung", sagt mit Recht Lichtenberg, „müßte an der Küste Chinas die Wirkungen von einer in die Ostsee geworfenen Erbse klar erkennen," und fügen wir hinzu, auf einem noch so entfernten Planet auch das Lachen eines Kindes auf Erden hören.

Existiert nun eine solche vollkommene Naturbeobachtung? Auf Erden nicht. Daß wir aber einer solchen unfähig sind, beweist in keinerlei Weise, daß sie überhaupt nicht vorkomme; ja für ein richtiges und logisches Denken ist es absolut notwendig, daß eine solche bei irgend welchen erschaffenen Wesen existiere. Jeder Vorgang im Stoff muß von einem geistigen Wesen erfaßt und begriffen werden können. Wenn nicht, dann ist der Stoff höher organisiert als der Geist, und der Materialist hat recht. Für solche unbedingt im Weltall vorkommenden höheren Organisationen bilden nun das Toben des Sturmes, das Rauschen der Meereswogen, das Rollen des Donners, das Säuseln des Windes und das Plätschern der Quelle, aller Schall, von Tier und Mensch hier erzeugt, den unaufhörlich

entstehenden, wahren, der Erde eigentümlichen „Gesang der Terra". Und so singen auch Sonne, Venus, Mars, Jupiter u. s. w. ihr eigentümliches, mit ihrer ganzen Wesenheit auf das Innigste zusammenhängendes Lied.

Dieser unaufhörlich in den Raum steigende, millionenstimmige Gesang ist aber nicht ein, wenn auch noch so großartiger, inhaltsloser Schall, nicht ein, wenn noch so schönes Lied ohne Worte. Der Schall, der von jedem erschaffenen Wesen, sei es Pflanze, Krystall oder Atom ausgeht, ist seine Stimme und ein Teil seines Wesens, und wären wir geistig genug dazu, so erkennten wir im Brüllen des Löwen, wie im Girren der Taube, ja in dem Rauschen eines jeden einzelnen Baumes, das ganze Wesen dieser Geschöpfe und ihre Individualität. Auch das gehört zu der vollkommenen Naturbeobachtung, die notwendig irgendwo existiert. Für eine solche ist die gesamte Weltallsmusik mit dem individuellen millionenstimmigen Gesang einer jeden Sphäre das alles Klagen und Bitten, Wünschen und Begehren, alles Sehnen aller Kreatur enthaltende, ewig zu Gott steigende Lied der Schöpfung, keineswegs ein poetischer Traum, sondern eine absolute Wahrheit.

Seit 6000 Jahren ertönt dies Lied des Klagens und des Sehnens. Die Sonne aber, alle Planeten mitreißend, wandert auf unerforschten Bahnen im unbekannten Weltraum. Wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit die frühere Eiszeit der Erde, wo Europa von gewaltigen Gletschern bedeckt war, dadurch erklärt hat, daß damals das gesamte Sonnensystem durch eine kältere Gegend des Weltraums zog, so halten manche Naturforscher, so Spiller, es für wohl möglich, daß es auch unversehens in solche Weltallsräume gelange, die mit den vorher genannten glühenden Gasarten gefüllt sind. Dann dürfte der von der Sonne ausgehende Grundton unsrer Sphärenharmonie

in eine andre Tonart übergehen und diese gesamte Schöpfung nunmehr den donnernden Chor des Gerichts anstimmen, vielleicht selbst menschlichen Ohren einigermaßen vernehmbar (s. Luk. 21, 25 u. 26); bis später in den neuen Himmeln und auf der neuen Erde aus dem wahren Lichtstoff die wahre Harmonie der Sphären erklingt, die wir mit vollkommenen Ohren vollkommen hören und verstehen werden. Auf dieser Höhe eines Hörens des Liedes der Schöpfung stand der Apostel Johannes, als er hörte: „Alle Kreatur, die im Himmel ist und auf Erden und unter der Erde und im Meer und alles, was darinnen ist, sagen: ‚Dem, der auf dem Stuhle sitzt, und dem Lamm sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit‘ (Offenb. 5, 13).“

* * *

Sehen wir uns nun die Hauptformen der Existenz im Weltraum an. Sie sind es wert. Es sind je einzelne Gedanken eines Gottes, dessen Denken niemals wesen- noch wertlos bleibt. Es sind scharf markierte Individualitäten, nicht eine wie die andre, Persönlichkeiten mit eignem Gesicht, die verschiedenen Einfluß üben, Charakter, Temperament haben; so der hitzige, metallschwere, um die Sonne rasende Merkur, die schöne, lichthelle, sie unverwandt anschauende Venus, der stürmische, um sich selbst rastlos wirbelnde Jupiter u. s. w. Sie alle sind große Symbole, weshalb ihre Betrachtung sich an die Symbolik der irdischen Schöpfung anreiht. Jede Erscheinung an ihnen ist ein bedeutsames Sinnbild von Geist

und Gesetz, von Weisheit und Zweckmäßigkeit, von Kraft und Kampf, von einem Neuen und Außer- und Überirdischen; daher der mächtige Reiz, den sie von jeher auf die Menschen ausüben! Darum schaut nächtelang der Astronom so einen leuchtenden Punkt an, oder eine kleine Lichtscheibe, selbst in den größten Fernrohren kaum erbsengroß; denn an ihr ist das Kleinste ungeheuer groß; die kaum wahrnehmbare Erscheinung ist eine Welt von weittragenden Schlüssen, jeder noch so feine Lichtstrahl ein Prophet, der dem Erdgeborenen von anderm Dasein weissagt. Und der Geist fühlt es; sie sind nicht sich selbst überlassene Stoffmassen, wie Tiedge ausruft: „Sind diese Welten ausgesetzte Kinder? fielen sie auf keinen Pflegeschoß?“ Es gibt keinen Stoff ohne Geist; wie könnte er sonst existieren, sichtbar sein, Kräfte ausüben, andre Körper beeinflussen? Und auch keinen Geist ohne Stoff, ohne Leiblichkeit — außer Gott. Und hat Gott jedem Volk auf Erden einen Engel und Lichtfürsten zum Führer mitgegeben (s. Dan. 10, 13. 20 und 12, 1), und hat diese unsre Erde auch ihren Fürsten und Gott (2. Kor. 4, 4, Joh. 14, 30; 16, 11; Eph. 2, 2; 6, 12), so wird er auch jeder dieser seiner großen Schöpfungen einen Starken unter den Thronen, Herrschaften, Fürstentümern oder Gewalten (Kol. 1, 16), die in den Himmeln sind, beigeben, der kämpft und ringt mit den gefallenen Fürsten dieser Welten. Denn soweit die materielle Sichtbarkeit, soweit der Abfall. Es steht geschrieben: „Was sichtbar ist, ist zeitlich; was unsichtbar ist, ist ewig.“

Von den zahllosen Lichtpunkten am Himmelsgewölbe verändern weitaus die meisten ihre Stellung zu einander scheinbar nicht; wenige dagegen, so der Abendstern, der helle Jupiter, der rote Mars, wandeln rasch durch die Sternbilder hindurch. Diese, sämtlich Planeten, sind uns viele tausendmal näher als

die Sterne und spiegeln nur mit ruhigem Licht die Strahlen der Sonne wieder.

Sonnensystem nennt man die Gesamtheit der Welten, die sich, von ihrer übermächtigen Anziehung dazu gezwungen, um die Sonne drehen, samt dieser Königin und Mutter. Sonnenfamilie oder Sonnenstaat kann man sie auch nennen. Streng hierarchisch geht es darin her; jeder muß an seinem Platz bleiben und hat genau so viel zu sagen und so viel Macht und Einfluß, als er Masse und Gewicht besitzt; keiner ist gänzlich nichtssagend, noch stimmunberechtigt; es seien denn die mehr als luftleichten excentrischen Eindringlinge, die Kometen, die scheinbar sinn- und planlos in überstürzender Eile mitten durch die gewichtigen, ihre Bahnen ernst und gesetzt verfolgenden Bürger, die Planeten, hin- und herfahren, um bald, oft auf Nimmerwiedersehen, dieses Sonnensystem wieder zu verlassen.

Wenn wir von ihnen absehen, aber die Sonne dazu nehmen, so haben wir vier scharfbegrenzte Typen von Weltkörpern vor uns. Zuerst die heiße, tobende Sonne; dann die mittleren Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars — mittelgroß, schwer, mit wenig Monden, sich verhältnismäßig langsam drehend; darauf folgen an vierhundert beobachtete, in Wahrheit aber wohl Tausende von Asteroïden von dreihundert bis ein paar Kilometer im Durchmesser, in sehr excentrischen, verschlungenen Bahnen. Endlich die vier Riesenplaneten: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun — sehr groß, sehr leicht, mondenreich, mit ungeheuren Atmosphären, wohl noch warm und sich äußerst schnell drehend. Die Ursache dieser Gruppierung kennen wir nicht. Denken wir uns Geist in individualisierter Form mit diesen großartigen Schöpfungen gepaart, so haben wir hier verschiedene Hauptformen der Existenz, die an Feuer, Erde, Luft und Wasser erinnern und ebenso an die vier Cherubimgestalten,

an den von jeher dem Feuer und der Sonne zugesprochenen Löwen, den der Luft entsprechenden Adler, an den Menschen für die vier Erden (du bist Erde und sollst zur Erde werden), wobei allerdings die Symbolik des Stieres und des Wassers dunkel bleibt.

Die Thatsache, daß alle diese vierhundert Planeten sich in derselben Richtung, in nahezu derselben Bahnebene und in nahezu konstant zunehmenden Abständen von der Sonne bewegen, spricht so sehr für eine gemeinsame Entstehung aus der Sonne, daß Laplace eine mathematisch berechnete Wahrscheinlichkeit von viertausend Millionen gegen eins für diese Annahme fand; und doch kannte er weder den Neptun, noch viele Asteroïden, wodurch diese Wahrscheinlichkeit ins Ungeheure wächst. Unser Wissen, das müssen wir stets im Auge behalten, kommt auf Erden, selbst in den allerbekanntesten Thatsachen, nie über eine starke bis stärkste Probabilität hinaus. Eine solche von hundert gegen eins gilt uns als durchaus annehmbare Hypothese; eine von hunderttausend gegen eins nennen wir schon „wissen", eine von einigen Billionen: unumstößliche Thatsache. So haben wir bisher als sicher angenommen, daß alle Körper schwer seien; nun soll die Erscheinung der Schwere vom Druck des Äthers herrühren. Ganz sicher glaubten wir zu wissen, daß Metalle undurchsichtig sind; aber Aluminium ist für die Röntgenschen Strahlen so durchsichtig wie Glas; u. s. w. — Kant lehrte bekanntlich zuerst die Entstehung des Sonnensystems durch Zusammenziehung aus einem einstigen Weltnebel. Laplace, der von Kant nichts gewußt zu haben scheint, sagt in seinem „Système du monde": „Die Betrachtung der Planetenbahnen führt uns auf den Gedanken, daß infolge einer außerordentlichen Hitze die Atmosphäre der Sonne sich anfangs bis jenseits der Bahnen aller Planeten ausgedehnt, und daß sie sich successive

bis zu ihren derzeitigen Grenzen zusammengezogen hat. Man kann also vermuten, daß sich die Planeten an den successiven Grenzen dieser Atmosphäre gebildet haben durch die Verdichtung der Zone, welche sie in der Ebene des Äquators haben zurücklassen müssen. Man kann ferner vermuten, daß die Monde auf ähnliche Weise aus den Atmosphären der Planeten gebildet sind. Die erwähnten Eigentümlichkeiten der Bewegungserscheinungen in unserm Sonnensystem folgen auf natürliche Weise aus dieser Hypothese, denen die Ringe des Saturn einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit hinzufügen." Laplace nahm dabei an, daß der ungeheuer heiße Urnebel sich durch Erkalten verdichtet habe. Jetzt glauben Astronomen, daß er kalt war, durch Anziehung sich verdichtete, und daß diese Verdichtung die Ursache der kolossalen Wärme der Sonne ist. Nimmt man dabei an, daß einst das Gebiet der Sonne bis zur halben Entfernung des nächsten Fixsterns mit dem Stoff des jetzigen Sonnensystems, also der Sonne, der Planeten und ihrer Monde, in diffusem Zustande gefüllt war, so ergibt sich für diesen verdünnten Urstoff eine sechshundert tausend Billionen mal größere Leichtigkeit als für den leichtesten Körper, den wir auf Erden kennen, für den Wasserstoff! — Und doch wäre ein solcher Stoff immer noch Stoff, und der unwägbaren Kraft oder dem Geist gegenüber unermeßlich, unendlich schwer!

In ungesuchter Übereinstimmung mit der biblischen Kosmogonie, und auch mit Inerstedt u. a., nimmt Moldenhauer an, daß noch lang nach der Ballung der Erde die Sonne sich noch nicht zusammengezogen hätte, also als solche kaum oder nicht existierte. „Ein auf- und untergehendes mattes Licht existierte am Himmel, aber keine Sonne. Ein elliptisch geformter Nebel, an den Rändern verwaschen, in der Mitte ein wenig heller, den halben Himmel einnehmend," so charakterisiert er den

früheren Zustand des Tagesgestirns und sagt ferner: „Die Erde mußte mit ihrem Ballungsakte früher zu Ende kommen als die Sonne; und erst lang nach ihrer Entstehung wurde aus dem Nebelgebilde am Himmel eine Sonne, klein von Umfang, blendend in Lichtfülle.“ Er begründet eingehend und wissenschaftlich diese immerhin interessante Behauptung (Das Weltall, Bd. II, Kap. 8).

* * *

Unter allen Himmelskörpern hat von jeher der nahe Mond die Menschen am meisten interessiert; denn die vierhundertmal entferntere Sonne hüllte sich früher unnahbar in ihre Strahlen. Seit der Erfindung des Fernrohrs ist uns dieser Begleiter so nahe gerückt, daß wir auf demselben Gegenstände von einem halben Kilometer Durchmesser und Striche von nur hundert Meter Breite gut unterscheiden können, also auch, wenn sie vorhanden wären, Städte und Flüsse; ja wir besitzen viel genauere Karten von der uns zugekehrten Seite des Mondes als vom Inneren Afrikas oder Australiens. Wir haben die Höhe von Hunderten von Bergen darauf genau gemessen; davon neununddreißig höher als den Mont Blanc gefunden, und von einzelnen Gebirgspartien wahre landschaftliche Photographien aufgenommen, wissen auch sonst aus physikalischen und andern Gründen einigermaßen, wie es da oben aussieht.

Wohl jeder hat schon Bilder von der Mondoberfläche gesehen und weiß, wie dieselbe von Hunderten und Tausenden von Ring- und Wallebenen und terrassenförmigen Kratern bedeckt ist. Diese Ringgebirge und Krater des Mondes sehen aus, als ob

sie entweder von ungeheuren zerplatzten Blasen, die durch eingeschlossene innere Gase sich bildeten, oder vom Hineinfallen großer Meteore in eine noch zähflüssige Masse herrührten. Beide Annahmen sind schon verfochten worden. Selbst von ausgetrockneten Meeren, Seen und Flüssen sehen wir auf dieser Welt keine Spur; diese kahlen Felsencirkusse sind höchstens von einigen Rillen oder tiefen Spalten durchbrochen, ragen kühn, eckig, zerklüftet, von keinem Regen je abgewaschen, viele tausend Meter hoch empor, unveränderlich, wie das marmorne, ewig starre Angesicht eines Toten. Wir wissen, daß diese Gipfel von keiner, selbst achtzehnhundertmal als die unsrige dünneren Atmosphäre umgeben sind, daß der Raum dort also luftleerer ist, als unter einer Luftpumpe. Indessen, sagt nicht mit Unrecht Flammarion, auch eine Luft, die für uns gar keine Luft mehr wäre, ist an sich doch eine. Neuere Beobachtungen scheinen zu beweisen, daß der Mond thatsächlich doch noch eine höchst verdünnte Luftschicht besitzt, deren Dichtigkeit in den tiefsten Stellen des Mondes bis zu einem Fünfhundertstel der unsrigen betragen dürfte (Airy, Neison). Selbst in einer so verdünnten, für uns so gut wie nicht vorhandenen Luft könnten pflanzliche und vielleicht tierische uns unbekannte Organismen existieren. So wird die vom großen Krater Plato umschlossene Tiefebene regelmäßig dunkler, je mehr sie von der Sonne beleuchtet wird. Es ist, sagt Flammarion, neunundneunzig gegen eins zu wetten, daß dieser rätselhafte, monatlich sich wiederholende Vorgang einer vegetabilischen, durch Sonnenwärme erzeugten Veränderung zuzuschreiben ist. Ebenso glaubt Dr. Klein, daß die grünliche, von einem weißen Streifen unterbrochene, bald heller, bald dunkler werdende Färbung der großen Ebene mare serenitatis von einer Pflanzendecke herrührt. Endlich glauben solche Astronomen, die die Mondoberfläche photographisch aufnehmen, daß die

Färbung der dunkeln Stellen einen vegetabilischen Ursprung habe. Dann sehen wir wohl auf diesem Weltkörper die letzten und spärlichen Regungen eines untergehenden, einst vielleicht überaus reichen organischen Lebens. Die einstige Atmosphäre und Flüssigkeit wäre allmählich vom festen Körper absorbiert worden, wie die bekannten hellen Strahlen und Krater vielfach als Eisdecke gedeutet werden; das organische Leben hätte sich in die tiefsten Niederungen zurückgezogen, wie in der Gebirgswelt der Alpinist manchmal auf Mulden kommt, wo mitten unter Gletschern und Steingerölle noch eine kümmerliche Vegetation gedeiht, wo Moose und Saxifragen bewachsene Plätzchen und Ausnahmen bilden mitten in einer toten Steinwelt. So wissen wir, daß einst auch die nunmehr überfrorenen Pole unsrer Erde von einer reichen Pflanzendecke überwachsen waren, daher die großen Steinkohlenlager auf Spitzbergen.

Unzweifelhaft sind topographische Veränderungen auf dem Monde. Besonders die Gegend des Kraters Hyginus scheint der Schauplatz von wohl vulkanischen Veränderungen zu sein. So sagt der fleißige Mondbeobachter Dr. Klein: Der Krater Hyginus N muß nach sorgfältiger Vergleichung der Mondkarten zwischen Februar 1876 und Mai 1877 entstanden sein. Auffällig ist es, daß diese Bildung eines Kraters von 4500 m Durchmesser, also größer als der Vesuv, den niemand vorher gesehen hatte, und der seitdem mehrfach beobachtet wurde, ohne sichtbare Dampf- oder Rauchentwicklung vor sich ging. Im sogenannten Meer des Nektars wird ein mitten in einer großen Ebene isoliert stehender Krater von 6000 m Durchmesser bald sichtbar, bald unsichtbar. Von 1830 bis 1837 hat Mädler ihn nie gesehen, im Jahre 1851 und 1865 wurde er photographiert; 1875 sah Neison keine Spur von demselben. Seit-

dem hat man ihn wieder gesehen. Die einfachste Erklärung für diese auffallende Thatsache, sagt Flammarion, ist, daß aus diesem Vulkan zeitweise Rauch oder Dämpfe aufsteigen, die uns denselben verdecken, wie das für einen vom Mond aus gesehenen irdischen Vulkan oft der Fall wäre. Indessen sind diese Erscheinungen doch nur sporadisch auf dem Monde vertreten und vermögen nicht den Totaleindruck einer erstarrten und luft-wasserleeren Welt zu verwischen.

Wir sehen nur eine und dieselbe Seite des Mondes, die andre wird uns ewig unbekannt bleiben, weil, als die Mondmasse noch nicht verhärtet war, sich durch die starke Erdanziehung nach der Erdseite hin eine leichte Anschwellung bildete, die, obgleich nur einige Kilometer betragend, doch genügt, um als angehängtes Gewicht die Mondkugel stets und trotz einiger Schwankungen (Mondlibration) in derselben Richtung uns gegenüber zu erhalten. Ob, wie Hanssen vermutet, diese andre mehrere tausend Meter tiefer gelegene Seite des Mondes Luft und Wasser und organisches Leben besitzt, werden wir niemals erfahren. Leben dort Seleniten, so haben sie wohl keine Ahnung davon, daß, astronomisch gesprochen, in allernächster Nähe eine fast fünfzigmal größere Welt im Weltraum schwebt. Oder unternehmen sie schwierige und gefährliche Berg- und Kletterpartien, um am Rand des Mondes einige Blicke auf die schöne, unbewegliche, am schwarzen Himmel im silbernen Glanz schwebende Terra zu werfen, die sie sich wohl wie ein himmlisches Paradies des Friedens und des Glücks vorstellen?

Welche Bande verbinden uns mit dieser schon durch Fesseln ungeheurer Anziehung an uns angeketteten Welt? Mit einer Kraft von vierundsiebenzig Sextillionen Kilos zieht sie uns an; wir aber sie mit einer einundachtzigmal stärker wirkenden — also üben wir auf sie wohl auch sonst einundachtzigmal größeren

Einfluß aus. Und doch bewegt dieser Mond tief unsre Oceane, und es folgen die Meere gehorsam dem bleichen Gestirn in seinem Lauf und brechen sich brausend an den sie daran hindernden Kontinenten. Manche glauben, wie Professor Falb, daß auch das Lavameer, das unter unsern Füßen tobt und glüht, ihm unaufhaltsam folgt, und daß eine unterirdische, feurige Flut und Ebbe unaufhörlich die Erde umkreist.

Und was mag sonst noch der Mond für mancherlei Einflüsse auf Pflanze („Gesegnet sei sein Land von Jehovah, vom Köstlichsten der Erträge der Sonne und vom Köstlichsten der Erzeugnisse der Monde [oder Monate]" [5. Mose 33, 14]), Tier und Mensch ausüben? — Wie die Fischer von manchen Seetieren behaupten, daß sie zur Zeit des Vollmondes fetter und gesünder sind, so die Malayen auf Sumatra, daß der so giftige Saft des Ringasbaums diese Eigenschaft zu jener Zeit verliert. Wir wollen hier nicht den alten Streit über den Einfluß des Mondes ausfechten. Aber seit Jahrtausenden haben ihn Soldaten, Bauern, Fischer und Seeleute aus guten Gründen länger und fleißiger beobachtet als Stubengelehrte, und alle erkennen ihm Einfluß und Kräfte zu. „La luna," sagt der italienische Seemann, „mangia le nuvole," und den französischen Soldaten in Algerien ist es streng verboten, nachts den bloßen Kopf den Mondstrahlen auszusetzen. „Nicht wird die Sonne dich stechen des Tags, noch der Mond des Nachts" (Ps. 121, 6). Wie die Mondsüchtigen im Evangelium oft erwähnt werden, so hat man in letzter Zeit merkwürdige Beispiele von mondsüchtigen Tieren, so Pferden, festgestellt, und es gibt viele Menschen und Kinder, die beim Vollmond, auch im dunkelsten Zimmer, nicht ruhig schlafen können. Bei den immer besser erkannten Kraftwirkungen des Kleinsten ist es nicht mehr thöricht, anzunehmen, daß wie im Welt- und Lavameer, so auch im Stirnocean, und

im „See des Herzens", eine, wenn auch infinitesimale Flut und Ebbe durch den Mondumlauf hervorgerufen werden muß; und ebenso, daß wie die scheinbar ganz gleichen Strahlen, die verschiedene Sterne uns schicken, sich im Spektroskop verschieden ausnehmen, auch die vom Mond polarisierten Strahlen möglicherweise à la X-strahlen ganz andre Eigenschaften besitzen als die der Sonne. Die Röntgensche Entdeckung hat den Gelehrten wieder eindringlich zugerufen: „Es gibt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen eure Weisheit sich nichts träumen läßt!" Stofflichen Verhältnissen liegen immer geistige zu Grunde, und einen vielfachen, wenn auch nicht klar erkannten, gegenseitigen Einfluß von Mond und Erde aufeinander zu leugnen, hieße leugnen, daß Geschwister im Familienkreis aufeinander einwirken. Es ist unmöglich, daß ein so gewaltiger und naher Weltkörper nicht das Leben der Terra beeinflusse, und würde uns plötzlich dieser Begleiter entrissen, so merkten wir erst, sicherlich mit Erstaunen und wohl mit Schrecken, was und wieviel wir ihm verdanken.

* * *

Fliegen wir mit dem Lichtstrahl in einer Sekunde auf die fünfundachtzigtausend Stunden entfernte Mondkugel hin! Fürwahr, eine großartige, aber unheimliche Welt! Tiefes, ewiges Schweigen! Hier pfeift nie der Wind über die kahlen Felsen, nie plätschert die Welle, nie rieselt der Bach über glatte Kiesel, nie fliegen Wolken über den tiefschwarzen Himmel, wo selbst am Mittag die Sterne und die Planeten mit blendendem Licht funkeln. Unerträglich hell leuchtet die Sonne, und kaum

können die Augen den Glanz der von ihr beleuchteten, zum Teil glasartigen, in grünlichen und stahlblauen Farben schillernden Felsen ertragen. Schwarze Schatten stechen scharf vom Licht ab und sonderbare Reflexe verleihen der ganzen Landschaft einen phantastischen, alle unsre gewohnten Vorstellungen erschütternden Anstrich. Von jedem Gegenstand sieht man nur die beleuchtete Hälfte, die andre ist in Finsternis gehüllt und für das Auge nicht vorhanden. Auch bewirkt die Entfernung keine Schwächung in den Farben oder Umrissen; alles ist entweder blendend hell oder ganz schwarz. Das alles sehen wir schon von hieraus mit großen Fernröhren.

Haben sich nun unsre Augen an die sonderbare Mondbeleuchtung gewöhnt, so sehen wir uns auf einen zerklüfteten Felsengipfel versetzt, der zweitausend Meter fast senkrecht zuckerhutförmig sich aus der Mitte einer großen, kreisförmigen Ebene erhebt, auf die sein Schatten ein großes Dreieck zeichnet. Rings um diese mehrere Meilen große Ebene erheben sich äußerst steile Felsenwände, deren wildgezackte Gipfel unsern Standpunkt noch weit überragen und uns die weitere Aussicht versperren. Mitten durch die Ebene hindurch und dicht am Fuße unsres Berges zieht sich wie ein Fluß von Tinte ein breiter, schwarzer Strich und führt sogar mitten durch die himmelhohen Wände, welche die Ebene einschließen. Das ist eine 700 m breite, unermeßlich tiefe Schlucht, eine sogenannte Rille, wie solche manchen Krater auf dem Mond durchspalten. Von dem Gipfel aber, auf dem wir stehen, laufen verschiedene farbige verglaste Strahlen im Boden wie gefrorene Flüsse nach mehreren Seiten hin.

Erstaunlich leicht, sechsmal weniger schwer als auf Erden, fühlen wir uns, und es ist uns, als ob die geringste Kraftäußerung genügte, um uns haushoch in den Raum zu erheben.

Zu unsern Füßen liegt ein großes Felsenstück; wir stoßen mit dem Fuß daran, und diese Masse, die mehrere starke Menschen auf Erden nicht bewegt hätten, stürzt den steilen Abhang hinunter. Wir sehen sie immer kleiner werden, an vorstehenden Ecken sich stoßen, in Trümmer zerspringen und endlich in der Tiefe verschwinden; aber wir hören kein Geräusch, keinen Klang, keinen Laut; nur gespensterhafte Bilder umgeben uns. Erstaunliche Gegensätze! Der Stoff so hart, so eckig und kantig, und doch fast federleicht! Die Formen so scharf und bestimmt, das Licht so wehthuend grell, die Schatten so pechschwarz, und dazu diese Totenstille und Ohnmacht des Schalls!

Aber nun geht der 354 Stunden lange Mondtag zu Ende. Die Sonne, deren Strahlen wie glühende Pfeile uns auf der einen Seite trafen, während die andre der furchtbaren Kälte des Weltraums ausgesetzt war, neigt sich langsam hinter einer schon schwarzen Felsenmauer. Undurchdringliche Nacht steigt aus der Ebene herauf, alles unter uns Liegende und auch unsern Körper Zoll für Zoll verschlingend, bis der Rand der Sonnenscheibe plötzlich verschwindet und nur noch die hohen Gipfel um uns grell beleuchtet bleiben. Und nun schwebt, scheinbar unbeweglich, halb erleuchtet, im Zenith eine prächtige Weltkugel im grausilbernen Licht am schwarzen Himmel — die Terra! — Und wie die lange Nacht langsam vorrückt, wird diese Welt, unsre Erde, heller, erglänzt um Mitternacht als „Vollerde“ prächtig, fünfzehnmal größer als unser Mond, und ergießt einen hellen „Erdschein“ auf die riesigen, gezackten Mondfelsen.

Lautlos vergeht auf dieser erstarrten Welt die 354 Stunden lange Mondnacht. Die Mondoberfläche hat allmählich die furchtbare, an 300 Grad betragende Sonnenhitze ihres langen, wolkenlosen Tages in den Weltenraum hinausgestrahlt, und die Temperatur ist weit unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers

gefallen, beträgt möglicherweise — 150°, vielleicht selbst nur — 200°, und die zackigen Felsen würden jetzt uns ebensosehr durch ihre Kälte schmerzliche Wunden verursachen, wie sie uns bei Tage wie glühendes Eisen gebrannt hätten. Da, im Augenblick, wo die unbeweglich am Mondhimmel leuchtende Erde gerade wieder zur „Halberde" wird, übergießt blitzschnell blendendes Licht die hohen Felsengipfel; die Sonnenscheibe erscheint am Horizont, unerträglich hell mitten unter den Sternen, und der Mondtag fängt wieder seinen einförmigen Verlauf an. Auf dem Monde gibt es kein Wetter; ewig wechseln blendendes Licht und schwarze Nacht, furchtbare Kälte und glühende Hitze; ein Tag ist genau so heiß, eine Nacht genau so kalt, Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch, wie die andre. — Wie viele solche lange Tage und Nächte hat der Mond schon durchgemacht? Wie viele wird er noch sehen?

Zur längeren Betrachtung der schönen, in Silberglanz am Mondhimmel schwebenden „Terra" böte die lange Mondnacht uns gute Gelegenheit. An ihren Polen leuchten große, weiße Flecken, Schnee- und Eisfelder. Dunklere bedecken zwei Drittel der Kugel; das sind die das Sonnenlicht weniger zurückwerfenden Meere; heller schon sind die Kontinente. Aber stets ziehen darüber verschwommene, rasch sich verändernde Flecken, auf beiden Seiten des Äquators langgestreckte Gürtel bildend. Gegen den Äquator hin ist der Rand dieser Zonen fast glatt, während der andre nach den Polen hin in allerlei zerrissenen, sonderbaren, beständig sich verändernden Formen ausläuft. Selbst bis an die Pole hin erstrecken sich zuweilen solche Bildungen, welche Stellung, Form und Größe rasch verändern, und nur einzelne Teile der Äquatorialgegend, wie die Sahara, Ägypten und die Hochebenen Perus bleiben stets davon frei. Das sind unsre Wolken. Bei genauerer Beobachtung spielen die dunkeln und

bleibenden Flecken (die Meere), ins Bläuliche, während die helleren in allen Schattierungen schimmern. Wir sehen Striche von hellerem, rötlichem Gelb — die großen Wüsten; grünliche Partien — Wälder und Prärien; dazwischen blendend weiße, unregelmäßige Punkte — Schneeberge und Gletscher. Je und je verschwindet rasch ein heller Fleck von einem grauen, verschwommenen überdeckt; und erscheint er wieder, so ist er jetzt blendend weiß; das war ein großer Schneefall. Ein andermal erscheint ein heller Fleck nach Überdeckung dunkler; da ist Regen gefallen; zeigt sich aber plötzlich ein rötlicher Punkt, so hat ein vulkanischer Ausbruch begonnen, oder auch ein großer Brand, wie der von Hamburg oder Chikago. Und um die Pole dieser schönen Welt spielen wunderbare Lichtströme, bald rötlich, bald grünlich aufleuchtend, die Nordlichter, diese Ausflüsse der geheimnisvollen Kraft, die unsre Erde in den Weltraum ausstrahlt.

Wie weit die durch den Mangel einer Atmosphäre dort außerordentlich begünstigte Beobachtung dieser schönen Terra vom Monde aus ins einzelne ginge, hängt natürlich von den Augen ab, die sie vornehmen. Wir würden von dort aus immer noch Sicilien und Korsika mit bloßem Auge sehen; aber nur mit guten Fernröhren könnten wir, wie ein Condor, der aus 20000 Fuß Höhe eine tote Ziege wahrnimmt, unsre Weltstädte, oder eine stattliche, dahinsegelnde Flotte, oder ein marschierendes Armeecorps, oder unsre Flüsse, ja bei günstigem Lichtwinkel vielleicht noch den Suezkanal, als äußerst feinen Lichtfaden unterscheiden.

Und viel leichter als alle stolzen Menschenwerke, selbst als London und Peking, ließen sich vom Monde aus das herbstliche Gelbwerden der Wälder und ihr Grünen im Frühjahr, das Blühen der Obstbäume und auch das manches andern, weite Strecken bedeckenden Pflänzchens, Haidekraut,

Raps, Flachs, und das Reifen des goldenen Korns wahrnehmen.

Warum soll's aber nicht im Weltall unter den unendlichen Schöpfungen Gottes auch Wesen geben, die mit durchbohrenden Blicken ebenso 100000 □-Stunden überblicken, wie wir unser Gärtchen, die vom Mond aus deine und meine Gesichtszüge unterscheiden, ja das Moos und die Ameise erspähen? Enthält doch sicherlich selbst der feinste zitternde, von einem Stern sechster Größe hier anlangende Lichtstrahl alle, auch mikroskopischen Einzelheiten aller Erscheinungen jener Riesenlichtwelt!

So bietet diese Terra eine viel größere Fülle von Erscheinungen dar als der Mond, und zwar ließen sich manche davon, wie die Meeresströmungen, das Zu- und Abnehmen der Eiskuppeln an beiden Polen u. a., vom Monde aus bequemer und genauer beobachten, wie wir von dort oben schon längst nicht nur Amerika, sondern auch den Viktoria-Nyanza-See und das freie Polarmeer entdeckt hätten. Wie bei dem Mikroskop, sind wir auch bei der Fernrohrbenützung an die Grenze der zu erzielenden Sichtbarkeit gelangt. Denn wir können die Mondfläche im Teleskop nicht beleuchten; brächten wir selbst eine hunderttausendmalige Vergrößerung zu stande, so bliebe dabei die Beleuchtung ein hunderttausendmal schwächere, d. h. wir sähen im fast finsteren Gesichtsfeld nur riesige undeutliche Schatten. Aber unsre, stets mehr oder weniger von Wasserdünsten erfüllte und meist unruhige Atmosphäre erträgt selten eine nur zwölfhundertmalige Vergrößerung. Zur Zeit ist das größte Fernrohr das von Mr. Yerkes für die Sternwarte in Wisconsin gestiftete, mit 63 Fuß Länge und $4^1/_2$ Fuß Durchmesser.

Ehe wir vom Monde scheiden, wollen wir ihn nicht mehr bloß als eine ungeheure Stoff- und Weltkugel, sondern als eine

ewige Idee Gottes ansehen, die einst an den neuen Himmeln erlöst prangen wird. (Off. 22, 2.) Wann, wozu, warum, abgesehen von dem Zweck, unsre Nächte auch seelisch zu regieren, schuf Er ihn? — Welche ewigen Worte wollte Er damit aussprechen? Welche neue Offenbarung war das den Engeln und den Söhnen Gottes (Hiob 38, 7)? — War auch diese Welt einst sündenlos und herrlich? — Welche unzähligen Zwecke erfüllte sie? — Wie viel Geist, oder welche Geister verband Gott mit dieser großen stofflichen Schöpfung? — Wie war oder wie ist der Starke unter den Söhnen Gottes, die Er über diese Welt zum Vizekönig und Regierungspräsidenten einsetzte? — Wie und wann fiel er von Gott ab? — Trauert er nun über diese seine im Tod erstarrte Welt, oder knirscht er, der Offenbarung des Schalls und des Worts wie sie beraubt, in ohnmächtiger Wut, auch er in unerbittlichem Wechsel sengende Hitze und mehr als eisige Kälte erleidend? — Denn auch wir erdulden im Leib die Bande des Stoffs, seine Gesetze und seine Kräfte; warum nicht in andrer Weise andre Geister, unsterblich wie wir? — Und seine Welt muß, in diamantene Ketten der Anziehung von der unsern geschlagen, sich gehorsam um dieselbe drehen, weil dieser Fürst des Mondes ein, wenn auch wie alle abgefallenen Geister zorniger und widerwilliger, Vasall des Fürsten dieser Welt ist, des Diabolos, wie auch dieser, bald in der Gehenna des Erdinnern erglühend, bald mit seinen Geisterscharen in den Lüften tobend, in Vulkanausbrüchen und Orkanen wütet und die Erde, diese seine Leiblichkeit, vernichten möchte und auch daran Selbstmord üben.

* * *

Nicht allein schwebt, fliegt unsre Erde im Raum; drei Schwestererden begleiten sie: die drei mittleren Planeten: Merkur, Venus, Mars, an Größe und Gewicht nicht sehr von ihr verschieden; dunkle, harte, an den Polen abgeplattete Weltkugeln mit Tagen und Jahren und Polen und Aquatoren, Jahreszeiten, Luft, Wind und Wolken, Stürmen und Gewittern, mit, vom Mars wissen wir es genau, Meeren und Kontinenten, Bergen und Ebenen, Kreislauf des Flüssigen, also auch mit Bächen und Flüssen und Strömen; prächtige Schöpfungen!

Zuerst Merkur! metallschwer stürmt diese riesige Kanonenkugel mit erschreckender Schnelligkeit, 47000 Meter in der Sekunde durchfliegend, in 88 Tagen um die Sonne herum, die ihm, infolge der Excentricität seiner Bahn, bald viermal, bald zehnmal größer erscheint als uns. Die daraus folgende und entsprechende Ab- und Zunahme von Licht und Wärme bedingt sicher dort ein großes Auf- und Abschnellen alles Wachsens und aller Kräfte, ein gewaltiges, 44 Tage umfassendes Pulsieren alles Lebens, das vielleicht seinen Bewohnern ein großes Rätsel ist. Diese kleine Erde, in dichte Wolken gehüllt, einem riesigen heißen und feuchten Gewächshaus vielleicht ähnlich, muß wegen der Nähe der mächtig erregenden Sonne der Schauplatz von Stürmen und Gewittern, aber auch von einer heißen Lebenskraft und Macht sein, wie wir sie auf Erden weder ahnen, noch uns vorstellen können.

Schön ist auch der Planet Venus, der uns bald 100 Tage lang als Morgen-, bald ebensolange als Abendstern — je nachdem er in seiner Bahn so steht, daß er vor oder nach der Sonne untergeht — erscheint, vor dessen Erscheinen der Bauer in der Bretagne niederkniet, ein Rest von dem Gestirnkultus der Chaldäer und der Inder. Rascher als wir, umkreist in

nur 220 Tagen dieſe ſchöne, der Terra an Gewicht und Größe gleiche Schweſtererde die Sonne und empfängt von derſelben doppelt ſoviel Licht und Wärme als wir; macht 200 000 Milliarden Pferdekräfte; ein ſchönes Kapital! — Nach Schiaparelli kehrt dieſe Welt der Sonne, wie der Mond uns, immer eine und dieſelbe Seite zu, wobei nicht ausgeſchloſſen bliebe, daß ſie ſich dennoch in 24 Stunden um ihre Achſe dreht, falls nämlich ihre Achſe in ihrer Bahnebene liegt, wie das nahezu beim Uranus der Fall iſt; nur daß bei Venus ſtets ein und derſelbe Pol der Sonne zugekehrt bliebe. Demnach ſteht dort auf einer Seite des Planeten die Sonne ewig am Zenith; keine Nacht noch Jahreszeiten unterbrechen den fortdauernden Tag. — Woran könnten wir dort die Zeit meſſen und erkennen? — Sehr heiß mag es auf dieſer ſonnenbeſchienenen Seite ſein; doch muß die faſt auf Weltraumkälte abgekühlte Luft der Nachthälfte beſtändig dem Mittelpunkt der Lichtſeite zuſtrömen, dort in die Höhe ſteigen, um wärmend zum Nachtpol zurückzufließen. Und auf der andern Seite iſt's ewig Mitternacht und eiſige Kälte; an den Rändern ewige Dämmerung! Glühende Hitze, blendendes Licht, ſchwarze Nacht, erſtarrende Kälte. Welche Gegenſätze! Kräftige magnetiſche Strömungen umkreiſen dieſe Welt, und ſelbſt auf der Nachtſeite erſetzt ſie ſich ſelbſt den ihr fehlenden Mond und leuchtet in phosphorescierendem, nordlichtartigem, von hier aus manchmal wahrzunehmendem Glanz. (lumière cendrée). Dieſer ewigen Trennung des Lichts und der Finſternis entſprechend mögen dort viel ſchärfer als hier die guten Weſen von den böſen ſich ſcheiden und auf getrennten Halbkugeln des Lichts und der Finſternis wohnen. — Ob ſie an der Grenze ihres Gebiets ewigen Kampf führen? — „Die böſen Seelen der Toten", ſagten ſchon die Ägypter, „verbergen ſich in dem nächtlichen Schatten der Erde, der im Weltraum

bis an den Mond (sehr richtig) reicht". — Dagegen sagt die Edda: „Die Asen trauern um des Tages Anbruch; denn zur Morgenstunde erwachen den Menschen die Sorgen alle, die das Herz beschweren" (Hamdismal, S. 235). Oder flutet unaufhörlich dort eine bewegliche Schöpfung abwechselnd vom ewigen Tag und Leben in die ewige Nacht und Stille, von der Arbeit in die Ruhe hin und her? Schröder in Lilienthal glaubte und Flammarion u. a. stimmen ihm bei, auf der Venus gäbe es Berge bis zu 44 000 Meter hoch und ganze Hochebenen von 30 000 Meter Höhe und mehr. Da hätten also kolossale vulkanische Ausbrüche kühngestaltete Berge, wie zehn übereinander geschichtete Monts Blancs aufgebaut, und ganze Länder zu Hochebenen, immer noch von der dichteren Luft bedeckt und vom Schnee verschont, weit über die Gipfel des Himalaya erhoben. — Auf was für einen Reichtum der originellsten Organismen deutet das hin? Und wie würden, solchen Landschaften gegenüber, die kühnsten Partien unsrer Alpen zahm und charakterlos erscheinen! Stoßen dann, von viel stärkeren Stürmen getrieben, die dichteren Wolken an diese Riesenfelsenwände, wie mögen da, von einem sintflutartigen Regen angeschwollen, mächtige Bergflüsse sich niagaraartig viele tausend Fuß tief in die dunkeln Thäler donnernd stürzen! Unsre tropische Welt mit ihren Orkanen, mit ihrer Lebensfülle, mit ihrer Farben- und Formenpracht gibt uns sicherlich, selbst durch die Einbildung möglichst potenziert, nur ein sehr schwaches Bild von dem herrlichen Leben der Venus, dieser der Lebensquelle, der Sonne, so viel näher stehenden Welt.

Anders Mars, siebenmal kleiner als unsre Erde, immerhin aber siebenmal größer als unser Mond. Diese Welt, die erheblich langsamer als die unsrige, in ca. zwei Jahren um die Sonne fliegt, empfängt auch von derselben entsprechend weniger Licht

und Wärme. Die Atmosphäre ist dünner, die Meeresfläche entsprechend kleiner, und folglich auch die Regenmenge und die Wolkenbildung geringer. Am dunkleren Nachthimmel leuchten dort wie Sterne und verschwinden wieder zwei sehr kleine Monde, Deimos und Phobos, kaum so groß wie die Stadt Paris, merkwürdigerweise schon von Kepler und auch von Swift aufs deutlichste im voraus verkündigt! Ein Astronom glaubt, daß es Planetoiden sind, die Mars erst in letzter Zeit sich angeeignet hat. Unbegreiflich schnell wirbeln diese kleinsten Monde um ihren Planeten; der nächste vollendet seinen Monat in 7 Stunden 39 Minuten! umspannt also den sichtbaren Himmel in $3^3/_4$ Stunden; und zwar umfliegt er seine Mutter in solcher Nähe, daß nicht einmal eine zweite Marskugel zwischen beiden Platz hätte! — In solcher Nähe erschiene uns unser Mond mit sechzigmal größerem Durchmesser, und gäbe unsern Nächten beim Vollmond 3200mal mehr Licht! — Aber noch zweimal größer muß einem Wesen auf dem Phobos der Mars erscheinen; wie interessant, mit mehr als Windeseile aus nächster Nähe die Oberfläche dieses Planeten wie aus einem Luftschiff panoramisch zu überfliegen!

Das feste Land des Mars, seiner geringeren Oberfläche entsprechend, ist hauptsächlich auf zwei große Kontinente verteilt, wobei, wie auf Erden, das meiste Land auf die nördliche Halbkugel fällt. Zwischen beiden erstrecken sich mit grünblauen Fluten schmale Meere, die um den Südpol an Breite gewinnen und die angrenzenden, wohl ziemlich flachen Länder oft weithin zu überschwemmen scheinen und mehrere Inseln enthalten. Die Kontinente sind orangerot, was dem Mars die dem bloßen Auge schon auffallende rote Farbe verleiht, eine Färbung, welche höchstwahrscheinlich von roten Gewächsen herrührt, unsrer wilden Rebe im Herbst ähnlich. Trotz der größeren Entfernung von

der Sonne scheint das dortige Klima nicht kälter zu sein als das unsrige, denn im Marswinter sehen wir die weißen Polarflecken, unzweifelhaft Schnee, da die Spektralanalyse uns belehrt, daß auch dort Wasser ist, sich auch nur so weit gegen Süden erstrecken wie bei uns, etwa bis Neapel. Auffallend hell und stark leuchten die Polargletscher und nehmen regelmäßig und rasch im dortigen Winter zu und im Sommer ab, so daß wir daran die heißen und kalten Jahrgänge auf dem Mars kontrollieren können. Die klare, meist wolkenfreie Luft des Mars — vom August 1877 bis März 1878 wurden fast gar keine Wolken gesehen — bewirkt ein auffallend schnelles Schmelzen des Schnees. So zerschmolz vom 1. Juni 1894 bis 1. November 1894, also in einem Viertel des Marsjahres der Südpolarfleck von 3000 km Durchmesser auf 108 bis 300 km. Interessant ist es, daß dort wie auf Erden das Südpolareis bedeutend größer ist als das nördliche, und daß auch dort die Kältepole seitwärts der wahren Pole sich befinden. — Warum? — Um diese schmelzenden Eis- und Schneemassen glauben einige Beobachter einen grauen Gürtel gesehen zu haben, den sie auf die Farbe des erweichten, sumpfigen Bodens zurückführen, was eine weitere Analogie mit der Erde böte. Am rätselhaftesten sind die bis 5000 km langen und 100 km breiten, geradlinigen blaugrünen Kanäle, welche die Marsmeere verbinden und sich oft kreuzen. Ihre große Breite macht es unwahrscheinlich, daß es Kunstwerke dortiger Bewohner seien. Aber ein Beobachter hält sie für fruchtbare Thäler, wo rechts und links von künstlichen Kanälen üppige Felder und dunkelgrüne Wälder sich einige Stunden weit erstrecken; also ein Analogon für Ägypten. Ihre Färbung wird heller oder dunkler, was auf zu- und abnehmende Tiefe deutet und im Einklang mit jenem raschen Schmelzen des Schnees steht, aber sonderbarerweise sind mehrere derselben von

einem zweiten, schwächer gefärbten Kanal begleitet, oft deutlich, manchmal schwer sichtbar. Für diese Erscheinung fehlt bisher jede Erklärung. Einige glauben, diese Verdoppelung sei nur eine optische, durch die Marsatmosphäre entstandene; andre erinnern an die oft mit Parallelrissen bedeckten Spaltflächen der Kryställe.

Je mehr wir diese Erde studieren, von der Schiaparelli schöne Karten und Flammarion sogar einen Marsglobus hergestellt hat, desto mehr scheint sie uns selbst für Menschen bewohnbar; nur viel leichter lebte sich's buchstäblich dort; denn die Schwere ist dort fast dreimal geringer, ein Faktor, der allerdings genügt, um dortigen Wesen ein von dem unsrigen verschiedenes Gepräge aufzudrücken. Welche Geschöpfe wandeln wohl auf dieser kleinen Erde? Erheben sich Pflanzen, wurzellos wie manche unsrer Algen, Wasserlinsen und Diatomeen, in den Lüften, einige davon, wie unsre Medusen, eleganten Fallschirmen aus weißem Porzellan mit blauen Fransen ähnlich, und segeln bald langsam, bald schnell von Winden dahin und dorthin geweht? Oder bevölkern seßhafte Tiere massenhaft diese von purpurnen Gewächsen bedeckten Kontinente, wie unsre Enkriniten, Polypen oder Seeanemonen angewachsen, wunderbare animalische Kelche und Blüten der Sonne entgegen ausstreckend? Oder wimmeln, wie einst zur Zeit des Lias die Erdoberfläche, die dortigen, bald von Wasser bedeckten, bald trocken liegenden Ebenen von unheimlichen Sauriern, dumpfbrütenden, blutsaugenden Schildkröten, Krokodilen und Alligatoren? Oder wandeln unter gold- und purpurfarbigen, pilzartigen oder smaragdgrünen, säulen- oder obeliskförmigen Gewächsen wunderbare Wesen, uns ähnlich, vielleicht uns überlegen, und treiben auch Kunst und Wissenschaft, Psychologie und Ästhetik, Marsographie und Astronomie?

Über den Mars hinaus kommt zuerst ein Schwarm von fast vierhundert kleinen Planeten oder Asteroiden, die größten, Vesta, Pallas, Ceres, fast hundert, die kleinsten höchstens vier bis fünf Stunden im Durchmesser. Mancher wäre ein hübscher Privatbesitz und Rittergut im Weltraum, und höchst wahrscheinlich gibt es noch viel kleinere, vielleicht bis zur Größe eines Meteorsteins. Ob diese sonderbaren Weltchen die Trümmer eines großen Planeten sind, wissen wir nicht. Auch in diesem Falle müßte die ursprüngliche, durch Zusammenstoß mit einem Kometen oder durch Explosivkräfte in Scherben gegangene Welt immer noch sehr klein gewesen sein; denn diese sämtlichen Weltkörperchen übertreffen nicht an Masse $^1/_{40}$ der Mondmasse oder $^1/_{3200}$ der Erdmasse, und die Entdeckung andrer und wesentlich größerer ist sowohl aus optischen als aus mathematischen Gründen ausgeschlossen. Einige Astronomen nehmen an, daß die auffallenden Helligkeitsveränderungen einiger dieser kleinen Körper von einer eckigen, noch nicht abgerundeten Gestalt herrühren.

Und weit jenseits der Asteroiden, mehrere Hunderte von Millionen Kilometern von der Sonne entfernt, wandeln in ungeheuren Bahnen die Majestäten des Sonnensystems. — Zuerst der Riese Jupiter, vierzehnhundertmal größer als unsre Erde! Was das bedeutet, zeigt hübsch Flammarion. Ein Papierstreifen, sagte er, der von hier bis auf den Mond gelangte, würde Jupiter am Äquator noch lange nicht umgürten; es blieben an 20000 Stunden übrig! Vizekönig im Sonnensystem ist diese kolossale Welt. Würde die Sonne verschwinden, so fingen sofort alle Planeten an, sich um Jupiter zu drehen, so die Erde in 360 Jahren; so sehr überragt er alle an Masse. Er wirbelt unbegreiflich schnell, von vier großen und einem winzigen Monde umkreist, in nicht ganz zehn Stunden um

seine Achse; hat also Tage und Nächte von noch nicht fünf Stunden Länge, Jahre aber von 10455 Tagen! Diese so schnelle Umdrehung hat ihn so stark an den Polen abgeplattet, daß der Polardurchmesser nur 30000 Stunden beträgt, während der Äquatorialdurchmesser 33000 Stunden mißt. Dabei ist er von dichten Wolken umhüllt, deren veränderliche, langgestreckte, unsern Stratuswolken ganz ähnliche Formen wir bequem von hier aus beobachten können, und in welchen sich Wasserdampf nachweisen läßt. Was sich darunter birgt, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist Jupiter noch viel heißer, als die schon überkrustete Erde, und ein trübroter, langanhaltender Fleck wurde in den letzten Jahren von manchem Astronomen als ein gewaltiger durch die Wolken schimmernder Lavaausbruch gedeutet; war vielleicht die Bildung eines neuen Kontinents. — Also jetzt noch dort geologische Umwälzungen, größer, furchtbarer als die Erde sie je einst durchmachte, da die Alpen und Cordilleren glühend heiß der geborstenen Erdrinde entstiegen! — Ob dabei auf diesem Planeten, dessen Oberfläche mehreren Tausenden von Kontinenten wie Afrika und Asien gleichkommt, schon organisches Leben vorhanden ist; ob ungeheure, der Größe ihres Planeten entsprechende Saurier, häßliche Pterodaktylen, zermalmende Megatherien, wie Felseninseln in den noch heißen Fluten sich tummeln, oder riesenhaft durch dichte Lüfte fliegen, oder auf kaum befestigter Jupiterrinde unter 1000 Fuß hohen Calamiten und Equiseten, Palmen und Farren wandeln, eine gigantische, unheimliche Welt und ein Chaos von göttlichen und teuflischen Kräften, wer weiß es? Oder ist diese Riesenkugel noch nichts als ein ufer- und endloser Ocean von heißem Wasser, auf dem von rasenden, am Äquator 400 km in der Stunde wehenden Stürmen, wie wir sie von hier aus an der Wolkenbewegung wahrnehmen, gepeitscht, heiße Wellen sich so hoch wie unsre Alpen erheben,

und durch deſſen Fluten Ungeheuer pfeilſchnell ſchießen, oder wie ſchwimmende Berge emporſehen, oder viele hundert Stunden tief tauchen — Tiere, welche unſre Wale und Pottfiſche wie Ellritzen verſchlängen? Denn gewaltige Kraft brauchen dort etwaige Organismen, ſchon nur um ſich gegen jene Stürme zu behaupten, die da zehnfach heftiger als unſre Orkane wüten. Jedenfalls, ſoviel ſehen wir von hier aus, iſt Jupiter mit ungeheurer Atmoſphäre umhüllt, eine Welt der Lüfte, der ſtets aufgeregten Wolken, der unaufhörlichen Stürme.

Denken wir uns auf einen Mond des Jupiters verſetzt, einen dieſer ſchon anſehnlichen Weltkörper, von denen der größte, Ganymed, 1250 Stunden im Durchmeſſer hat, alſo zweimal größer iſt als der Planet Merkur. Von Jo, dem erſten aus geſehen, füllt die impoſante, ſchnell herumwirbelnde Jupiterkugel einen großen Teil des Himmels aus, und erſcheint dort vierzehnhundertmal prächtiger als uns der Vollmond, von ſtets wechſelnden, von Stürmen zerriſſenen, mit dem Äquator parallelen, bald grauen, bald glänzend weißen, bald roſafarbigen, von elektriſchen Gewittern durchzuckten Rieſenſtreifen bedeckt; an den ſtark abgeplatteten Polen ſicherlich infolge der ſo ſchnellen Rotation von großartigen, phantaſtiſchen Nordlichtern fortwährend umſpült, koloſſale, ſtets die Farbe wechſelnde Lichtfächer und Strahlen ausſendend.

Noch fremdartiger mutet uns der auch rieſenhafte Saturn an, ſiebenhundert Erden an Größe gleich. Ebenſo ſchnell wie Jupiter wirbelt er, leichter noch als Waſſer, auch in dichte und hohe Wolkenſtreifen gehüllt und verborgen, um ſich und fliegt in dreißig Jahren um die entfernte Sonne. Jahre von 25000 Tagen mit ſechserlei Monaten erlebt er, und an jedem Pol wechſelt faſt fünfzehnjährige Nacht mit ebenſo langem Tag.

Majestätisch schreitet diese kolossale Welt durch den Weltraum, von sechs großen und wohl auch von vielen kleineren Monden in verschiedenen Abständen umtanzt, ein Herr und Gebieter einer Weltenfamilie, dazu von großen, breiten, aber dünnen, bald sich trennenden, bald sich vereinigenden Ringen umflossen, von denen wir nicht wissen, ob sie gasförmig oder flüssig sind, oder ob nur aus Meteorenschwärmen bestehend? Vom Planeten aus gesehen, wölben sich diese Ringe wie riesige Lichtbogen über die weite Fläche, scheinen sich allmählich in mehrere zu spalten und sich dem Planeten zu nähern, könnten eines Tages vor unsern Augen zerbrechen und neue Monde bilden. Verblüffend klingt die Meldung in A. Proctors Buch („Other Worlds than ours"), daß Saturn gleichzeitig von verschiedenen Astronomen, Webst, Airy, Coolidge, wie einst früher von W. Herschel und Schröder, wie ein Quadrat mit abgerundeten Ecken gesehen worden ist! — Auf was für Veränderungen würde dies deuten! — Ob auf dieser luftigen, wolkigen Welt, die dem spezifischen Gewicht nach fast nur aus Gas zu bestehen scheint, große Wesen mit Riesenflügeln, wahre Segler der Lüfte, ihren Planeten umkreisen, wie am Südpol der Erde Albatroß und Fregattenvögel, und sich kühn viele tausend Stunden bis zu den atmosphärisch mit Saturn verbundenen Lichtringen erhebend, auf- und abschwebend, mit großer Stimme und Schall, mit dem Sturm unermüdlich kämpfend, freie starke Bewegung ihr Leben? Denn Gott ist unerschöpflich im Erfinden von Lebensformen und Möglichkeiten; hat Er doch schon auf Erden jedes Tröpfchen Wasser, das Eis am Nordpol und die Luft, mit unzähligen verschiedenen Wesen bevölkert!

Und immer weiter und weiter im dunkler und kälter werdenden Raum wandeln, immer langsamer, große rätselhafte Welten: Uranus und Neptun, 80 und 120mal größer als

unsre Erde, aus leichtem Stoff, von Monden umringt. Ihnen erscheint die Sonne nur noch wie ein sehr heller Stern; könnten sie die in ihren Strahlen badende Erde unterscheiden, so schlössen dortige Wesen sicherlich, auf einer so heißen und blendend beleuchteten Welt sei alles Leben unmöglich. Bei Uranus steht der Äquator fast senkrecht auf der Bahn; bald beleuchtet die Sonne unverwandt den einen Pol, bald den andern. Für einen großen Teil des Planeten sind somit Tag und Nacht mit Sommer und Winter identisch; einundzwanzig Jahre lang bescheint ihn unausgesetzt die Sonne, kleinere oder größere Kreise am Himmel beschreibend, dann taucht sie unter, und eine einundzwanzigjährige Nacht fängt an. Das bedeutet wohl für die gesamte dortige Schöpfung einen ebenso langen, regungslosen Winterschlaf, aber gefolgt von einem ebenso ununterbrochenen Leben; oder ist dort das Leben vorzüglich der dichten und großen, nach der Spektralanalyse andre Gase als unsre Luft enthaltenden Atmosphäre zugewiesen? Umfliegt langsam und stetig eine Organismenmenge diese Welt, sich stets in den, übrigens bleichen und ziemlich kraftlosen Sonnenstrahlen haltend; denn die Sonne erscheint ihnen 368mal kleiner als uns, ist also auch 368mal weniger hell und warm. Eine blasse, mondscheinartige, kalte, gespensterhafte Welt der Dämmerung und des Zwielichts, des Träumens und des Schlummerns, der nebelhaften, blutlosen, langsam schwebenden, leise und hohl hauchenden Formen!

Und ebenso und noch mehr der 4500 Millionen Kilometer von der Sonne entfernte, uns sonst unbekannte Neptun mit seinem oder seinen Monden.

Aber noch zwanzigmal weiter als Neptun erstreckt sich die unbestrittene Anziehung, das Reich und Gebiet der Sonne. Was mögen da für ungeahnte Schöpfungen noch wandeln,

im Äther, im grenzenlosen Raum schwimmen, in vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden erst einen Umlauf um die Sonne vollendend!

* * *

Von jenen Welten könnten uns die Kometen erzählen, diese Pilger des Weltalls im flammenden Gewand, die zu vielen Tausenden, teils wie Boten von einer Sonne zur andern wandern, teils innerhalb unsres Sonnensystems sich bewegen und regelmäßig wiederkehren. Wie kaum irgend eine andre Erscheinung mahnen sie uns an das Wort: „Du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen" (Ps. 104, 4). Von ungeheurer Größe sind diese Wandersterne oft, mit Schweifen länger als die Entfernung der Erde zur Sonne, oft sonderbar gekrümmt, geschweift, ja oft sechsfach fächerförmig geteilt (1744), manchmal grün (1811), auch rot (1876), goldgelb (1618) oder weiß. Diese rätselhaften Wesen werden von unbekannten, von der Sonne erregten Kräfte der Zusammenziehung und der Repulsion, der Sympathie und Antipathie durchwühlt, und bald sprühen sie ihre Lichtschweife Millionen von Meilen weit, bald, oft innerhalb weniger Stunden, ziehen sie sie zurück, krümmen und zerteilen sie, ein Spiel, das an Nordlichter erinnert. Einige scheinen nur fast geisterhafte, unendlich dünne Flammen aus Kohlenwasserstoffverbindungen, also Petroleumdämpfen ähnlich zu sein; altersschwächere sind Staubwolken vergleichbar; sind in der Kälte des Weltraums zu Millionen und aber Millionen von Meteoriten

geronnen (Schiaparelli). So dürfte ein zuerst geteilter, dann verschwundener Komet, der Bielasche, in neuerer Zeit sich ganz in Weltstaub aufgelöst haben. Was aber ihre Zahl betrifft so zeigt sich immer mehr, wie richtig der geniale Kepler schaute, als er sprach: „Es gibt mehr Kometen am Himmel als Fische im Meer!“

Dreht sich mancher Komet schon in ein paar Jahren um die Sonne, so entfernt sich der prächtige von 1680 in 4400 Jahren zwanzigmal weiter von ihr als Neptun. In jenen eisigen Einöden legt er bleich und müde nur noch $1^1/_2$ m in der Sekunde zurück. Ein Kind könnte ihn einholen. Doch auch in solcher Ferne zwingt ihn der unsichtbare, unwiderstehliche Zug der Sonne allmählich umzukehren. Zuerst langsam, dann immer schneller, fliegt, stürzt er 4400 Jahre lang an Neptun, Jupiter, der Erde vorbei, der Sonne zu, die einst ihm nur noch ein heller Stern, nun wie ein Glutocean seinen ganzen Himmel einnimmt. Mit rasender Schnelligkeit von über 500 km in der Sekunde umkreist er dieselbe so nahe, daß er ihre Oberfläche fast streift, einer Glut ausgesetzt, gegen welche die unsrer Hochöfen eisige Kälte wäre, und nachdem er in wenigen Stunden schon die ungeheure Kugel halb umkreist hat, entflieht er ebenso schnell und tritt wieder seine lange achttausendjährige Reise an. Als er das vorletzte Mal an der Erde vorbeiflog, war Adam noch nicht erschaffen. Was wird er sehen, wenn er nach achttausendjähriger Reise im Weltall zurückkehrt?

Andre Kometen kehren nie zu uns wieder! — Ihre parabolische oder hyperbolische Bahn zeigt, daß sie von fernen Sternen zu uns kommen. Im Vorbeigehen sehen sie sich unser Sonnensystem und die Erde geschwind an und fahren dann auf Nimmerwiedersehen dahin, unbekannten, unendlich fernen Zielen zu! Dabei besitzen oft diese hyperbolische Bahnen be-

schreibenden Kometen eine ungeheure Geschwindigkeit, welche beweist, daß sie von entfernten Sternen ausgeworfen sind. In einigen Fällen zeigt die Berechnung, daß sie aus ihrem Stern schon vor zwanzig Millionen Jahren ausgetreten sind.

Tyndall hält die Kometen für aktinische Wolken. Solche leuchtende, aber völlig durchsichtige Wolken entstehen, wenn man eine Glasröhre mit außerordentlich, bis auf ein Millionstel, verdünnter Luft oder völlig durchsichtigen Dämpfen füllt und elektrisches Licht darauf wirft. Der Kometenschweif wäre sonach nicht vom Kometen ausgestoßene Materie, sondern millionenfach verdünnter Stoff im Weltraum, der durch Sonnen- oder elektrische Strahlen sichtbar gemacht wird. — Diese Theorie erklärt allein nicht nur die Schnelligkeit der Schweifbildung, sondern die noch schwierigere der ganz unbegreiflich schnellen Umschwenkung des Schweifs beim Umfliegen der Sonne. — Dann würden einige Liter Allyliodid genügen, einen schönen Kometenschweif zu bilden, diese „photographischen Gespenster," wie G. Leipoldt, diese „riens visibles," wie Babinet sie nennt, der manche derselben einhundertvierzigtausend Millionen mal leichter schätzt als irdische Luft.

Bedeuten diese flammenden Erscheinungen auch etwas? fragt immer noch mancher. Ja! Alles bedeutet etwas in sich, für sich, in Gott und für Gott, und die bloße Erscheinung, Form, Farbe wäre an sich gänzlich nichtig und nichtssagend, bedeutete nichts, wenn sie nicht Symbolik und Teil eines Höheren wäre. Nur durch seine Bedeutung existiert das Weltall und jedes Atom desselben; ihre Bedeutung allein erhält sie, gibt ihnen Lebenskraft und Existenzfähigkeit. Versteht einer aber darunter die Frage, ob Kometen den Tod eines Cäsar oder Karls II., oder eine Hungersnot in Irland, oder ein gutes Weinjahr in Württemberg anzeigen, so bezweifle ich, ob solche flammende

Weltwesen zum Wohl oder Wehe der Weingärtner Württembergs geschaffen worden seien, ein Zweck, den Gott durch etwas mehr Sonnenschein einfacher erzielen kann; und auch als himmlische Todesanzeige irgend eines vom Weib geborenen Sterblichen genügte wohl ein extraschöner Sternschnuppenfall oder Meteor. Jene Weltanschauung ist eine gar menschliche.

Vom höheren und göttlichen Gesichtspunkt aus dagegen heißt es allerdings: Fällt nicht ein Sperling ohne den Willen des himmlischen Vaters zur Erde und sind die Haare auf unserm Haupt alle gezählt, so gehört jeder Sperling und jedes Haar in das Denken Gottes hinein, der den Sirius in seiner Bahn fortbewegt und der die Kometen schuf; und weil dieses Denken Eins ist, so ist es auch sein Universum, so gehört alles zu allem, alles hängt mit allem zusammen, und insofern hängt allerdings der Fall eines Sperlings mit einem Sonnenbrand in der Milchstraße, ehe denn Adam ward, und der eines Haares auf meinem Haupt mit dem einstigen Erlöschen unsrer Sonne zusammen; eine göttliche Weltanschauung, die wir glauben müssen, auch wenn wir sie nicht verstehen können.

Ob unsre Weltkugel wohl Gefahr läuft, durch Zusammenstoß mit einem Kometen in Stücke zu zerschellen, oder überflutet oder in Brand gesteckt zu werden, oder in giftige Gase gehüllt zu ersticken? Um darauf zu antworten, müßten wir vor allem wissen, ob es unter den vielen Kometen solche mit festem Kern gibt, eine von Astronomen verschieden beantwortete Frage. Aber wenn auch, so ist die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammenstoßes mit einem Kometenkern nicht groß. Denken wir uns das Stückchen Weltraum von unsrer Sonne aus bis an die allernächsten Fixsterne so groß wie Europa, so gliche unsre Erde darin nur einem Schrotkörnchen und die Kerne fast aller Kometen wären noch viel kleiner; viele tausend Millionen solcher

Körperchen könnten sich folglich nach allen Richtungen hin bewegen, ohne aufeinander zu stoßen. Allerdings würde ein solcher Zusammenstoß unsre Erde und selbst unsre Meere durch die in Kalorien umgesetzte Bewegung anzünden. Feuer und Wasser sind nahe verwandt. Einst brannte der Wasserstoff unsrer Meere als Feuer um die Erde. Eine gewaltige elektrische Einwirkung einer fremden Sonne oder auch eines großen Kometen könnte durch Elektrolyse dieses Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff so zersetzen und gleichzeitig durch Stoß anzünden, daß die Oceane wieder lichterloh brennten, wie Flammarion in seinem „Ende der Welt" beschreibt. — Aber der Christ rechnet nicht mit Wahrscheinlichkeit noch Zufall; für ihn gibt es nur einen Willen Gottes. Will Er nicht, so mögen Billionen von Kometen hin und her, kreuz und quer sausen, so wird keiner der Erde auch nur ein Haar krümmen; will Er, so ist der Komet vielleicht seit Jahrtausenden unterwegs, der sie einst zur festgestellten Sekunde in Brand setzen soll.

Die Bibel lehrt, daß „der Himmel, den wir jetzt sehen, und die Erde werden zum Feuer behalten auf den Tag des Gerichts, in welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber vor Hitze zerschmelzen (sich auflösen) und die Erde, und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen" (2. Petri 3, 7. 10). Damit scheint der Untergang nicht nur der Erde, sondern des ganzen Sonnensystems angekündigt, ein Weltenbrand, wie wir am Himmel schon mehrere beobachtet haben, in einzelnen Fällen nachweislich durch den Zusammenstoß gewaltiger Himmelskörper verursacht. Ob nun ein solcher durch Kometen oder sonstwie veranlaßt wird, kann uns ziemlich gleichgültig sein; sehen wir zu, daß wir vor solchem Tag bestehen mögen!

* * *

Schiaparelli, wurde schon gesagt, zeigte, daß mancher Komet sich in Schwärme von Boliden oder Sternschnuppen auflöst. Die Erde in ihrem Flug begegnet alljährlich zwei solchen Schwärmen, vielleicht einstigen Kometen, die nun mit ihr um die Sonne kreisen. Der eine trifft uns in der Nacht des 10. August, der andre am 14. November morgens; beim letztern sind oft die durch die Luft schießenden flammenden Körperchen so zahlreich, daß man den Eindruck von einem Feuerregen bekommt; auch am 27. November 1872 und noch mehr am 12.—13. November 1833 fielen sie wie Schneeflocken in Boston; die Gesamtzahl wurde von Olmsted auf über Zweihunderttausend geschätzt. Die Reibung, die bei der ungeheuren Schnelligkeit dieser wahrscheinlich festen Körperchen durch die Luft entsteht, genügt, um schon in einer Höhe von durchschnittlich 120 km, also bei noch sehr dünner Luft, die Bewegung in Licht und so große Wärme aufzulösen, daß diese Körperchen sich ganz verflüchtigen. Die Luftschichte, welche die Erde umgibt, wirkt also wie die Baumwollenpanzer, die Cortez seinen Spaniern gegen die Pfeile der Azteken gab; sie bricht den Anprall der feurigen Geschosse und hat sicherlich dadurch viele Menschenleben gerettet und großen Schaden verhütet. S. Newcomb berechnet auf annähernd 150000 Millionen die Zahl dieser Sandkörner des Weltalls, die alljährlich die Erde treffen, wovon weitaus die meisten in Rauch aufgehen, und nur einige Hunderttausende als eiserne Steine auf öder Heide, auf Gletschern, in den Polarländern und natürlich vorzugsweise in die Ozeane, bei Tage unsichtbar, niederfallen. Bald als brauner Eisenstaub, bald als Aerolithen oder Meteorsteine, als schwere Blöcke bis zu mehreren Tausend Kilo Gewicht fallen diese Körper herab; so der allerdings vom Himmel, wie die Araber berichten, gefallene schwarze

Stein der Kaaba; so diejenigen, aus denen die Kalifen ihre vorzüglichen Himmelsschwerter schmiedeten und die Eskimo manches Messer; denn das mit Nickel legierte Eisen der Meteorsteine ist ganz vorzüglich.

Auch dieser Weltraumstaub ist wie unser Staub Zeichen und Produkt von Vergänglichkeit, von Verderben und Zerreiben, ein Rest vom Gewesenen; rührt vielleicht von gefrorenen Kometen her, oder es sind die kleinsten Trümmer eines eisernen Planeten, etwa des einst in Asteroiden zerschellten, oder Auswürfe der Vulkane der Venus oder des Merkur oder der Erde vor Jahrtausenden, als sie noch kräftiger waren; manchmal auch, wie die ungeheure Geschwindigkeit einzelner zu zeigen scheint, sind es Fremdlinge aus andern Welten, durch furchtbare Explosionen und Ausbrüche in fast unendliche Ferne geschleudert, dahin und dorthin, auch sie ein Teil vom Ganzen, auch sie nicht bedeutungslos im großen göttlichen Universum. Und jedes solcher Billionen Sand- und Staubkörnchen beschreibt haarscharf die ihm von den Kräften vorgeschriebene Kurve, und gerade so wie Sirius oder unsre Sonne können beide nicht um ein Millionstel Millimeter dem unerbittlichen Gesetz ausweichen.

Wir haben es gesehen, wie ein solches Staubkörnchen die Stadt Madrid in Aufregung versetzte, ein Haus zum Sturz brachte, viele mächtig erschütterte und mehrere Menschen wahnsinnig oder krank machte. Was würden erst größere oder gar einige Kilometer haltende, wie es deren sicher in allen Abstufungen bis zu den größten Asteroiden gibt, für Verheerungen anrichten? — Sonderbar ist die Legende der Tahitianer. „Einst fuhren 5 Monde daher, die mit ferner und schrecklicher Stimme magische Flüche sangen. Aber der große Gott Tararoa beschwor sie; da wurden sie von Schwindel ergriffen und stürzten mit Donnergeräusch in den Ocean, der sie brausend und siedend

aufnahm. Diese 5 Monde bildeten die Inseln Bora-Bora, Emeo, Huahine, Raiatea und Tutuhai." Ein solches Angeschossenwerden der Erde durch gewaltige Meteoriten von mehreren Kilometern Durchmesser ist immerhin denkbar und hätte ein Bersten der Erdrinde, eine Überflutung durch das innere Lavameer oder auch einen Weltbrand unsres Planeten zur Folge. — War es ein solcher Hagel aus Schwefelmeteoren, der auf Gottes Wort die fünf Städte vernichtete, die Erdrinde eindrückte und dafür das Tote Meer hinterließ? — Und ist es ein noch weit gewaltigeres Ereignis dieser Art, das Johannes in den Gesichten Gottes schaut, wann der Himmel seine Sterne fallen läßt, wie ein Feigenbaum, von starken Wind geschüttelt, seine unreifen Feigen abwirft (Offenb. 6, 13), und ein großer mit Feuer brennender Berg ins Meer stürzt, der ein Drittel der Meeresbewohner und der Schiffe verdirbt?

* * *

Sind schon die aus der Sonne entstandenen und um sie kreisenden Weltindividuen großartige und wunderbare Schöpfungen Gottes, so ist auf der Sonne, oder dem Stern „Phöbus," wie sie unter ihren Namensschwestern heißt, alles kolossal, überirdisch, übermenschlich; unsre arme Erdensprache ist zu schwach für diese Erscheinung der Kraft des Lebens! Großartig, ungeheuer, erschreckend, hat hier keinen Sinn mehr, so überragt alles unsre Vorstellungen. Diese Feuer- und Lichtwelt ist 1 Million 400 000 mal größer als unsre kleine Erde. Wäre diese Kugel hohl, so könnte die Erde im Mittelpunkt sich drehen, um

sie der Mond in seinem jetzigen Abstand einen Kreis von 240000 Stunden beschreiben, und immer noch bliebe eine 76000 Stunden dicke Schale übrig!! Ihre Anziehungskraft ist so groß, daß der stärkste Mann, dort hingelegt, weder stehen noch seine Hand vom Boden losmachen könnte, da sein Körper 2500 Kilo schwer wäre. — Doch weit größer noch zeigt sich diese Kraft der Sonne im Weltraum. Welche Gewalt eine Kanonenkugel von nur 100 Kilo besitzt, sieht man oft genug im Kriege, wenn sie plötzlich in ihrem Lauf gehemmt wird. Unsre Erde aber wiegt viele Tausend Millionen von Millionen Kilo, und dazu fliegt der Riesenball 75 mal schneller als unsre Kanonenkugel! Welche unbegreifliche Kraft gehört dazu, sie im vollen Flug aufzuhalten! — Das thut die Sonne jede Sekunde und zwingt sie, um ihre Beherrscherin im Kreis zu tanzen, so sehr diese Erde mit furchtbarem Schwung wütend zu entfliehen strebt. Man hat berechnet, daß wenn die Erde, auf der der Sonne zugekehrten Hälfte anstatt mit Gras mit Stahldraht bewachsen wäre, der bis an die Sonne reichte, das dadurch gebildete erddicke Kabel ungefähr stark genug wäre, die stets davonwollende Erde zu halten! — Und Hunderte von Planeten, darunter den 1400mal größeren Jupiter, bezwingt also in rasendem Flug unaufhörlich und mühelos die Sonne!

Gegen das Sonnenlicht erscheint die blendendweiße Magnesiumflamme schwarz wie Tinte. Die Sonnenglut, von Soret für das Innere zu 5 Millionen, von Waterston zu 7, von Secchi zu 10 Millionen, freilich von andern für ihre Oberfläche auf nur 75000 Grad berechnet, versengt auf 148 Millionen Kilometer Entfernung noch in der Sahara und in Indien die Erde und würde über 2000 Milliarden um sie im Weltraum gruppierte Erden ebenso erwärmen. Ist der Mond das Reich der ewigen Stille, der Kälte, der schwarzen Schatten, der Er-

ſtarrung und des Todes, ſo iſt die Sonne das viele Millionen mal größere des tobenden, freien, feurigen Lebens. Flüſſig, gasförmig iſt dieſe Welt, und ſeltſam klingt es für uns Bewohner einer feſten Kugel, daß verſchiedene Teile der Sonne ſich verſchieden ſchnell bewegen. Während ein Punkt am Äquator ſchon in 25 Tagen eine Umdrehung vollendet, braucht ein andrer an den Polen 46 Tage dazu (Prof. Duner). — Schon dieſe beſtändige Torſion muß in dieſem Feuermeer koloſſale Strömungen hervorrufen. — Auf dieſer Sonne, aus der man 1400000, alſo 500 mal mehr Erden, als wir mit bloßem Auge Sterne am Himmel ſehen, formen könnte, tritt uns eine Lebensmacht entgegen, mit deren Erſcheinungen verglichen, wie Tyndall bemerkt, die kühnſten Schöpfungen eines Dante oder Milton zu bloßen Traumgebilden werden. Nach allen Seiten hin, weit über die Entfernung des Mondes von der Erde hinaus, erſtreckt ſich ein größtenteils aus glühenden Metallen beſtehender Lichtocean, deſſen Oberfläche von wütenden Orkanen unaufhörlich gepeitſcht, ſich zu Wellen erhebt, höher denn unſre Alpen. Oft raſt noch heftiger der Orkan und häuft wirbelartig an einer Stelle den glühenden Stoff zu flammenartigen Maſſen von vielen Stunden Höhe zuſammen, zum Zeichen, daß auch dort in der Tiefe Sonnenkräfte toben. Bald brechen ſie auch hervor, und es ſchießen plötzlich koloſſale leuchtende Waſſerſtoffſäulen blitzſchnell bis zu 30 Millionen Meter Höhe empor, bald zahlreich und rieſigen goldenen Ähren täuſchend ähnlich, bald mehr vereinzelt, wie Türme, viele tauſend Stunden in den Weltraum durch die verſchiedenen übereinander geſchichteten Sonnenatmoſphären hinausragend und ſich dann oben dem feurigen Hauch der Sonnenwinde überlaſſend, die ſie, wie unſre Wolken phantaſtiſch zerriſſen, hin und her wehen. — Dieſe ungeheuren, oft im ſchönſten roſafarbigen Lichte funkelnden Ge-

bilde (Protuberanzen) erreichen manchmal in kaum 5 Minuten eine Höhe von 36 000 Kilometer, oder dreimal den Durchmesser unsrer Erde, besitzen also eine Schnelligkeit, neben der unsre Kanonenkugeln wie Schnecken dahin kriechen. — Doch nicht lange dauert der furchtbare Ausbruch; die hinausgeschleuderten Lichtmassen verlieren ihre Bewegung, werden von der mächtigen Sonnenanziehung ergriffen und bald stürzen wieder regenartig ganze Mississippi von Lichtstoff, die uns noch in 20 Millionen Meilen Entfernung wie Silberfäden sichtbar sind, auf die etwas ruhiger gewordene Oceansfläche nieder. Aber unter diesem Lichtregen entsteht ein zuerst langsam, dann mit immer größerer Schnelligkeit sich wirbelartig drehender und dann immer tiefer werdender Strudel. Die vorhin ausgeworfenen Massen werden von ihm eingesogen und verschwinden unter den Feuerwellen. Und unaufhörlich wiederholen sich derartige, oft innerhalb 1—2 Stunden sich abspielende Sonnenstürme.

Bleibender sind die Sonnenflecken, diese mitunter schon mit bloßem Auge wahrgenommenen, oft die Erde weit an Größe übertreffenden Öffnungen von ungeheurer Tiefe mit zerrissenen, wechselnden Rändern, von denen der Sonnenkenner Secchi sagt: „Die Flecken werden dadurch erzeugt, daß Massen von metallischen Dämpfen von innen nach außen hervorbrechen"; also von wahren Sonnenausbrüchen erzeugte Krater, oft so groß, daß die Erde wie ein Wachskügelchen darin zerschmelzen oder wie eine Kugel Tausende von Kilometer hoch von schrecklichen Wasserstoffexplosionen hinausgeschossen werden könnte. Immerwährend entstehen sie; doch nur unter den Tropen der Sonne, an ihren Polen niemals; gruppenweise oder einzeln, vergrößern und verteilen sie sich, dauern selten mehr als einen Sonnenumlauf; dann schlagen die Lichtfluten tobend über diese Öffnungen zusammen, durch welche wir in das Innere der Sonne schauen. $7^1/_2$ Jahre

lang nehmen sie an Zahl und Größe zu, 5 Jahre lang nehmen sie ab in nahezu 12jähriger Periode. Welche unbekannten, im Innern der Sonne verborgenen Kräfte und Gesetze verursachen und beherrschen diese ihre mächtigen Puls- und Herzschläge?

Sind diese Flecken die Schluchten und Abgründe der Sonnenoberfläche, so erheben sich dagegen, meist in ihrer Nähe, zu ungeheurer Höhe die Sonnenfackeln (faculae), die sich im Fernrohr von der so hellen Sonnenoberfläche noch heller abheben.

Welche Welt! Stelle dir, wenn du kannst, Glutströme breiter und tiefer als der Atlantische Ocean vor, sich überstürzende, das Himalayagebirge viel tausendmal überragende Feuerbogen, Kataraкte von Lichtstoff, die mit einem Getöse von zusammenbrechenden Welten in den glühendsten Farben, in tausendmal blendenderem Licht als jedes irdische, tosen, brausen, rauschen, Flammenwirbel, die unsern Mond einsaugten, immer wieder neu gähnende und sich wieder schließende Abgründe von hell glühender Materie, in denen Welten wie die Erde verschwänden! — Und darin spielen wohl und tauchen und schwimmen und schweben und fliegen wonnig mächtige Wesen, die Lichtfürsten dieser prächtigen Welt, dieses gewaltigen Mittelpunktes des Lebens, von wo aus sie mit unsterblichen Augen bis weit über die Grenzen des Sonnensystems hinaus die wie Kraftwellen sich fortpflanzenden Wirkungen der von ihnen hervorgerufenen und beherrschten Vorgänge verfolgen. — Oder sollten gerade die mächtigsten und für das gesamte Sonnensystem bedeutendsten stofflichen Vorgänge ohne geistige Aufsicht sich abspielen, die Entwicklung der furchtbarsten Kräfte ohne Leitung vor sich gehen? — Warum soll der Gott, der selber ein verzehrendes Feuer ist, dessen Engel bei Manoah in der Flamme des Opfers gen Himmel fuhr, der den Feuergebieter schuf,

welcher im heißen Ofen wie ein Sohn der Götter wandelte (Dan. 3, 25) und dessen Gegenwart die drei Männer vor der Feuersmacht schützte, nicht auf den Sonnen Wesen geschaffen haben, denen Sonnenglut Lebensodem, Licht und Flammen Wonne, deren Blicke Blitze und deren Stimme Donner, und sie als Gebieter dieses Lebenscentrums hingestellt haben? Sangen doch schon die alten Druiden: „Auf den Feueroceanen des Raums wohnen die Lichtgenien mit den großen weißen Flügeln!"

Aus diesem Centrum unsres kleinen Weltalls ergießen sich unaufhörlich Ströme von Anziehung und Licht, Wärme und Elektricität in den Weltraum. Das kleine Bißchen, das unser Erdchen von diesen Schätzen der Sonnenkraft abzufangen vermag, genügt zum Erzeugen des unermeßlichen, unaufhörlichen, die Luft und die Oceane ausfüllenden, die Kontinente mit Pflanzen und Tieren bedeckenden organischen Lebens. Versiegte nur 100 Stunden lang dieser Zufluß, so erlahmte alsbald das Leben in Pflanze und Tier und Mensch, und es stockte der Saft- und Blutumlauf in allem, was lebt; zuerst unter den Tropen, bald auch gegen die Pole hin; nach kurzen Wochen hörten der Kreislauf der Gewässer und die Winde auf; und erstarrt, tot und finster und unsichtbar flöge die Terra. nunmehr zwecklos im Raum. Tyndall hat darauf hingewiesen, daß jede Kraft oder Wärmeäußerung auf Erden, unsre vulkanischen Ausbrüche und Erdbeben, der Kreislauf aller Gewässer und Flüsse und ebenso alle Winde, Stürme und Orkane, unsre Nordlichter und magnetischen Strömungen, ebenso die durch Steinkohle erzeugte Dampfkraft, ja jede Bewegung eines Fisches in der Tiefe des Oceans, der Wasserfall im Niagara, der Flug der Kanonenkugel, die Pulsschläge unsres Herzens nichts sind als ein mathematisch berechenbarer Bruchteil der in Bewegung umgesetzten,

uns zugestrahlten Sonnenwärme. Diese gesamte uns von der Sonne immerwährend gespendete Lebenskraft der Erde beträgt für ein Jahr 217 316 000 000 000 Pferdekräfte. Und doch ist dies ein fast verschwindend kleiner Teil der Sonnenkraft; nur $\frac{1}{2150000000}$ derselben; denn sie könnte über 2000 Millionen Planeten ebensoviel Licht, Wärme und Kraft zustrahlen wie unsrer Erde!

So ist unser gesamtes organisches Leben nur eine sekundäre Form der Existenz, deren Wurzeln und Potenzen im Sonnenleben liegen, und mit Recht wurden schon alle Organismen der Erde als festgewordene Sonnenstrahlen bezeichnet. Kein Wunder, daß dieses herrliche Gestirn schon von den sternkundigen und tiefschauenden Chaldäern und ebenso von den Phöniziern und andern Völkern göttlich verehrt wurde. Unter allen Formen der Abgötterei ist die Anbetung der Sonne als des mächtigen „Baals" oder „Herrn" die am wenigsten unvernünftige; wenn auch schöner die Antwort des Brahminen, von dem ein König verlangte, er solle ihm Gott zeigen. „Schaue die Sonne an," rief er! „Ich kann nicht!" erwiderte der von der indischen Sonne geblendete Fürst. — „Wie! du kannst nicht den Diener ansehen, und du willst den Herrn schauen?"

Auch unsern Geist erleuchtet diese Sonne. Ohne sie wäre eine Beleuchtung der Erde, etwa durch eine leuchtende Nebelhülle, wohl denkbar; aber wie nebelig wären da unsre Vorstellungen geblieben, ohne Conzentration, ohne reine Gegensätze von Licht und Schatten, ohne auffaßbare Strahlen! Unsre ganze Naturanschauung, Physik und Malerei, ja unser Denken litte darunter.

Dieser majestätische König, Spender aller Wärme und alles Lebens im Sonnensystem, schwebt nicht unbeweglich am Himmel; dann müßte er, zuerst ganz unmerklich, die Anziehung des nächsten Fixsterns fühlen, und würde sich etwa um $^1/_{10}$

eines Millimeters täglich gegen ihn bewegen; nach Jahrhunderten hätte diese Bewegung schon bedeutend zugenommen; um einige Tausend Meilen täglich verkürzte sich schon der gegenseitige Abstand und endlich stürzten mit erschrecklicher Wucht, von rasendem Sehnen beflügelt, beide Sonnen aufeinander, um beim Zusammenstoß in einen blendend weißen, Billionen von Meilen in die Runde alles erhellenden Lichtnebel plötzlich aufzugehen. — Nein, diese Sonne, wie oben bewerkt, bewegt sich mit majestätischer Sicherheit und unfaßbar schnellem Flug durch das Himmelsheer hindurch, durchfliegt über 4 Millionen Kilometer täglich, den Sternen c und d des Herkules zu! — Was treibt sie hin? — Was zieht sie her? — Wir wissen's nicht! — Aber wir sehen, wie hinter uns die andern Sonnen sich wie die Wellen im Kielwasser des Schiffs wieder nähern, vor uns dagegen, wie die Bäume des Waldes beim Näherkommen auseinander gehen, und wir erkennen daraus, nach welcher Richtung die Fahrt geht. — Wie ein im Stillen Ocean vom Passatwind und Äquatorialstrom sanft, unmerklich und doch schnell weiter getriebenes Schiff, segelt diese unsre Sonne und wir mit ihr durch die Oceane des Raums; wir kommen von den Himmelsgebieten, wo die Riesensonne Sirius herrscht und strahlt; wir segeln dorthin, wo 5000 Sonnen dichtgedrängt die Sternenwelt des Herkules bilden; sollten bei günstigem Wind in 5—600 Millionen Jahren an jenen Gestaden landen! — Niemals aber werden wir die grund- und uferlosen Meere wieder befahren, durch die wir jetzt schiffen.

* * *

So sind die Fixsterne nicht bloß leuchtende Mittelpunkte der Anziehung, sondern kolossale Herde einer alle unsre Begriffe übersteigenden Lebensthätigkeit, von wo aus sämtliche Kräfte sich wellenförmig in den Weltraum hinaus fortpflanzen und dort, sich an Planeten und Monden brechend, die mannigfaltigsten chemischen, physikalischen und organischen Erscheinungen bewirken. Wären diese Sterne nur dazu da, damit wir uns am Anblick dieser Lichtlein erfreuen, wie mancher Christ immer noch gutmütig meint, so hätte Gott auf viel einfacherem, billigerem und effektvollerem Wege dasselbe erzielt, wenn Er die Erde in ein mit allerlei schönen, dazu farbigen Mondlein geschmücktes Gewölbe eingeschlossen hätte. Daß Er dazu Welten geschaffen, von denen viele millionenmal größer sind als die Erde, und sie dann so weit weggerückt, daß sie uns nur noch als schwache Pünktlein erscheinen, ja von denen viele der Menschheit stets unsichtbar bleiben werden, wäre zum mindesten unpraktisch.

So schweben, fliegen in furchtbarer Majestät, hoch über das kleine Leben der Planeten erhaben, unzählige Sonnen am Himmel dahin, diese Adler des Weltraums, in dem die wirbelnden Erden nur Mückenschwärmlein bilden, diese Könige und Fürsten, Throne und Gewaltigen, von deren Lebenswärme Millionen von unselbständigen, selbst kein Licht in sich habenden Weltkörpern und Körperchen leben, flüchtige Kometen, halbflüssige Planeten, erstarrte Monde, die von unsichtbarer und doch allmächtiger Kraft angezogen, diesen ihren Herren und Gebietern widerstandslos folgen, sie im ewigen Reigen umtanzend! — Und immer zahlreichere Sonnen entdecken wir am Himmelszelt. In den Pleiaden sahen wir bisher mit den besten Fernrohren nur 671 Sterne; die photographische Auf-

nahme zeigt deren 1421, also doppelt so viel, darunter 750 die kein menschliches Auge je gesehen hat, noch wohl je sehen wird. Und die allgemeine, aus ungefähr 22000 Blättern bestehende Sternkarte, an deren Verfertigung jetzt 18 Sternwarten verschiedener Länder mitarbeiten, soll dreißig Millionen Sonnen und Sönnchen enthalten, deren Konstellation genau festgestellt ist! jedes noch so kleine derselben immer noch einige zehntausendmal größer als die kleine Erde, auf der wir mühevoll und langsam uns bewegen, schwitzen, weinen und sterben.

Verschieden sind alle diese starken Individualitäten! Hier gibts keine Schablone. Jeder Stern hat, innerhalb der Haupttypen, sein eignes Spektrum und Lichtbild; jeder ist an Größe, Glanz und Geschwindigkeit verschieden. Stolz und einsam ziehen die größten, Aldebaran, Vega, Sirius, Arktur, Capella, Regulus u. a. ihren Weg durch die Sonnenscharen; wohin? weiß der Mensch nicht. Wohl besteht der Polarstern aus zwei Sonnen, kaum einige hunderttausendmal größer als unsre Erde, aber schon die weißblaue Vega leuchtet fünfundvierzigmal heller als unsre gelbliche Sonne, und die herrliche Capella ergießt in den Weltraum an einem einzigen Tage soviel Lichtströme wie unsre Sonne in einem ganzen Jahr! — Man denke sich 360 Sonnen zusammen am Himmelszelt! — Und noch herrlicher und größer ist der Riese Sirius, der hellste Stern am Himmel, schon von Aristarch von Samos eine Sonne genannt. Früher blutrot, hat er seit 1800 Jahren, eine Sekunde nur am Himmel, unbegreiflich an Kraft und Licht zugenommen, leuchtet jetzt blendend weiß, 5000mal heller als unsre Sonne! Und er wächst immer noch, durch die Abgründe des Raumes stürzend, sich über 2800000 Kilometer täglich von uns entfernend, und dabei kolossale Planeten oder Trabanten, die

unsre Erde millionenfach an Größe übertreffen, mit unbegreiflicher Kraft zwingend, in 3000 Millionen Kilometer Entfernung um ihn zu kreisen und ihn in seinem Weltflug zu begleiten; ein Fürst am Himmel, dessen Licht uns in Trillionen Meilen Entfernung im Fernrohr noch blendet, dessen Wärme hier noch meßbar, dessen Gebiet unzählige Quadratbillionen Meilen mit allen den unbekannten Weltkörpern, die sich darin finden mögen, umfaßt!

Und doch noch gewaltiger leuchtet 62 Trillionen Stunden weit der an 7 Millionen Kilometer in einem Tag durchfliegende, ungeheure, rote Arktur, unsre Sonne, nach Elkin, 550000mal an Masse übertreffend! Also ganze Weltalle von zehntausenden von Sonnen, wie die unsre, würde dieser Sonnenbeherrscher im Vorbeigehen leichthin an sich reißen und zwingen, widerstandslos ihm zu folgen. — Und noch herrlicher muß der in buchstäblich unermeßlicher Ferne immer noch als Stern erster Größe leuchtende Regulus sein. In solcher Entfernung wäre unsre Sonne gänzlich unsichtbar. — Hier erlahmt die menschliche Vorstellungskraft!

Wo wir uns am Himmel umsehen, tritt immer neues, ungeahntes Sonnenleben, unendliche Kraft, unbegreifliche Feuermacht, überirdische Größe uns entgegen. So glaubt Lockyer auf Grund seiner spektroskopischen Beobachtungen, daß die schöne, blutrote Sonne Mira Ceti und auch die übrigen roten Sonnen dieser Gruppe nicht einzelne Körper seien, sondern dichtgedrängte Schwärme von roten Sönnchen! Warum nicht! Leuchtet doch oft am Himmel ein Haufen von vielen hundert Sonnen als ein einziger Stern, so w Centauri, 39 Cygni und viele andre! Dabei variiert jene prächtige, rote Sonne in 331 Tagen um $7^1/_2$ Größen, ist vierzehn Tage lang zweiter Größe, dann fünf Monate lang unsichtbar für das bloße

Auge! — Ist Mira nur so groß wie unsre Sonne, so kann sie doch aus 1400 roten Sonnen bestehen und immer noch wäre jede dieser Sonnen so groß wie 1000 Erden! Und diese Sonnen alle würden alle fünf Monate um das 3000fache aufglühen! — Warum nicht? Thut es manche Sonne, warum nicht auch eine durch ungeheure magnetische oder andre uns unbekannte Kräfte verbundene Schar solcher Sonnen? — Wir würden sicherlich, könnten wir sie uns näher ansehen, Tausende und Abertausende von nie geahnten Formen der Existenz am Himmel entdecken. — Andre Sonnen, manchmal kleiner als die unsrige, aber immer noch weit über menschliche Begriffe von Größe erhaben, segeln her, dahin, davon; sind je zu zwei, andre zu drei, vier, noch andre zu Dutzenden und Hunderten, zu Tausenden und Zehntausenden, wie in den Plejaden oder in den Sternhaufen im Perseus und Centaur, vereinigt; bilden Sonnenpaare, Familien, Staaten, Weltalle, wobei öfters eine riesige weiße oder rote, wie der Hirte, an der Spitze oder in der Mitte der Sonnenherde eilt. Und andre sind purpurrot und saphirblau, smaragdgrün und goldgelb und blendendweiß; und von diesen Edelsteinen des Himmels besteht oft der eine wieder aus einer gelben und violetten, oder einer orangeroten und smaragdgrünen Sonne, zu einem schönen Ehepaar vereinigt. Von diesen Lichtjuwelen fluten unaufhörlich in den Weltraum purpurne und goldene und azurblaue Lichtwellen hinaus, darin auch farbige Monde und Erden baden; Schöpfungen ohne Finsternis, die in langen Tagen morgens etwa in grünes Licht getaucht, mittags in weißem funkeln, um langsam scharlachrot zu erglühen und in milder, purpurner oder tiefblauer Dämmerung auszuruhen. — Aber auch ihre Farben ändern diese Sonnen. So wird α im großen Bären alle 35 Tage feuerrot und dann wieder weiß! — Einige solcher Sonnen fliegen verhältnismäßig

langsam und ehrfurchtsvoll in vielen Jahrtausenden um ihre entfernten Gebieter, so eine in 23000 Jahren, rascher schon andre; aber auch eng umschlungen, im heißen Atem ihrer Hauptsonne erglühend, wirbeln solche Feuerwelten in einem Jahr von nur wenigen Stunden, in rasendem Flug, in verzehrendem Leben, um einander herum. Wir wissen jetzt, daß Algol, dieser Stern zweiter Größe im Kopf der Meduſa, aus zwei gewaltigen Sonnen besteht, von denen eine weniger leuchtend, doch schon bedeutend größer ist als unsre Sonne und sich in einem Abstand von nur 700000 Meilen um eine über zweimal größere in 64 Stunden dreht! Welche Maße, welche Schnelligkeit! Diesem Satelliten, der in 2 Tagen 16 Stunden sein Jahr vollendet, erscheint seine Sonne, die ihm dreißigmal näher steht als uns die unsrige, so groß, daß sie über die Hälfte des Himmels einnimmt! — Von derartigen, engverbundenen Zwillingen kennen wir schon ein Dutzend. So dreht sich Spica (α der Jungfrau) in 4 Tagen 19 Minuten um ihren unsichtbaren Begleiter, beide zusammen so schwer wie 770000 Erden! Und noch schnellere Umdrehungen kommen vor. So soll U. Ophiuchi in 20 Stunden, der Stern ζ Anthiae aber, von Chandler in Washington u. a. beobachtet, gar in nur 7 Stunden 47 Minuten sich um seinen Begleiter drehen! Hier haben die irdischen Worte: schnelle Bewegung, Geschwindigkeit, eilen, fliegen, keinen Sinn mehr! Aus dieser ganz unfaßlich schnellen Umdrehung schließt die mathematische Berechnung, entweder daß diese zwei Sonnen so schwer sind wie Gold, — vielleicht aus flüssigem Gold bestehen? —, oder daß sie sich berühren, wie Hanteln aneinander angewachsen! Also Wunder über Wunder! — Der 1892 neu erschienene Stern im Fuhrmann aber zeigt die 2 Spektra von 2, mit einer Geschwindigkeit von 125 000 Meter in einer Sekunde voneinander

sich entfernenden Weltkörpern, wovon der eine die gewöhnlichen Linien der Fixsterne, der andre die des brennenden Wasserstoffs zeigt. Also ein Zusammenstoß oder Aneinanderstreifen von zwei Welten, wobei die dunklere, vielleicht eine schon erloschene Sonne oder ein riesiger, bewohnter Planet, in Brand geriet, und nun in Flammen gehüllt durch den Raum rast!

Und wieder andre Sonnen sehen wir am Himmelszelt, in weite, viele hundert Millionen von Meilen hohe Atmosphären eingehüllt, ein Revier, ein Luftkreis, wo vielleicht mächtige Wesen mit unermeßlichen Schwingen Millionen von Meilen in einer Zeit, die uns Jahrhunderte dünkte, auf- und abschweben, ihre Sonne umfliegend, den Schöpfer und Herrn der Sonne preisend, Kraft aus seiner Kraft, Licht von seinem Licht schöpfend, in seiner Macht laut auffjauchzend, sein Lob einander mit welterschütterndem Donner zurufend, mit Kräften spielend, die unser Erdchen im Nu vernichteten!

Anders noch sind die planetarischen Nebel, leuchtende, runde Scheiben von ungeheurer Größe, die in gleichmäßigem, stetem Licht erglänzen; so der mit H IV. I. bezeichnete Lichtglobus, von dem Flammarion nach seinem scheinbaren Durchmesser berechnet, daß er mindestens 338 Quadrillionen, 896 Trillionen 800000 Millionen mal größer ist als die Erde! (Les étoiles, S. 437.) Ein fast unendliches Meer von mildem weißbläulichem Licht! Und was sonst noch? Etwa ein Weltall ewigen Friedens ohne Nacht, noch Änderung, noch Kampf?

Ein andres Bild bieten uns die veränderlichen Sterne. Unaufhörlich, in kurzen oder in langen Perioden, in wenigen Tagen oder in Jahrtausenden, atmen sie ein und aus; bald lodern sie auf, und das Feuer facht sich von selber an zu tausendfacher Glut, bald lassen die Flammen nach; es erlahmt

die geheimnisvolle Kraft, und der Stern erblaßt langsam oft bis zum kaum noch sichtbaren Punkt, um daraufhin wieder allmählich stärker zu leuchten. So variiert x Cygni gar um 9 Größen — gibt also im Maximum seiner Helligkeit 4600mal mehr Licht als im Minimum. Welcher Wechsel des Lichts und sicherlich auch der Wärme für die diese Sonne umgebenden Welten! Je genauer wir die Sterne beobachten, desto mehr veränderliche finden wir; ja es ist möglich, daß die meisten Sonnen am Himmel eine regelmäßig ab- und zunehmende Menge von Licht und Wärme ausstrahlen. — Ist die Eiszeit, die einen großen Teil Europas und auch der andern Weltteile mit Gletschern bedeckte, nicht einer Veränderlichkeit unsrer Sonne zuzuschreiben? — Aber woher solche Veränderungen? Wer schreibt solches Gesetz diesen selbständigen Lichtfürsten vor, und warum schlägt ihr Herz bald so stark, bald schwächer? Ist dieses unbegreifliche Ab- und Zunehmen der Kraft auf Sonnen und Weltallen schon der Pulsschlag der Gottheit?

Andre Sonnen leuchten trübrot; große undurchsichtige Flecken bilden sich langsam auf ihrer Oberfläche und drohen sie in todbringender Zusammenziehung zu überkrusten. Aber immer wieder, bei manchen schon nach Erdenwochen, bei andern nach Jahren und Jahrhunderten regen sich die inneren Kräfte; es tobt der gefangene Feuerriese, welcher fühlt, wie die Schlacken immer enger sich um ihn legen; da brechen mit furchtbarer Wut rote Flammen Millionen von Meilen hoch aus, in tausendfachem Licht erglüht die zürnende Sonne, und es erzittern die umgebenden versengten Welten, bis der Zorn vorbei und der erschöpfte Koloß sich einstweilen beruhigt, um bald wieder vergeblich gegen die wachsende Erstarrung verzweifelnd sich zu wehren. Es ist, als ob hier finstere Dämonen geschäftig immer stärkere Fesseln des harten Stoffs und der Nacht um

einen gefallenen Lucifer legten, bis er ganz in Bande der Finsternis geschlagen, nur noch im heißen Herzen Jahrtausende hindurch heimlich grollend fortglüht. Und endlich hört auch dieses Herz zu schlagen auf. „Ohne Zweifel," sagt Flammarion, gibt es im Weltraum viele erloschene Sonnen, riesigen, schwarzen Kanonenkugeln gleich, um die eben solche finstere Massen sich immer noch drehen, kalt, erstorben, unsichtbar!"

Aber andre Sonnen erheben sich siegreich zu immer schönerem Leben. Den Windeln der Weltnebel, durch die sie kaum sichtbar schimmerten, entschlüpft, nehmen sie rasch an Kraft und Licht zu, strahlen hell und warm weithin im Raum, und auf ihren Planeten entsteht reiches Leben; und die Morgensterne jauchzen und die Söhne Gottes loben Gott ob dieser neuen Schöpfung. (Hiob 38, 8.) Und wer dieses Sonnenleben im Geist schaut, wird von Sehnen ergriffen, und ihn dünkt die Erde mit ihren kleinen, wenn auch noch so hübschen Pflänzchen und Tierchen und mit ihren stofflich auch kleinen, geistig unfreien Menschen gar klein und gering und das Erdenleben langsam, träge und matt, kraft- und leblos; und er sehnt sich nach einem Leben, worin er nicht mehr Sklave, sondern Herr des Stoffes in und um ihn sei, und nicht mehr stets des äußeren Lichts bedürftig, sondern selbstleuchtend wie die Sonne und selbst Mittelpunkt und Erzeuger von weltbewegenden und befruchtenden Kräften; ein Abbild Jehovas.

* * *

Nach welchem Plan, nach welchem Grundgedanken, in welcher Ordnung bewegen sich diese Millionen von so verschiedenen Sonnen? — Auf diese Frage fehlt bisher jede Antwort. — Während im Sonnensystem sämtliche Planeten in größter Ordnung in nahezu derselben Ebene, in gleichen Kurven, in Abständen, die ein Gesetz der Regelmäßigkeit durchblicken lassen, alle nach derselben Richtung sich bewegen, ist am Sternhimmel von Einheitlichkeit nichts zu merken. Diese Sonnen fliegen, eilen, die einen schnell, die andern langsamer, dahin und dorthin in allen möglichen Richtungen; die einen entfernen sich von uns, die andern stürzen auf uns zu, einige scheinen in gerader Linie sich zu bewegen, andre in Kurven, ein wahres Chaos und Wirbel von abgeschossenen Pfeilen. Dabei segeln große Sonnen mitunter langsam dahin, kleine Sonnen manchmal schnell. Als der schnellste war der sich in gerader Linie bewegende kleine Stern Nr. 1830 Groombridge bisher bekannt, der sieben Millionen Stunden täglich zurücklegt! Aber durch die Photographie haben wir nun Kunde von einem noch kleineren, (8.—9. Größe) am südlichen Himmel, der noch viel schneller durch die Sonnen hindurch fliegt. Diese Sterne scheinen, aus einem andern Universum kommend, das unsrige auf ihrem Weg nach unbekannten Unendlichkeiten nur zu durcheilen!

Und doch sehen wir in der Milchstraße Millionen von Lichtwelten sich ablagern, und unser Sternweltall scheint eine abgeplattete Linse zu bilden, von der ein Ring, eben diese Milchstraße, zur Hälfte sich losgerissen hat.

Und in den entferntesten Tiefen des Weltraums, mitten durch die Sonnenscharen unsrer Sternenwelt, sehen wir kleine, kaum noch sichtbare Wölkchen und Nebelfleckchen; es sind andre

Sternenstaaten, die nicht unserm Weltall angehören. Dort werden, wie im Nebelfleck der Jagdhunde, seit Äonen Tausende von Sonnen von unerklärlichen, furchtbaren Kräften wie Staubwolken nach allen Richtungen um ein geheimnisvolles Centrum geschleudert, wie Funken von einem Feuerrad hinausgesprüht! — Was mag Gott dort für große, unbekannte Schöpfungsworte gesprochen haben?

Diese Hülle und Fülle von Welten umfaßt alle der Weltraum, Gottesraum. Von diesem haben wir oft den Begriff, er sei eine Leere, nur dazu geschaffen, damit die Dinge und die Weltkörper darin Platz hätten. Er ist aber vielmehr die allgebärende Mutter des Alls. Trefflich nennt ihn der Seher: „Den Raum deiner Kraft!“ Gottes Kraft! Denn daß dieser Raum in der That unzertrennlich ist von Kraft und von Kräften, sagt uns unsre ganze Naturerkenntnis. — Einen leeren, also toten Raum gibt es nicht; das wäre ein Etwas, in dem kein Gott. — Er ist vielmehr ein Ocean von Äther, ein Meer von unbegreiflichen, prächtigen und furchtbaren Kräften, deren eine das Licht, aus welchen Kräften sich die wie Fische in ihm schwimmenden Weltkörper nähren, ohne deren Fluten sie einander unbekannt, unsichtbar, voneinander nicht mehr angezogen, nur noch ein Chaos von unbeschreiblichen, gesetzlosen, sinnlosen Dingen wären. Nur ein Kubikmeter wahre, absolute Leere in diesem Weltraum, an der sich diese Fluten brächen und niederprallten, und die Harmonie des Ganzen wäre dahin. Das wäre ein Stück Nichts in Gottes Leiblichkeit, ein Stück Zufall in seinem Thun, in seiner moralischen Weltordnung!

Was sind aber diese, alles was da ist durchflutenden, durchdringenden, verbindenden und lebendigmachenden Kräfte? — Sie sind die sieben Geister Gottes, die Johannes als sieben Feuerflammen vor dem Thron brennen sah. Verschieden sind

sie, sonst wären sie nicht sieben. Aus ihrem freudenreichen Auf- und Uberwallen, aus ihrem ewigen, göttlichen Spiel entsteht die Welt der unendlichen Erscheinungen. Weil stets in diesem Spiel die eine oder die andre noch höher wallt, wie die rauschenden Wasser eines mächtigen Geysers, und in Wonne und Macht höher sprudelt, deshalb ist es in Gottes Schöpfung nicht an einem Ort wie am andern. Deshalb sieht der Sternkundige am Himmelszelt unermeßliche Räume, da fast nur Nebelflecken, zahlreich wie die Schafe einer Herde, durch die Ewigkeiten wandeln, andre aber an doppel- und dreifachen Sternen überreich; in andern verändern stets die Sonnen ihr Licht, noch in andern fliegen einsam und voneinander entfernt große Sonnen. Und alle diese Kräfte spielen ineinander über, zeitlich und räumlich; alle diese Welten sind und leben und weben in demselben Gott.

Bis wohin erstreckt sich dieser krafterfüllte, geschöpfliche Raum? Ist er unendlich wie Gott? Wer könnte es fassen? Ist er endlich, was fängt dort an, wo er, wo der Raum aufhört? Wie groß ist die uns sichtbare Schöpfung? Was ist jenseits dieses Universums, dieses sich vielleicht in vielen hundert Millionen oder Billionen von Jahren um seinen uns unbekannten Mittelpunkt drehenden Alls und Eins? Ist es von Mauern und Wällen der Nacht umzäunt, von einer äußersten Finsternis, durchwühlt nicht mehr von Kräften des Lebens, sondern des Todes, nicht Gottes sondern Satans, eine andre Welt, die von Gott sich abgewendet hat? — Das sind Fragen, die der Mensch wie viele andre, das Unendliche betreffende, wohl aufstellen, aber hienieden nicht beantworten kann.

* * *

Von jeher hat auch die Frage die Menschen bewegt, ob diese Lichtwelten am Himmelszelt zu uns in irgend einem Verhältnis stehen, ob sie kalt und gleichgültig für unser Dasein, unser Elend und unser Glück dahin fahren, oder ob ein dem Erdgeborenen noch verborgenes, höheren Wesen und Geschöpfen Gottes aber klares und lichtes Band der Wirkung und Rück- und Gegenwirkung alles Geschaffene umschlingt, und so von diesen Welten nicht bloß Licht- und Wärmewellen, sondern auch Fluten von noch unerkannten Lebenskräften und geistigen Effluvien uns zufließen.

Unsre jetzige Naturerkenntnis bejaht entschieden eher als nicht diese Frage. Schon daran denken wir zu wenig, daß wir und alle irdischen Organismen von den Einflüssen und Kräften der Himmelskörper leben, welche die atmosphärischen Einflüsse bewirken. Ohne Sonne kein Wind, kein Kreislauf der Gewässer, kein Regen noch Sonnenschein, noch Licht. Die von ihr nicht befruchtete Erde wäre tot, könnte nicht gebären. Was für Einflüsse der so nahe Mond auf Organismen und Wachstum ausübt, wissen wir nicht; wissen überhaupt vom Wachsen so wenig, daß wir nicht verstehen, warum die Pflanze der Sonne, die Wurzel aber der Tiefe zustrebt. Ist aber die Fieberglut in unsern Adern, die Kraft in unsern Muskeln, Nerven und Hirn, wie Tyndall schön nachgewiesen hat, nur umgesetzte Sonnenwärme, und verdanken wir, wie höchst wahrscheinlich, die Elektrizität der Sonnenbestrahlung, so leben wir ja vom Astralleben unsres Hauptgestirns. Daß auch der Mond, wie an Ebbe und Flut und anderm zu sehen, uns affiziert, ist sicher; daß Venus und Mars und Jupiter es, wenn auch in weit kleinerem Maße, thun, und z. B. die Erde in ihrer Bahn beeinflussen, ist astronomisch nachgewiesen. Nach

E. Legst (Petersb. Observat.) wird der periodische Gang der Magnetnadel und auch die mittlere westliche Deklination durch die Annäherung aller Planeten vergrößert, mit Ausnahme von Merkur. — Warum nicht durch diesen allerschwersten? — So rückt die so interessante Erfindung des Telegraphierens ohne Draht einem den Gedanken nahe, daß die Nordlichter, diese prächtigen, elektrischen Effluvien der Erde, eine beständige telegraphische Verbindung der Terra zunächst mit ihren Geschwistern Venus und Mars bedeuten. Daß endlich ferne Sonnen wie Sirius und Vega nicht gänzlich außer Beziehung und Rapport mit uns stehen, sieht man daran, daß sie uns nicht nur Lichtstrahlen senden, die uns ihre chemischen Bestandteile, ihre physikalische Beschaffenheit und ihre Bewegungen erzählen, sondern auch meßbare Elektrizitäts- und Wärmemengen. Daß eine konsequente an Gott glaubende Weltanschauung eine Solidarität aller Weltkörper verlangt, ist einleuchtend. Wenn die Vorgänge auf Sirius nicht mit dem Tautropfen und dem Sandkorn auf Erden in intimen, wenn auch uns gänzlich unbekannten und unwahrnehmbaren Beziehungen stehen, dann hat nicht derselbe Gott sie geschaffen. Treffen doch alle Strahlen eines Kreises im Mittelpunkte zusammen!

„Alle Naturerscheinungen auf unsrer Erde werden von allen Himmelskörpern als celeste Einwirkung verursacht. — Unser Sonnensystem befindet sich keineswegs außer Zusammenhang mit den Millionen der übrigen Welten, sondern gleichsam mitten inne, in voller Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit, und wird von allen weiteren Sonnen durch herüberwirkende Strahlung aus der Ferne beeinflußt nach dem Gravitationsgesetz." (5 Thesen. Die Natur, Okt. 1878.)

In diesem Sinne schrieb Goethe an Schiller, als dieser ihn frug, ob er es wagen dürfte, in seinem Wallenstein die

Aſtrologie ernſt zu nehmen: „Der aſtrologiſche Aberglaube ruht auf dem dunklen Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung ſpricht, daß die nächſten Geſtirne einen entſchiedenen Einfluß auf die Witterung, Vegetation u. ſ. w. haben; man darf nur ſtufenweiſe immer aufwärts ſteigen, und es läßt ſich nicht ſagen, wo dieſe Wirkung aufhört. . . . Der Menſch darf nur ſtufenweiſe immer etwas weiter ſchreiten und dieſe Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Dieſen und ähnlichen Wahn (Glauben) möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen.“ Und auf das hin räumte Schiller der Aſtrologie in Wallenſtein die bekannte Rolle ein. — Übrigens lebt die Aſtrologie, wie die Chiromantie und andre von der Aufklärung angeblich überwundene Standpunkte, wieder auf, und viele, mitunter ernſte Männer, in England und Frankreich ſtudieren ſie mit Eifer.

Daß dieſe Aus- und Einflüſſe der Welten und ihre gegenſeitigen Wirkungen auch geiſtige ſind, kann nur der Materialiſt leugnen. Es gibt keinen Stoff ohne Kraft und keine Kraft ohne Geiſt. Auch das zeigt uns die Sonne; die Tropenwelt iſt eine andre als die Polarwelt.

Die Bibel aber malt in der maßvollen und knappen Weiſe, womit ſie über das, was nicht zur Erlangung der ewigen Seligkeit gehört, zu ſprechen pflegt, nur mit ſcheinbar flüchtigen und doch treffenden Pinſelſtrichen eine ſolche Einheit, eine ſolche Solidarität aller Welten. Auch die Weltkörper ſpielen eine Rolle in ihrer Weltanſchauung; ſie läßt ſich nicht auf ihre Bedeutung an ſich und für ſich ein; wohl aber erwähnt ſie in nicht mißzuverſtehender Weiſe ein Mitthun dieſer himmliſchen Körper bei den nach göttlichem Weltallsplan ſich entwickelnden irdiſchen Ereigniſſen. „Zu Zeichen“ für uns, nicht bloß zur Beleuchtung, ſind Sonne, Mond und Sterne da; (ſ. Gen. 1, 14). Tritt Chriſtus in die Welt, ſo meldet

ihn der Stern, und die Weisen verstehen diese Sprache der Gestirne. Beim Tod Christi verfinsterte sich die Sonne. Wie sie am Tage des Gerichts rot wird wie Blut und die Menschen mit ihrer versengenden Hitze strafen wird, so soll sie an dem Tage, da der Herr die Wunde der Tochter Zions verbinden wird, siebenmal heller werden (Jes. 30, 26). Einen noch direkteren Einfluß der Gestirne deutet die Stelle an: „Vom Himmel ward wider sie gestritten; die Sterne in ihren Bahnen stritten wider Sissera!“ (Richter 5, 20); und: „Kennst du die Gesetze des Himmels, oder bestimmst du seine Herrschaft über die Erde?“ (Hiob 38, 33); und ebenso: Hiob 38, 31, was auch mit „Wonne des Siebengestirns“ und „Kräfte des Orions“ von Kennern des Hebräischen übersetzt wird. Endlich spricht Christus für die letzte Zeit von großen Zeichen an Sonne, Mond und Sternen und davon, daß die Kräfte des Himmels sich bewegen werden; und ebenso die Offenbarung.

So ist es ein schöner und großer Gedanke — und das Schöne und Große ist göttlich, und weil göttlich, wahr, wenn wir es auch nicht richtig ausdrücken — daß nicht nur aus weiter und weitester Ferne solche Kräfte und Einflüsse uns zuströmen, sondern daß auch wir, mit unserm Leben und Kämpfen und Wirken, mit den einzelnen Kräften unsrer Seele und unsres Thuns im Guten und im Bösen, auch Wellen, Fluten im Weltäther, geistige Beiträge zum Glück und Unglück andrer Welten uns unbewußt bewirken.

Soviel aber wissen wir gewiß, daß in dem Ätherocean, in dem diese Welten und auch wir schwimmen, Lichtbilder unaufhörlich von ihnen und von uns entstehen, die nie vergehen. „Im Äther,“ lehrten die ägyptischen Priester, „sind die Archive der Götter.“ Wundervolle, durch die moderne Wissenschaft bestätigte Intuition!

Jeder beleuchtete Körper, von den leuchtenden brauchen wir es nicht zu sagen, strahlt im Äther sein Bild zurück, das lehrt uns die Photographie, und sie lehrt auch, daß im finsterſten Keller noch genug Lichtſtrahlen dazu vorhanden ſind. Weil dieſe Bilder ſich in unſerm Auge abſpiegeln, ſehen wir die Gegenſtände; nicht unſer Blick geht hin, oder unſer Auge verfertigt ſich aus Lichtſtrahlen ein Bild; ſondern Lichtbilder fluten uns zu und ſie, nicht die Körper ſind es, die wir ſehen. Aber auch ſelbſt der Blitz, auch eine Ätherwelle, braucht Zeit, um aus der Höhe die Erde zu erreichen, und wäre es nur $\frac{1}{100000}$ einer Sekunde. So ſehen wir die Sonne aufgehen erſt acht Minuten ſpäter, nachdem ſie wirklich aufgegangen, weil ihr Lichtbild erſt nach acht Minuten in unſer Auge gelangt; vom Planeten Neptun brauchen dieſe unaufhörlichen Lichttelegramme circa 2 Stunden, vom nächſten Fixſtern $3^1/_2$ Jahre, vom Polarſtern 33, von der ſchönen Sonne Alcyone in der Gluckhenne an 500 Jahre; das nennt man „Lichtzeit“. Daraus folgt ſchon fürs erſte, daß in dieſem Buch des Lichts alles, auch das Kleinſte aus der Weltgeſchichte und aus deinem und meinem Leben, abconterfeit, photographiert ſteht und ſich unaufhörlich mit Blitzesſchnelle im unendlichen Raum verbreitet. — Aber nicht genug der Wunder! — Auch ein Telegramm gibt mir nicht Nachricht vom Gegenwärtigen, und heißt es von einem kranken Freund: „Liegt im Sterben!“ ſo kann er doch, wenn ich das leſe, ſchon tot ſein. Ebenſo mit dieſen Lichttelegrammen aus allen Teilen des Weltalls! So könnte der Polarſtern vor 30 Jahren erloſchen ſein; ſein Lichtbild oder die Lichtbilder von ihm, die noch unterwegs ſind, würden doch erſt in drei Jahren anzukommen aufhören, wie die täglichen Briefe eines Mannes an ſeine Frau aus Auſtralien noch ſechs Wochen lang nach ſeinem plötzlichen Tode täglich einträfen. Wir ſehen alſo am Himmel

nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit; so bei entfernten Sternnebeln ihre Form vor Jahrtausenden. — Wie sehen sie jetzt aus? Das werden zukünftige Erdbewohner erst in zehn- und hunderttausend Jahren (?) erfahren, und selbst der Blitz konnte es uns aus solcher Ferne nicht schneller melden.

Aber auch das umgekehrte Bild ist und bleibt ebenso unanfechtbar wahr. Sehen wir von der Erde aus die Vergangenheit der Sterne, so sieht man von den Sternen aus die Vergangenheit der Erde. Die Photographien der Terra und ihrer Bewohner aus dem Jahre 1870 sind schon auf der Sonne 4 Centauri angekommen und fliegen jetzt zwischen dieser Sonne und dem Polarstern, wo sie erst in sieben Jahren ankommen werden, eine untrüglich illustrierte Zeitschrift für wahrhaft Gebildete. Auf andern Welten mögen andre Wesen am Erdbild Luthers Auftreten mit Begeisterung verfolgen; von manchem Stern der Milchstraße sieht man, wenn überhaupt, die Menschheit in der Sintflut untergehen und Noah auf dem Ararat aussteigeu. Von andern endlich Adam im Paradies und von noch entfernteren die Erde in Finsternis wie in Windeln eingehüllt (Hiob 38, 9). — Und was sieht man von uns auf den nach Herschel 30 Millionen Lichtjahre entfernten Sternnebeln? — Nichts! — Das Weltall existierte damals ohne uns, und auch die Engel und die Teufel! „Am Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde." Aber wer weiß, wie viele Äonen möglicherweise zwischen dem Erschaffen der Himmel und dem der Erde verflossen sind?

Höhere Wesen, wie es deren sicherlich wenigstens auf einzelnen der 120 Millionen Sonnen und ihren Riesenplaneten gibt, und die aufmerksam und teilnehmend, vielleicht mächtig ergriffen, die Schicksale unsrer kleinen Erde und auch unsre

persönlichen in der täglichen Zeitung des Lichtstrahls lesen, brauchen, um darin eine Seite aufzuschlagen, nur vor- oder rückwärts genügend schnell sich zu bewegen; kommen sie uns entgegen, so sehen sie die neuere Erdgeschichte, treten sie zurück, die Vergangenheit. Und vielleicht müssen sie dazu sich nicht einmal bewegen. Schon unsre Augen sind so gebaut, daß sie sich der Nähe wie ein Mikroskop, der Ferne wie ein Fernrohr anpassen. Warum soll das nicht bei ihnen in weit höherem Maße der Fall sein? Dann würden kaleidoskopartig, und nach ihrem Belieben langsam oder blitzschnell die Bilder wechseln, und sie könnten in kürzester Frist dich und mich, Karl den Großen, Alexander, Noah vom Kind zum Mann samt ihrem ganzen Thun anwachsen sehen; aber ebensogut das Bild fixieren und es mit Behagen in den Millionen seiner mikroskopischen Einzelheiten studieren.

Das sind einige irdische, wenn auch wahre Vorstellungen vom Licht. Gibt es auf millionenmal größeren Welten millionenmal höhere Wesen, so sind ihre Sinne und folglich auch ihre Vorstellungen ebensovielmal über die unsrigen erhaben. — Wir werden uns im zukünftigen Leben kaum über etwas mehr wundern, als über die Ärmlichkeit und Armseligkeit und Beschränktheit unsrer ehemaligen irdischen Sinne und Anschauungen! Es gibt kaum eine Verheißung, die uns Christen so oft in verschiedener Form wiederholt wird, als die, daß uns einst als Kindern des Lichtes und eines Vaters, in dem keine Finsternis ist, das ewige Licht in Ewigkeit leuchten soll, ja daß wir selber „wie die Sonne leuchten" dürfen! Welche Wunder des Lichtes werden wir da um und in uns bewundern!

* * *

Auch die Frage, ob dieſe herrlichen Geſtirne und Weltkörper bewohnt, ob auf einigen, ob auf allen ſich Weſen finden, die wie wir leben und ſterben, wollen und fühlen, fürchten und hoffen, hat von jeher die denkenden unter den Menſchen beſchäftigt, und ſie wurde von jeher ebenſo begeiſtert bejaht, wie fanatiſch verneint. Schon die Alten ſprachen von den „Sphären der Seligen", und der geniale Giordano Bruno wurde von der Inquiſition zum Teil wegen ſeiner Lehre „der bewohnten Welten", verbrannt. Swedenborg und heutzutage manche Somnambulen beſchreiben ihre Reiſen auf verſchiedene Planeten und Sterne, und ihre mehr oder weniger erbaulichen, meiſt im Widerſpruch mit den Thatſachen der Naturwiſſenſchaft und der Aſtronomie ſtehenden Mitteilungen finden ſelbſt unter dem Landvolk vielfach Verbreitung; ein Beweis, daß dieſe Frage zu denen gehört, die den Menſchengeiſt nicht ruhen laſſen. Bis vor 100 Jahren war ihre Beantwortung mehr Sache der jeweiligen Individualität. Idealiſten ſchwärmten für allgemeine Bewohnung des Weltalls; trockene Vernunftmenſchen verlachten dieſe Anſicht als eine unerwieſene und im beſten Fall zweckloſe, und Engherzige behaupteten gar, ſie ſtehe im Widerſpruch mit bibliſchen Lehren!

Die neuen Fortſchritte der Aſtronomie, insbeſondere die Spektralanalyſe und die dadurch bewieſene Gleichheit des Stoffs, ſowie das Geſetz der Gleichwertigkeit der Kräfte, haben uns belehrt, daß wir in einem einheitlichen, aus gleichen Stoffen zuſammengeſetzten und von denſelben Kräften belebten Weltall leben. Damit war zugleich in der uns beſchäftigenden Frage ein großer Schritt gethan.

Mancher Chriſt denkt ſich die Weltkörper als ungeheure, aber tote Stoffmaſſen, und die Frage, ob ſie bewohnt ſind

oder nicht, ist für ihn gleichbedeutend mit der Frage, ob es Gott so zu sagen zufällig gefallen habe, darauf einige lebende Wesen zu werfen oder entstehen zu lassen, deren Aussehen und Gestaltung in keinem notwendigen Zusammenhang mit dem von ihnen bewohnten Weltkörper stehe; und auch von der Erde meint er, Pflanzen kommen nur deshalb auf ihr vor, weil Gott am dritten Schöpfungstage befohlen habe, daß solche wachsen, und nur deshalb sei sie von Menschen bewohnt, weil es Gott am sechsten Tage einfiel, den Menschen zu schaffen, den er ebenso gut auf den Mond oder auf den Jupiter hätte setzen können. Nun ist freilich Gottes Wille der Urgrund alles Bestehenden und sein lebendig machendes Wort war es, welches in den Schöpfungstagen organische Wesen nacheinander ins Leben rief; aber dieser Gott ist nicht ein deus ex machina, der nach plötzlichen Einfällen sprungweise schafft, was ihm eben ge- und einfällt. Sondern wie schon auf Erden der große Mann und Künstler streng nach den Regeln der Kunst und dennoch mit genialer Freiheit Meisterstücke wie spielend schafft, so und unendlich höher und tiefer hat Gott seine Schöpfung mit absolut freiem schöpferischen Willen und dennoch mit vollkommener Logik, mit einer im göttlichen Denken begründeten, mathematischen Notwendigkeit, auf ursprünglichen göttlichen Prinzipien aufgebaut.

So spricht unser gesamtes Naturerkennen dafür, daß das organische Leben auf unsrer Erde nicht als eine willkürliche, von diesem Weltkörper unabhängige Erscheinung aufzufassen sei. Vielmehr ist dasselbe das allerdings von Gott so gewollte, durch Schöpfungsworte geleitete und stets höher geführte Ergebnis aller auf Erden wirkenden physikalischen, chemischen und sonstigen, seit Anbeginn vom Schöpfer in den Stoff gelegten Kräfte; dieses Leben ist sozusagen die Essenz und der Lebensextrakt dieser Welt. Ihre höchste Blüte und Spitze ist der Mensch;

und insofern ist er auch schon logisch und natürlich der Herr dieser Schöpfung, als er ihre Kräfte und Grundprinzipien in sich schließt.

So hat Gott umgekehrt schon bei Erschaffung der Erde in diese Welt die Grundzüge der höchsten auf ihr vorkommenden Persönlichkeit, des Menschen, gelegt. Der Mensch verhält sich zur Erde wie die Frucht zum Baum. Wie die Frucht alle Essentien des Baums in sich trägt, was schon daran zu sehen, daß aus ihr der Baum wieder wird, so ist der Mensch eine Erde im kleinen, und zugleich das Resultat und Extrakt aller ihrer Kräfte.

Sehen wir nun auf andern Planeten allerlei Beweise vom Walten und Schalten ähnlicher Kräfte; bieten z. B. Venus und Mars über tausend Analogieen mit der Erde, so entsteht eine mehr als tausendfache Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Kräfte als Resultat auch wenigstens die Anfänge organischen Lebens, Krystalle jedenfalls, aber warum nicht auch etwa Bacillen oder Diatomeen, Moose oder Meeresalgen, erzeugt haben? Spricht doch Gott am Anfang: die Erde bringe hervor; warum sollen diese Erden nicht auch hervorbringen? und wenn einmal niedrige, warum nicht auch allmählich höhere Organismen und schließlich kraft der göttlichen Mitwirkung einen höchsten Marstypus, den wir auch den Marsmenschen nennen können, obgleich er sicher nicht wie ein Mensch aussieht?

Damit ist gesagt, daß die Frage: Ist der oder der Weltkörper bewohnt? eine, wenn auch für den kleinen und nur in der kurzen Gegenwart lebenden Menschen natürliche, so doch einseitige ist. Nicht darum handelt es sich, ob ein Weltkörper in diesem Augenblick bewohnt ist, sondern ob er derart veranlagt ist, daß er im Laufe der Zeiten, entweder vor Jahrtausenden oder jetzt, oder erst nach Jahrtausenden, Organismen erzeugen

oder beherbergen kann. *Ist er bewohnbar, so ist es seine Bestimmung, bewohnt zu werden*, und er wird sie erfüllen oder hat sie schon erfüllt. Zunächst aber wieder, nach Analogien zu schließen, ist er nicht „bewohnt", sondern vorerst „belebt!"

So hätte eine genaue astronomische Beobachtung von seiten andrer Planetenbewohner einst unsre Erde als durchaus unbewohnt und auch als ganz unbewohnbar erkannt, als sie „wüst und leer" durch den Raum fuhr und in langen göttlichen Tag- und Nachtepochen unter furchtbaren vulkanischen Umwälzungen eine glühende Granitdecke sich bildete. Wurde sie aber „bewohnt", als mehrere Millionen Jahre später zuerst elementare Pflanzengebilde, niedrig stehende Algen, im damaligen seichten Weltmeer entstanden? Oder ward sie es erst, als die unübersehbaren Wälder der Steinkohlenzeit das flache, sumpfige Land bedeckten? Oder datiert ihr Bewohntsein erst vom Erscheinen der mächtigen Saurier, oder der vorsündflutlichen Mastodonten? Oder endlich wollen wir sie als bewohnten Weltkörper nur von Erschaffung des Menschen an gelten lassen? — Wie man sieht, läßt diese Frage verschiedene Antworten zu.

Was die Bedingungen der Existenz auf den Planeten betrifft, so pflegten früher ängstliche Naturforscher uns vorzurechnen, wie es auf dem Merkur unerträglich heiß, auf dem Saturn und Neptun schauerlich kalt, und wie nur die Erde zum gemütlichen Wohnen eingerichtet sei. Wir sind jetzt infolge weiterer Erkenntnis weitherziger geworden. So wissen wir zwar, wie Mädler bemerkt, wievielmal mehr Licht und Wärme Merkur von der Sonne empfängt als wir, aber wir wissen nicht, ob er auch ebensoviel stärker erwärmt wird, weil wir seine specifische Wärme, seine Empfänglichkeit für Wärme nicht kennen, kraft deren z. B. 1 Kilo Wasser 33mal mehr Wärme braucht, um 1 Grad wärmer zu werden, als 1 Kilo Queck-

silber. „Wäre," sagt Tyndall (Das Licht. Vieweg & Co. 1876), „das Absorptionsvermögen des Kometen von 1680, der die Sonnenoberfläche beinahe streifte, genügend gering, so könnte er die Temperatur des Sternenraumes (273 Grad Kälte) in die Sonnennähe bringen"(!), also nach Newton in einen Raum 200 Grad mal heißer als geschmolzenes Eisen. — Auch ein Symbol und ein geistiges Gesetz! Mitten in der Glut der göttlichen Liebe kann der Sünder eiskalt bleiben und selbst den Satan im Himmel erwärmt sie nicht. (Hiob 1.) — So scheint, wie oben bemerkt, auf Mars trotz seiner größeren Entfernung von der Sonne, ziemlich das gleiche Klima wie auf Erden zu herrschen.

Aber das organische Leben erträgt ganz bedeutende Temperaturunterschiede; so schon der Mensch in Grönland und in der Sahara, in Klimaten, die um mehr als 100 Grad differieren, ein Abstand, wie er vielleicht zwischen Merkur und Neptun nicht größer ist. So tummeln sich gleichzeitig im Polareis bei —60 Grad Kälte (größte beobachtete Kälte: —68 Grad Celsius in Werchojansk, Sibirien) und in den heißen Karlsbader Quellen lustig Millionen von kleinen Organismen, Diatomeen und Bazillen.

Ebenso im Pflanzenreich. Das Steinbrechkraut, die Polarwinde und selbst zartblühende Gewächse auf Spitzbergen oder in Sibirien, halten eine mehrmonatliche Polarnacht bei einer Kälte von 30—50 Grad Celsius gänzlich durchgefroren aus! Und von manchen Pflanzen, Moosen, Flechten und Pilzen, sagt Dr. Prantt in seiner Botanik, daß sie überhaupt nicht durch Kälte getötet werden. Professor Pictet hat nachgewiesen, daß Fische und Molche, stundenlang bei —20° Celsius zu Eisklumpen erstarrt, so das sie mit dem Hammer sich zerschlagen ließen, wieder auflebten, und daß Weinbergschnecken in

ihrem Gehäuse eine Kälte von —100° ertragen; ja eine lebte noch nach 20 Stunden bei —130°!

Ganz erstaunlich ist es, daß dagegen schon bei einer Kälte von —130° bis —150° jede chemische Wirkung, so zwischen Säuren und Metallen, aufhört. Die Moleküle, die Atome selbst dieser Körper sind erfroren, kraft- und leblos, chemisch tot! Dagegen schloß Professor Pictet Mikroben, Bazillen, lange in einen harten Kristallblock aus gefrorener Luft bei —218° ein! und siehe da, diese kleinsten Wesen waren nachher so frisch und munter wie vorher! Das organische Leben überlebt also selbst den chemischen Tod des Stoffes! Welche ungeahnte Überlegenheit der Lebenskraft und Sieg des Geistes über den Stoff! Wie sollen wir uns ein solches Incognitoverweilen des Seelchens in einer absolut erstarrten Masse denken, von der anzunehmen ist, daß sie Jahrtausende in diesem Zustand unverändert verharren könnte! — Mit solchen Thatsachen ist der Einwand, Uranus oder Neptun seien zu weit von der Sonne entfernt, also zu kalt, als daß sie bewohnt sein könnten, endgültig widerlegt.

Was aber die Wärme betrifft, so erhitzte nach Karl du Prel Doyère Rudertierchen auf 153° Celsius und trocknete sie über Schwefelsäure vier Wochen lang; sie kamen aber durch Anfeuchten wieder zum Leben! Und ebenso zeigen die Untersuchungen des Challenger, daß absolute Finsternis und ein Druck von 2500 Atmosphären, also ein 100mal stärkerer als der im Lokomotivkessel, durchaus nicht, wie früher gelehrt wurde, eine reiche Entwicklung von zum Teil prächtig gefärbten Organismen ausschließen.

So zeigt uns die moderne Naturforschung, daß das Leben weit mächtiger, elastischer, widerstandsfähiger und auch weit verbreiteter und universeller ist, als wir es früher nur ahnten.

So müssen wir, als der Weisheit und Macht des Schöpfers entsprechend, annehmen, daß dieser lebendige Gott, der mit vollen Händen auf Erden, in Luft und Wasser, selbst wo es scheinbar gänzlich zwecklos ist, unzähliges Leben spendet und dasselbe stets wunderbar den Umständen anpaßt, das auch auf andern Welten thut, und daß deren Bewohnern auch Zustände und Bedingungen, die uns unbehaglich wären, hohen Genuß gewähren. Ja, wie man auf Erden den Helden dort sucht, wo der Kampf am heftigsten tobt, und wie dagegen anerkanntermaßen einförmige und wenn auch noch so günstige, aber nur innerhalb kleiner Grenzen schwankende Zustände die geistigen Kräfte viel mehr einschläfern als aufwecken, so wird wohl auch im Weltall der Geist dort am freiesten in kräftigen und mannigfaltigen Schöpfungen sich ergießen, wo die Naturkräfte am gewaltigsten auftreten und zugleich zwischen ihren Extremen ihm den größtmöglichsten Spielraum lassen.

Es ist nicht anzunehmen, daß Gott kolossale Welten geschaffen und mit den zum organischen Leben geeigneten Naturkräften begabt hat, um sie dann ewig unbewohnt, zwecklos, tot durch den Raum wandeln zu lassen. Es widerspricht allen Analogien, anzunehmen, daß auf Welten wie Mars in großen blauen Meeren auch nicht ein Infusorium sich tummle, daß auf seinen von Regen bewässerten Kontinenten auch nicht ein Grashalm wachse. Vielmehr fordert ein gesundes Denken, daß auch diese Weltindividuen, ein jedes in seiner Art, ein seine ganze Entwicklung krönendes organisches Leben trage, wie sich gerade solcher Astronomen, die sich mit direkten Beobachtungen abgeben, oft das überwältigende Gefühl bemächtigt, auf diesen Körpern müsse reiches Leben herrschen.

Haben wir nun die logische Notwendigkeit der Bewohnbarkeit bewohnbar eingerichteter Weltkörper erkannt, so drängt sich uns

die Frage auf: wie mag ein solches Leben beschaffen sein und was für etwaige Aufschlüsse darüber dürfen wir noch hoffen? Vergebliches Bemühen wäre es zwar, herauszuklügeln, ob auf dem Mars die höheren Organismen zwei oder sechs Füße haben; oder ob die dortigen Pflanzen sich mehr dem Typus der Pilze oder der Gräser oder der Palmen nähern; denn schon auf Erden sind alle diese Formen und viele andre bei gleichen Grundbedingungen des Daseins vorhanden. Wir können also nicht direkt an die Ermittelung der dortigen Formen heran. Wohl aber können wir dadurch, daß wir zur Gewißheit darüber kommen, wie es dort nicht sein kann, und indem wir das bekannte Wort „jede Definition ist eine Negation" umkehren, zu einer gewissen Definition der dort möglichen organischen Zustände gelangen. So leuchtet es ein, daß, wie schon auf Erden, je kleiner die Zahl der mitwirkenden Faktoren, desto einförmiger das daraus entstehende Leben wird. Hätte die Erde keine Jahreszeiten, sondern genösse einen ewigen Frühling, so würde sie auch einer ganzen Welt von Erscheinungen verlustig gehen, wie der herbstlichen Färbung des Waldes, des massenhaften Blätterfallens und Kahlstehens der Bäume, des Schnees und des Eises, kurz alles dessen, was zur Charakteristik der vier Jahreszeiten gehört. Hätte sie das Meer nicht, so ermangelte sie ebenso eines großen Teils ihrer Bewohner, wie wir dieser gesamten Offenbarung des organischen Lebens im Salzwasser, das für andre Organismen ein Gift ist. Andrerseits zeigt uns ein hoher Berg sehr schön, wie durch Änderung der Faktoren Höhe, Wärme, Luftdruck auf verhältnismäßig kleinstem Raum die mannigfaltigsten Erscheinungen sich drängen.

Nehmen wir an, was einige Astronomen aus seinem Gewicht und aus andern Umständen schließen, daß Jupiter nur aus einem grund- und uferlosen Ocean von warmem Wasser besteht,

über dem dichte Wolken lagern, so wäre dies ein schönes Beispiel von einer Welt, deren Leben von großen, aber wenigen Faktoren beeinflußt ist. Von vornherein fehlen ihr nicht nur Jahreszeiten und all ihr Wechsel und ebenso alle fast unzähligen Landerscheinungen, sondern auch alle die, welche wie Meeresgrund, Ebbe und Flut, Küsten- und Deltabildungen, Brandung 2c., ihren Ursprung im Gegensatz zwischen Flüssigem und Festem haben. Folglich könnte dieser Planet sehr wohl Organismen besitzen und zwar wie unsre Meere äußerst zahlreiche; aber die Landtypen sind ausgeschlossen und auch alle diejenigen, welche selbst im Flüssigen einen festen Standpunkt voraussetzen, wie etwa der des Madrepors und der Auster, und es blieben uns für die Grundformen des Jupiters die Typen des Fisches und des Vogels übrig, also mehr oder weniger runde, eirunde oder cylinderförmige, an den Enden mehr oder weniger zugespitzte Körper, die durch Hin- und Herbewegen geeigneter Flächen (Flossen, Schwanz, Flügel, Schwimmfüße) ihren Standpunkt verändern; also eine Welt, die, so gewaltig auch die Faktoren Größe, Abplattung und schnelle Umdrehung sind, dennoch im ganzen und unsrer Erde gegenüber ein ziemlich einförmiges Lebensbild bietet. Daß dagegen dortige Organismen eine viel größere Muskelkraft besitzen müssen, ergibt sich aus der Thatsache, daß dort fünfmal schnellere und stärkere Stürme wüten als hier.

So ist das organische Leben auf einem Planeten die logische und notwendige Folge seines Planetenzustandes. Das geistige Leben aber ist an die materiellen Zustände gebunden und von ihnen abhängig. So wenig ein sich selbst überlassener Blinder Astronomie treiben wird, oder ein Volk von Taubstummen Sprachforschung, oder ein Wüstenvolk Schiffahrt, so wenig kann sich auf irgend einem Weltkörper der individualisierte

Geist nach einer Richtung hin entwickeln, nach welcher die dortigen stofflichen Zustände ihm keine Anhaltspunkte und keine Möglichkeiten bieten. So können wir mit Gewißheit annehmen, daß wenn, wie es fast den Anschein hat, Saturn nur eine luftige, allenfalls zum Teil flüssige, aber nirgends feste Welt ist, organisches Leben zwar auf derselben immerhin möglich, daß aber dortige Wesen weder Agrikultur noch Architektur treiben, noch überhaupt feste Wohnplätze kennen; aber ebensowenig Astronomie oder Geometrie, da zum Beobachten und Messen feste Punkte nötig sind. Das Gegenteil ist bei Mars der Fall; dort müssen einigermaßen entwickelte Organismen Tausende von Vorstellungen mit uns gemein haben, und daraus ist mit höchster Wahrscheinlichkeit abzuleiten, daß sie Architektur, Geo- oder Marsographie, Naturkunde, und bei ihrem meist hellen Himmel auch sicherlich mit Erfolg Astronomie treiben. Wäre der Mond mit Luft, Wasser und Bewohnern begabt, so würden, vorausgesetzt, daß diese Bewohner nicht fliegen könnten, die bis zu 100 Kilometer im Durchmesser haltenden, aber von 3 bis 7000 Meter hohen äußerst steilen Felsenwänden umschlossenen Ring- und Wallebenen die Bildung von streng abgeschlossenen Stämmen zur Folge haben, in Sprache, Sitte und Lebensweise verschieden, die nur durch tollkühne Bergsteiger voneinander spärliche Kunde hätten. Ist das planetarische Leben der Venus wirklich das oben kurz geschilderte, so folgt daraus eine Fülle der großartigsten und gewaltigsten Eindrücke und Vorstellungen, die den Venusbewohner bei gleicher Veranlagung weit über den Menschen erheben müssen, u. s. w.

Bei wenigen Faktoren des Planetenlebens treten also wenige Typen des organischen Lebens auf, bei vielen zahlreiche; dagegen bestimmt die Größe der Faktoren den Umfang, innerhalb dessen der einzelne Typus sich ausdehnen, d. h. in

zahlreichen Arten und Abarten seiner Grundzahl evolvieren kann.

Ob wir je direkte und greifbare Beweise von diesem Leben im Weltraum bekommen werden? — Vielleicht wird die Spektralanalyse, nachdem sie uns, was der kühnste Geist vor hundert Jahren nicht für denkbar erachtet hätte, im Lichtstrahl die chemische Natur seiner Quelle geoffenbart, und ob dieselbe fest, flüssig oder gasförmig sei, ja, ob sie sich von uns entfernt oder sich uns nähert, uns einst auch sagen, ob die Lichtquelle eine organische oder unorganische ist, ob z. B. die rote Färbung der Marskontinente vom Boden, oder wie wahrscheinlicher, von einer roten Pflanzendecke herrührt. Und selbst stoffliche Beweise sind nicht ausgeschlossen. So suchte jahrelang Dr. Hahn in Reutlingen mit Hunderten von sorgfältig ausgeführten mikroskopischen Schliffen aus verschiedenen Meteorsteinen den Beweis zu liefern, daß in diesen Weltkörperchen, die, wie der englische Astronom Proktor annimmt, vulkanischen Ausbrüchen auf verschiedenen Planeten ihren Ursprung verdanken, zahlreiche, allerdings mikroskopisch kleine Versteinerungen organischen Ursprungs sich finden, die mit den Gebilden früherer geologischer Perioden auf Erden große Ähnlichkeit haben. Auch wurden in dem Meteoriten von Orgueil in Frankreich kohlenstoffhaltige Substanzen gefunden, die organischen Ursprungs scheinen. Schön wäre es, wenn einst Meteore uns sichere Kunde bringen würden, daß auch auf andern Weltkörpern organisches Leben existiert.

Etwas anders gestaltet sich die Frage, ob die Sonnen bewohnt seien. Sehen wir von der schon oben besprochenen und durch Eliä Himmelfahrt und Worte der Schrift wie Off. 14, 18 u. a. für uns absolut beglaubigten Thatsache ab, daß es himmlische Wesen gibt, die im Feuer wohnen und die Sonnen beherrschen, und sehen wir uns die Sache vom bloßen natur-

wissenschaftlich intelligenten Standpunkt aus an. Wer unter Bewohntsein die Existenz von organischen, beweglichen oder unbeweglichen Gebilden wie unsre Pflanzen, Tiere und Menschen versteht, muß sich selbst sagen, daß derartige Wesen weder entstehen, noch eine Sekunde in solchem verzehrenden Lebensfeuer existieren könnten. Wer aber unter dem Bewohntsein der Himmelskörper sich eine für die jeweiligen Zustände zweckmäßige Verbindung von Seelen und Stoff denkt, der kann immerhin annehmen, und Astronomen wie Flammarion finden diese Vorstellung nicht ungereimt, daß die Sonnen, diese herrlichen Mittelpunkte alles Lebens, auch belebt sind, d. h. von mächtigen Wesen bewohnt, die auf andre Art als wir mit dem Stoff verbunden, eine von der unsrigen verschiedene Leiblichkeit besitzen. Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum bei Temperaturen selbst von Millionen von Graden der Geist sich nicht mit einem bestimmten Quantum von Stoff verbinden soll; vielmehr ist der Schluß logisch, daß je physikalisch lebendiger der Stoff ist, desto besser er sich zur Behausung, zur Leiblichkeit höherer Wesen eignet.

Um die Großartigkeit der Sonnenexistenz der Erde gegenüber zu kennzeichnen, sei es hier gestattet, eine wenn auch rein hypothetische Parallele zwischen derartigen Sonnenwesen und den Bewohnern der Erde zu ziehen. Die Wucht eines Körpers ist bekanntlich gleich seiner Masse, mit seiner Schnelligkeit multipliziert. Nehmen wir die oft in den Sonnenvorgängen beobachtete Geschwindigkeit der Wasserstoffmoleküle als die normale der Sonnenwesen an, so könnte ein solches, wenn es im Verhältnis zu seinem Wohnsitz über ebensoviel Stoff gebietet wie wir, über tausend mit vollem Dampf fahrende Lokomotiven mit dem rechten Arm anhalten, und die Sonne hätte für mehrere Millionen solcher Wesen Platz! Wenn sie nicht unsterblich sind, sondern auf ihrem Weltkörper ebensoviele Sonnenjahre zubringen,

wie der Mensch Erdenjahre, also durchschnittlich 33, so macht das für sie immer noch bei einer Sonnenjahrlänge von, wie Astronomen annehmen, 30 Millionen Erdjahren, eine Lebenszeit von 990 Millionen Erdjahren. Aber die Vorstellung von der Länge der Zeit hängt ja von der Schnelligkeit des Denkens oder von der, mit welcher die Nerven eine Empfindung zu leiten vermögen, ab. Bei der oben erwähnten, auf der Sonne am Stoff beobachteten Geschwindigkeit würden die Sonnenwesen schon vielmal schneller denken als wir, oder in der gleichen Spanne Zeit viel länger leben. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie die dort entstehenden und nicht wie hier erst von außen hereinwirkenden stofflichen Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität u. s. w. nicht bloß wie wir als ein Resultat, sondern, sie in Einzelvorgänge zerlegend, als eine Reihe von Einheiten erkennen. Dann unterscheiden sie im roten Lichtstrahl über 400 Billionen, im violetten über 700 Billionen Vibrationen in der Sekunde und können sie zählen. Dazu müssen sie mindestens 40—70 billionenmal schneller denken als wir, oder mit andern Worten: ebensovieles in einer Sekunde als wir in anderthalb Millionen Jahren durchleben!

* * *

Zum Schluß noch eine Betrachtung. — Schon 1879 schrieb Lockyer in seinen Spektralstudien in der Kürze folgendes: „Es scheint, daß, je heißer ein Stern, desto einfacher sein Spektrum, und daß die Metallelemente in der Reihenfolge ihrer Atomgewichte erscheinen. So haben wir: erstens sehr helle,

weißglühende Sterne, wie Sirius, Vega u. ſ. w., wo Waſſerſtoff in ungeheurer Menge und etwas Magneſium und Calcium ſich finden; zweitens: gelbliche Sterne, Phöbus unſre Sonne, Procyon, Capella mit faſt allen Metallen leichteren Atomgewichts; drittens noch weniger heiße Sterne, in deren Spektrum keine Metalllinien mehr, auf denen alſo alle metalliſchen Elemente aſſociert ſind, und die nur die Spektra der Metalloide und Verbindungen zeigen. Je älter ein Stern iſt, deſto mehr verſchwindet der freie Waſſerſtoff; auf Erden haben wir keinen ſolchen mehr." — Demnach wären vor allem die Metalloide, Schwefel, Phosphor, Brom u. ſ. w. zuſammengeſetzte Körper, die ſchon auf unſrer Sonne diſſoziiert ſind; aber auch die Metalle würden durch höhere Hitzegrade zerlegt, und auf den heißeſten Sternen, in der höchſten Lebensglut, gäbe es nur noch einen Urſtoff, den Waſſerſtoff. Daß auf Sirius leichte einatomige Elemente, wie Magneſium, noch vorkommen, würde nur beweiſen, daß ſelbſt auf Sirius nicht die nötige Hitze herrſcht, um auch dieſe zu reduzieren. Daß aber auf Sternen, die wie Mizar an 1700 mal oder gar wie Arkturus 550000 mal größer oder ſchwerer ſein ſollen als unſre Sonne, auch eine entſprechend größere Hitze ſich entwickelt, iſt durchaus wahrſcheinlich.

Dieſe Thatſachen eröffnen uns geheimnisvolle, faſt erſchreckende Horizonte. Das wären alſo Welten, wo der Stoff ſich zu faſt inmateriellen Atomen einer und derſelben Natur ballt! — Dieſe unbegreiflich heißen tobenden Sonnen wären ſomit die göttlichen alchemiſtiſchen Werkſtätten, wo bei Temperaturen, die alle auf Erden bekannten weit übertreffen, bei ungeheurem Druck und koloſſaler Spannung der Elektrizität, des Lichts, der Anziehung, kurz aller Ätherkräfte, aus einem einzigen und einfachſten Urſtoff, alle unſre irdiſchen Stoffe geſchmiedet, und nach uns völlig unerkannten Geſetzen

einem jeden seine speziellen Kräfte und Eigenschaften ausgeteilt werden. Dort werden Gold und Blei so schwer, Sauerstoff so gierig, Natrium bekommt dort seine gelben Linien im Spektrum zugewiesen, Silber seine Schmiedbarkeit und Eisen seinen Hunger nach Sauerstoff. Und auch ihre Einflüsse auf die Organismen, auf den Menschen, ja auf seine Seele, werden ihnen zuerteilt, so dem Phosphor und dem Salz, dem Jod und dem Brom, ihre belebenden, reizenden, heilenden, vergiftenden Kräfte. — Ein einheitlicher Urstoff! — „Der bloße Gedanke hieran," sagt mit Recht A. Moldenhauer, „ist überwältigend. Sollte die Natur wirklich nur eines einzigen Stoffes sich bedient haben, um den unermeßlichen Reichtum an Gebilden zu erzeugen, der unsre Sinne verwirrt? Und doch, warum nicht? Sobald zwei Atome des Urstoffs sich verbanden, entstand das Molekül eines Stoffes, welcher nicht mehr Urstoff war, eines Stoffes mit vollständig neuen chemischen und physikalischen Eigenschaften, und so weiter durch Verbindung von einem weiteren Atom Urstoff mit diesem Molekül." — So führt die Einheit des Stoffes, wie die der Kräfte oder der Kraft, auf das große Eins, auf das Prinzip und Wesen zurück, das wir Gott nennen.

Sollte das wohl geschehen, fragen wir wieder, ohne daß an diesen ewig glühenden Laboratorien der Schöpfung über das Wirken, Walten und Toben dieser Gesetze Aufsicht geführt wird? Schwerlich! Mächtige Intelligenzen, starke Geister, gewaltige Erzengel werden wohl da hämmern und schmieden, schmelzen und in Formen und Tiegel gießen, und nach Maß und Zeit und Raum und Zahl so Wunderbares erschaffen! — Solche Wesen, die an der Quelle des Werdens sitzen, die es schauen, wie aus dem Eins das Viel wird, müssen eine eigentümliche Sprache haben mit wenigen Radikalen, denn sie bedürfen der hunderttausend Erscheinungen unsrer unorganischen

und organischen Natur nicht. Sie haben wohl wenige große, wie gewaltige Bäume weitverzweigte Substantive, und wenige umfassende, uns unbekannte Verben des Werdens, des Gestaltens, der Verbindung und des Vergehens. Auch hier hat in bewunderungswürdiger Weise der Theosoph vorausgeschaut. Schon vor dreihundert Jahren schrieb Böhme, der tiefe Seher: „Diese äußere, elementische Welt mit dem Gestirne ist eine Figur der innerlichen Kräfte der geistigen Welt." — „Der Himmel ist aus Gottes Kraft und die Sterne aus seiner Weisheit gemacht. Also viel Sterne unter dem Himmel stehen, die doch unzählig und der Vernunft unbegreiflich, auch ein Teil unsichtlich sind, also viel und mancherlei ist Gottes des Vaters Kraft und Weisheit; denn es hat ein jeder Stern am Himmel eine andre Kraft und Qualität als der andre: was auch so vielerlei Unterschied in und unter den Kreaturen auf Erden macht." — „Aus den Kräften Gottes ist worden der Himmel; aus dem Himmel sind worden die Sterne; aus den Sternen sind worden die Elemente; aus den Elementen ist worden die Erde und die Kreaturen. Nun macht die erhebende, quellende, triumphierende Freude in Gott den Himmel triumphierend und beweglich; und der Himmel macht die Sterne und Elemente beweglich, und die Sterne und Elemente machen die Kreaturen beweglich. Denn auf den Sternen ist die Geburt der Elemente."

Hier eröffnen sich vor unsern zaghaften Blicken geistige Abgründe! Auf Erden schauen wir es mit Erstaunen im stärksten Mikroskop, wie die so mannigfaltigen organischen Formen sich immer mehr vereinfachen, wie alle Sinnes- und Bewegungsorgane verschwinden und das lebende Wesen schließlich zu einer bloßen runden Zelle, zu einem hohlen Kügelchen wird, wobei der einst so reiche äußerliche Schmuck schließlich auf Längs- und Querstreifen sich beschränkt, um bald ganz aufzuhören. Da

löst sich die Welt in einfache geometrische Formen auf, den Kreis, das Dreieck, die gerade Linie, den Punkt. Und auch die Stimme und der Schall erstirbt hier; lautlos schweben und schwimmen und fahren umher diese letzten und einfachsten Formen des Lebens. Nicht ohne Schauern steht der Denker an den Grenzen der stofflichen Formen, hinter denen nur noch die uns gänzlich unbekannte, unheimlich furchtbare Welt der nie gesehenen Moleküle steht, wie sie in unbekannten Formen mit rasender Gier und unerklärlicher Kraft einander umtanzen, mächtig abstoßen, unwiderstehlich anziehen, sich fressen und verzehren, ohne je sich zu verändern, und doch im ewigen Spiel Verbindungen hervorbringen, die nichts mit ihnen gemeinschaftlich haben, ganz neue, ihnen selbst antipathische Wesen, die nur einen Anstoß, einen Funken, eine Berührung erwarten, um mit höllischem Gebrüll ihre Bande zu zersprengen, und frei und ledig andre Verbindungen einzugehen.

Aber ebenso unergründlich wie der Abgrund des Allerkleinsten auf Erden ist der Abgrund des Allergrößten am Himmel. Ob in einem Stecknadelknopf oder in einem Wassertropfen Millionen von Atomen in der Sekunde umeinander wirbeln, oder am Himmel Millionen von Sonnen in Billionen von Jahren zu Fixsternweltallen sich ballen, das ist vor Gott dasselbe und uns gleich unbegreiflich. Ebenso unfaßlich ist es, warum ein Atom Eisen die und die Kräfte besitzt und warum Sirius am Himmel immer weißer erglänzt, während andre Sonnen langsam erbleichen. Denn was ist damit erklärt, wenn wir sagen, das geschehe infolge vom Zusammenstürzen von Welten, oder Zusammenziehen von Stoffteilen? Wie sollen wir uns vorstellen, daß unzerstörbare und unteilbare Atome durch ihre Annäherung Licht und Wärme erzeugen? und warum nähern sie sich? Je höher wir hinauf, je tiefer wir hinab-

steigen in der Welt des Stoffs, desto großartig einfacher wird er, bis auch er zuletzt nur eins wird, und nur noch die verschiedenen Erscheinungen der Kraft da sind.

So schweben wir als gefrorener Stoff, als krystallisierter und erstarrter Geist, als eine wunderbare, durch ein Etwas, das wir Seele nennen, zusammen gehaltene Verbindung von unbegreiflichen und unbekannten Molekülen, zwischen dem Nichts der formlosen und stofflosen Atome und den Centra, wo aus einem undenkbaren Urstoff alle Stoffe entstehen. Hier nur Kräfte und dort auch nur Kräfte oder Kraft. Wer könnte ohne ein gewisses Bangen der Seele an Welten denken, wo alle Formen und stofflichen Unterschiede des Seins und Werdens aufhören und nur Kräfte walten, wo die Wesen anstatt die Mannigfaltigkeit und den Reichtum ihres Lebens von außen zu schöpfen, diese aus dem eignen Innern selbst zu erschaffen genötigt sind. Unsre in Stoff gehüllte, aus den Verbindungen des Stoffs ihren Denkstoff, ihr Brot beziehende Intelligenz, fühlt sich bei diesen Vorstellungen entblößt von allem, was hier zum Leben dient, und es schwindelt dem endlichen Geist, der hier nur im Vielerlei lebt, dem nur die Verschiedenheit und der Gegensatz Genuß gewähren, der in Form und Stoff gebannt, von Formen umgeben, gewohnt ist, nur an Formen und Erscheinungen seine Freude und sein Leid zu finden, in diesen Formen seinen Denkstoff zu suchen und in diesen Formen zu existieren. Wie wird's ihm, wenn er sich Mittelpunkte des Daseins vorstellt, wo es nicht mehr Stoffe und Formen gibt, sondern nur eine Kraft? Wie ohnmächtig und hilflos sieht er sich da! — Und wie sollen wir uns dabei die Gegensätze von Gedanken, Wort und That, ja von Gutem und Bösem denken? Wie die Individualität? Was ist dort das Leben und was der Tod? — Und doch ist dies sicher ein viel höheres und göttlicheres Leben,

ein Analogon im sichtbaren Weltall der Throne und der Mächte in der unsichtbaren Welt, von denen Paulus spricht.

So ist der Kosmos eine Symbolik Gottes. Jede dieser Millionen Welten ist eine andre, verschiedene Offenbarung einer neuen Kraft der Gottheit, eines neuen Gedankens, eines neuen Namens Jehovahs, und im vollen und tiefsten Sinne eine neue Schöpfung dieses unendlichen Schöpfers.

So erhebt und verwirrt zugleich die Betrachtung des Kosmos den kleinen und endlichen Menschen. Er fühlt sich selbst ein Atom, auch schwebend in einem unendlichen Raum voll der göttlichen Kraft, vom göttlichen Wollen in wirbelnden Umdrehungen erhalten. Überläßt er sich aber in Gelassenheit diesem allmächtigen Willen, so läßt er unter sich die Abgründe des Todes und der Vernichtung, und steigt auf zu immer lichteren Höhen.

„Wir können nicht sinken, denn Helfer ist Gott!“

III.

Das Gesetz des Weltalls.

Haben wir uns die große Symbolik der göttlichen Schöpfung, des Menschen und seines Thuns und auch der Himmelskörper angesehen, und das All als ein Buch des Ewigen erkannt, so fragen wir billig: nach was für einem Maßstab und Modul, nach welcher vorgedachten Einheit hat der große Weltbaumeister gebaut? Denn — und auch das ist symbolisch für das Zurückkehren alles Erschaffenen in das große Eins — jedes Bau- und Kunstwerk, jeder Organismus, auch der geistige, hat und trägt in sich seinen Maßstab und seine Größeneinheit, und hätte er das nicht, so wäre er kein Ganzes, sondern eine zufällige Anhäufung von einzelnen Gedanken. So ist manche gotische Kathedrale nach der mystischen Zahl 5 als Modul aufgebaut und alle Teile sind durch 5 teilbar. So hat Carus genial nachgewiesen, wie im Menschenleib die Länge des Rückgrats beim Neugeborenen die Einheit und das organische Urmaß sei; diese Einheit ist zugleich auch annähernd die Länge des Fußes, die Spannweite der Hand, die Höhe des Kopfes, der größte Durchmesser desselben u. s. w.

Aber wo ein Modul finden für das so mannigfaltige, ungeheure Weltall? Wo eine Einheit für diese Vielheit? Welcher Maßstab wird Größe, Bahnen und Umlaufszeiten der

Himmelskörper, Form und Farbe der Blume, das Verdampfen des Wassers und das Brennen des Feuers, die Verbindung der Atome zu Molekülen, alle Musik der Töne und alle Farben des Lichtstrahls, das Wehen des Sturmes, den Weg und die Kraft des Blitzes, die leibliche Erscheinung des Menschen, seine Logik und sein Erkennen, ja sein gesamtes Denken normieren und aus dem All ein einheitliches Ganzes, ein großes Eins machen? Antwort: Gott hat, noch ehe er dies All schuf, diese Norm des Alls erdacht: die Zahl ist das Modul und zugleich das Grundgesetz der Schöpfung.

Gott ist Geist; zeitlos, raumlos, stofflos, nicht Eins, nicht Vieles, ohne Anfang; zahllos, denn er ist unbegrenzt, unmeßbar, unzählbar, unendlich, deshalb unsichtbar, unbegreiflich, absolut unwahrnehmbar für das endliche Geschöpf. Die Zahl dagegen ist das Merkmal und der Urgrund alles Erschaffenen, alles Begreiflichen und Faßbaren. Damit aber dieser unendliche Gott von seinen nur im Endlichen, also in der Zahl lebenden Geschöpfen begriffen und geliebt werden konnte, hat Er sich als Sohn, als der Logos und die Zahl geoffenbart. „Am Anfang schuf Gott." „Am Anfang war das Wort." Christus ist also der strahlende Glanz des im Wort, in der Zahl gefaßten Denkens Gottes, als Zahl die absolute Wahrheit, als Wort dazu noch das absolute Gute. Und aus beiden ergibt sich das absolute Schöne. Alles kann nur in der Zahl existieren. Die Zahl ist die Brücke zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit; hat einen Anfang und ist unendlich. Die Zahl ist der Bindestrich zwischen Symbolik und ewiger Natur, zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung; denn die Zahl ist das einzige auf Erden, was, wenn auch verdunkelt, doch von der Sünde nicht verfälscht ist; sie ist wahr geblieben. Hier und in ihr berühren sich das Sinnbild und das Wesen, die Er-

scheinung und ihr Grund; denn hier haben wir ein Gesetz, das zugleich für Zeitliches und für Ewiges gilt, das aus der Ewigkeit stammt und sich unverändert auf Erden offenbart, ja, das alles Gesetz und alle Gesetze in sich schließt.

Diese Zahl predigt uns das Dasein Gottes dadurch, daß sie auf das große Eins sich aufbaut, in dem alle Zahlen sich auflösen, das ihre Einheit und ihr Gesetz ist, und ohne das sie nicht existieren. Stets konzentriert sich das Höhere in der Zahl. Aus einer unermeßlichen Zahl von Atomen baut sich eine ebenso unermeßliche, aber doch geringere Zahl von Molekülen und aus diesen eine kleinere von Kryſtallen auf. Noch weniger sind es der Pflanzen; im Pflanzenreich gibt es an die 300000 Pilzarten, dagegen nur wenige tausend höhere Arten. Ebenso finden wir in dem mit der Pflanze parallel laufenden Tierreich Billionen von Bazillen und Infusorien, schon weniger Fische und Vögel, noch weniger Vierfüßler und am seltensten sind die Löwen und die Adler. So spitzt sich die ganze Menschheit, vom natürlichen Standpunkt betrachtet, zu etwa 200 Millionen Civiliſierten zu, wovon vielleicht 20 Millionen einigermaßen Gebildete, 10000 wahrhaft Geistige und bisweilen ein Mann wie Moses, Muhammed, Karl der Große, Luther, Napoleon, Bismarck, als Lenker ganzer Völker und Führer der Menschheit. „Die Natur," sagt Schopenhauer, „ist aristokratisch; sie ist es so sehr, daß auf 300 Millionen ihrer Fabrikware noch nicht *ein* wahrhaft großer Geist kommt!" — So auch droben; denn die Bibel spricht von einer unzähligen Menge von Erlösten, von vielen tausendmaltausend Engeln, von 144000 Versiegelten, von 24 Ältesten, von 4 Cherubim und von *einem* eingeborenen Sohn Gottes; ein großes Symbol davon, daß die aus Gott hervorgegangene unendliche Zahl durch alle Formen des Lebens hindurch in das ewige Eins zurückkehrt.

Daß diese Zahl einen Anfang, aber kein Ende hat, ist eine klare Widerlegung der bekannten Einwendung gegen die Unsterblichkeit der Seele, daß sie, weil sie einen Anfang hat, auch ein Ende haben müsse. Weil die Zahl einen Anfang hat, hat die Seele, hat die Schöpfung einen Anfang; weil die Zahl kein Ende hat, haben Schöpfung und Seele kein Ende; und weil die negative Zahl oder die Brüche, nach welcher Progression sie auch verkleinert werden, niemals gleich null werden, währt das hölliſche Sterben ewig.

„Gott," sagt die alte jüdische Weisheit von Gott als Schöpfer, „heißt El Schaddai, der Genügsame, der da spricht: Es ist genug; der allem setzt Maß und Grenze, das Prinzip der Beschränkung, der Strenge und des Gesetzes." — Als Gott, um menschlich von ihm zu reden, beschloß sich in der Schöpfung zu offenbaren, so dachte er die Zahl; er dachte das Eins, und sofort lag auch in diesem scheinbar so einfachen und jedem Kind geläufigen Gedanken die ganze unendliche Reihe der Zahlen und alle ihre Kombinationen, Arithmetik und Algebra, auch Geometrie und Stereometrie, die Lehre aller Formen, die gesamte Mathematik als Feststellung aller Möglichkeiten des Seins. Wenn dieser Gott spricht: „Höre Israel! Ich bin ein einiger Gott!" so setzt Er das große Eins und damit die ganze Mathematik fest; und ebenso, daß auch in und vor Ihm $1 = 1$ und $1 + 1 = 2$; also, daß es für Ihn und für uns nur ein Wahres, ein Gutes und ein Schönes gibt. Die Zahl und zwar schon das Eins ist gegenüber dem unendlichen Gott das Begrenzte, Endliche, also die Ichheit, die Persönlichkeit, mit andern Worten und Gott gegenüber: das Geschöpf. Das Wesen aller Kreaturen ist vor allem, daß sie dem sie umgebenden Vielen gegenüber ein Eins sind; dann aber auch der

unendlichen Zahl des Alls entgegengesetzt, eine bestimmte, in allerlei Kombinationen spielende feststehende Zahl.

Von dieser gefallenen, nicht mehr in der großen göttlichen Einheit lebenden Welt sagt tief dieselbe alte jüdische Weisheit: „In allem Gezählten ist der Teufel; im Ungezählten ist Segen." Denn Zählen heißt etwas für sich absondern wollen von dem großen All, das Gott gehört, in dem wir frei und ohne Eigenheit leben und weben sollen wie das Kind im Vaterhaus. So war es David Sünde, als er seine Krieger zählte. Auch zum Leben in Gott gehört das Nichtzählen der Lebensjahre und der Güter, des Geldes und der Kinder, eine Anschauung, die bei den verschiedensten Völkern, mitunter abergläubisch durchgeführt, uns entgegentritt. Ebenso richtig aber sagt weiter die jüdische Tradition: „Alles Heilige dagegen muß gezählt werden (siehe den ganzen Leviticus); denn „heilig" heißt „für Gott abgesondert".

* * *

Sehen wir uns ein Weniges von der großen Symbolik der ersten neun grundlegenden Zahlen an, und zuerst des großen 1. — Es ist das Ei der Schöpfung, der Keim aller Dinge. Nicht zufällig ist es, daß auf der Schwelle alles Daseins, im ersten Vers des ersten Kapitels des ersten Buchs der Bibel die große göttliche Ichheit in majestätischer Einsamkeit dasteht. — „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Diese Ichheit und dieses Eins, das ist der Ausgangspunkt, der Anfang und die Ursache des Alls. Diese Ichheit und Einheit schafft

Ichheiten und Einheiten, wie Er ewig, unveränderlich, schön, diamanten; so im Reich des Geistes die unsterbliche Seele; so im Reich des Stoffs das Atom, unteilbar, unvergänglich, mit nie zu- noch abnehmender Kraft; und im unendlichen Raum spiegelt sich der Geist in großen Ichheiten, den Sonnen, den Erden, den Monden.

Diese Ichheit Gottes wie diese göttliche Ichheit in uns ist der mathematische Punkt, aus dem alle Formen sich entwickeln. Ohne sie keine Philosophie noch Theologie, kein gesundes Denken oder vielmehr kein Denken überhaupt; denn ohne sie ist das Weltall ein Kreis ohne Mittelpunkt. Ist die Seele nicht ein unteilbares Eins, so hat sie keine Einheit in sich, von der sie ausgehen könnte, kann nicht zählen, also auch weder denken noch reden; denn beides geschieht in und kraft der Zahl und ihrer Gesetze. Auf dieses Eins, Gott, aus dem das Leben nach allen Richtungen strahlt, führt die Bibel das Sein und das Dasein alles Seienden zurück. Auf unsre Ebenbildlichkeit mit diesem Gott, auf unsre ewige, uns von diesem Gott geschenkte einige Ichheit, führt sie die Formel unsrer Existenz zurück. Daß ich bin und daß ich nicht bin wie ein andrer, und daß ich ewig bin, der ich bin, das ist das göttliche Grundgesetz meines Seins. Die Erkenntnis dieser Individualität ist durchgreifend für den Menschen; sagt doch schon Seneca: „Hast du einen Menschen gefunden, der ein Eins, so hast du etwas Großes gefunden," und Goethe: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit." Diese mysteriöse Ichheit, das ist der Held des Romans, des Dramas, des Epos, der Weltgeschichte, der großen divina commedia. Es ist die stete Kryſtallisierung um einen mathematischen Punkt, die Sichtbarkeit der höchsten Gesetze und der unbegreiflichsten Freiheit. — Zwei solche große Ichheiten, Gott und Satan, strahlen alle Gesetze

des Guten und des Bösen aus. Sie sind das Gute und das Böse.

Eine solche Ichheit, „une et indivisible“, an deren Formel die Ewigkeit kein Jota ändert, lehrt das Wort Gottes. Was drüben in den Flammen stöhnt und nach einem Wassertropfen lechzt, das ist der reiche Mann mit seiner ganzen Individualität, seiner Erinnerung, seinem Charakter; was die Engel tragen in Abrahams Schoß, das ist derselbe Lazarus; was von wütender Verzweiflung gepeitscht, „an seinen Ort“ fährt, das ist der ganze Judas. Sie alle haben nur einstweilen ihr Oberkleid abgeworfen.

So ist das Erlösung, daß wir, die hier unser Leben lang seufzen mußten: Ach Herr! ich bin nicht, der ich bin; kann es nicht, darf es nicht sein, bin eine wandelnde Lüge, mein Sein und mein Thun Selbsttäuschung und Betrug! — nunmehr da Christus am Kreuz die bannende Schuld abgethan, jauchzend sprechen dürfen: „Ich bin, der ich bin!“ ein Bild in Gottes Bild, rein, klar, hell, ohne Falsch, durchsichtig, ohne Schatten noch Finsternis, durch und durch und ganz und gar wahr!

Daß diese Ichheit, die ein in den Tod fallendes — 1 war, durch die von Gott gewirkte Bekehrung zu einem das ewige Leben schon im Keim enthaltenden + 1 wird, das ist das Gold des Christen und sein diamantener Besitz. Ob Gott ihn dann so oder so führt, ob er die oder die Seelenerfahrungen noch machen muß oder nicht, ob er sein Christentum so oder so bethätigt, ist Nebensache; ein göttliches, nunmehr unangreifbares, unverlierbares Ich in Gott zu sein, dieses Bewußtsein allein bewirkt die Freude der Ewigkeit.

Wie der Sabbat um des Menschen und nicht der Mensch um des Sabbat willen, so ist nicht ursprünglich und im Himmel das Gesetz da, damit die Ichheit sich vor ihm beuge;

sondern die himmlische Ichheit, als das gesetzte Eins, strahlt das Gesetz aus. Das ist der Fall, daß wir gefallene Elohim uns nach dem Gesetz der Anziehung, des Wassers und des Feuers, der Härte und der Undurchdringlichkeit des Stoffs richten müssen, um unsre arme Persönlichkeit vor dem stets drohenden Untergang zu schützen. Im Himmel sind wir die Herren des wahren Stoffs, nicht mehr die Diener eines bloßen Stoffscheins, der hier uns täuscht und in harte Bande gefesselt hält.

So ist das Christentum die Lehre der höchsten Individualität, der felsenfesten Persönlichkeit, der ewigen Ichheit im Menschen, als dem Abglanz Gottes, als großes, höchstes, unwiderrufliches Geschenk des Schöpfers seinem „in seinem Bilde" geschaffenen Geschöpfe.

Und weil diese Ichheit höchstes Gut des Menschen und Grund- und Eckstein seiner Existenz ist, so strebt Satan nach nichts so sehr, als ihm das Bewußtsein dieses Guts und den festen Glauben an dasselbe zu rauben. Indem er ihm unaufhörlich zuflüstert: „Es ist kein Gott!" verneint er, das weiß er wohl, nicht bloß die große göttliche Ichheit, sondern auch die menschliche. Alsbald sinkt diese um $^{999}/_{1000}$ im Wert; denn dann kann sie ebensogut, statt einer ewigen Wesenheit, nur ein Komplex, eine Agglomeration von Kräften, ja ein bloßes Resultat und Erzeugnis von fremden, auch unbekannten Ursachen, eine bloße vorübergehende Erscheinung, eine kleine Welle auf dem Ocean sein.

Zwei geistesverwandte Zeitströmungen sind es heutzutage, deren eine durch das Verneinen der ewigen menschlichen, die andre der ewigen göttlichen Persönlichkeit und Ichheit mit dem Christentum in direktem Widerspruch stehen. Das sind im Reich der stofflichen Erscheinung der Darwinismus; im Reich

des Geistes der alte, in Europa wieder auftauchende Buddhismus.

Über Darwin und seine naturhistorischen Verdienste haben wir hier nicht zu urteilen, sondern über seine so rasch zur Verbreitung gelangte Lehre.

Daß diese bestechende Theorie in Widerspruch mit der Geologie und Paläontologie steht, erkennen immer mehr auch unchristliche Naturforscher wie Vogt, Virchow, Dr. R. Müller u. a. Schon ein vorurteilsfreier Blick genügt, um den Irrtum des Darwinismus zu erkennen. Wie und warum hat sich aus derselben Urzelle die fast unendliche Zahl der oft in demselben Boden, unter demselben Klima und derselben Wärme- und Regenmenge aufgewachsenen Pflanzenarten entwickelt? Wie kommen bei im ganzen gleichen Lebensbedingungen die Insekten, die Vögel und die Vierfüßler, diese scharf getrennten Familien, zur Entstehung? Überhaupt, wenn Gott einst eine Urzelle geschaffen und mit Evolutionskräften begabt hat, warum hat sie sich nicht mit unbedeutenden Variationen regelmäßig entwickelt, so, daß es einst Jahrtausende hindurch im Meer nur Schwämme, auf dem Land nur Regenwürmer, darauf nur Amphibien, endlich Vierfüßler, dann lange Zeit hindurch nur Millionen von Affen und jetzt nur Menschen gibt? Warum immer noch überall diese Fülle von alten, ursprünglichen und doch noch nicht evolvierten Formen? Denn selbst Bazillen und Mikrobenarten gehen nicht ineinander über, sondern existieren, wie immer mehr erkannt wird, streng abgesondert fort. Aber noch stärker ist der Gegenbeweis, den uns das Tiefseeleben liefert. Dort sind die Lebensbedingungen absolut einfach, überall dieselben und seit Jahrtausenden keinem Wechsel unterworfen, so gänzliche Finsternis, eine ewig gleiche Kälte von -2^0, ein ewig gleicher kolossaler Wasserdruck und als Lebensmedium ein und dasselbe

Salzwasser. Es sollte also dort nur eine Tierform existieren und zwar ohne Abarten; denn was konnte solche hervorrufen? Aber anstatt dessen sehen wir eine geradezu verblüffende Hülle und Fülle der verschiedensten und sonderbarsten Arten und Formen! Wo bleibt da noch die angebliche, Arten und Abarten schaffende, verändernde und vernichtende Macht der Umgebung?

Auf geistigem Gebiet wird die heutzutage bei Kriminalisten und Romanschreibern beliebte, Laster, Verkommenheit und Verbrechen entschuldigende Marotte der „erblichen Belastung" schlagend durch die oft großartige, leibliche und geistige Ungleichheit zwischen Geschwistern, wie von Anfang der Welt an zwischen Kain und Abel, Esau und Jakob u. s. w. widerlegt, sagt doch das Volk sprichwörtlich: eine Mutter zieht sieben und siebenerlei Kinder auf. Ebenso spricht dagegen die bekannte Thatsache, daß ein großer Mann meist von nicht großen abstammt, und daß er so gut wie nie seine Kinder mit seinem Genie erblich belastet, und zwar, je größer er ist, desto weniger; siehe Luther, Goethe u. a. — Auch äußere Ursachen, Hirnerschütterung, Alkoholismus und Morphinismus verändern nicht die Individualität oder den Charakter, sondern sie schwächen die guten Kräfte und lassen dem Übel mehr Einfluß und Spielraum; wie äußerliche Einflüsse machen können, daß ein Birnbaum steinige, verbuttete Birnen trägt, nie aber daß er ein Pfirsichbaum werde. Den Verbrecher, wie Lombroso und seine Schule es thun, für ein unverantwortliches Produkt auszugeben, ist, das bestätigen die besten Psychiater, ein großer und unheilvoller Irrtum. „Es gibt," sagt Prof. Dr. P. Flechsig (Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit) „keinen Rassentypus des geborenen Verbrechers (delinquente nato)." — „Selbst die Gewohnheitsverbrecher repräsentieren nicht zu ein Viertel einen Typus, weder geistig, noch körperlich." — „Das Suchen nach

einem bestimmten körperlichen Typus des Gewohnheitsverbrechers ist von vornherein ein völlig verfehltes Beginnen."

Ein solches Verkennen des Grundgesetzes der Schöpfung, eine so direkte Verneinung des nicht absichtslos zehnmal am Eingang der Schöpfung wiederholten göttlichen Worts: „ein jegliches nach seiner Art," und eine solche Elimination des Schöpfers aus seiner Schöpfung, wie sie der Darwinismus uns bietet, konnten nur verderblich wirken und haben es auch gethan. „Nicht nur," sagt Prof. Dr. Landerer, ist es in nun 20 Jahren nicht gelungen, aus der Evolutionslehre auch nur die dürftigsten Ergebnisse für Moral und Leben herauszupressen; sondern es ist kein Zufall, daß mit der Zeit, wo der Darwinismus populariſiert wurde, auch der moderne Aufschwung der Socialdemokratie begann," und gleichzeitig, fügen wir hinzu, die materialistische Gesinnung und die entsprechende Charakterlosigkeit sich in den Massen verbreitete. Wie sollte es auch anders sein? Sind doch die zwei Grundlehren des Darwinismus erstens die, daß alle Wesen und auch wir Menschen samt unsern Seelenanlagen nur Fabrikate sind von Zeit und Ort, physikalischen und chemischen Einflüssen, Wärme und Kälte, Nässe und Trockenheit, guten und Fehljahren, Zuchtwahl und erblicher Belastung; zweitens, daß die Existenz ein Kampf ums Dasein ist, wo Gewalt vor Recht geht und der stärkste Meister bleibt. Die erste Lehre verneint das eigenste Wesen und die Ewigkeit der Seele; die zweite leugnet die Prinzipien des Guten, des Wahren und des Schönen. Was bleibt noch übrig, so wenig viele Darwinisten es Wort haben wollen, als charakterloser Materialismus?

Dieser Lehre in der Naturwissenschaft entspricht der Buddhismus auf geistigem Gebiet, wie das Wiederaufblühen dieser asiatischen Religion in Europa und vorzüglich im Lande

Darwins mit dem Darwinismus zusammenhängt, in Deutschland jedoch auch mit den Lehren des pessimistischen Schopenhauer. Auch der Kern dieser Religion ist Ichlosigkeit; die Leugnung des großen Eins, Gott, und des kleinen, aber auch ewigen Eins, des Menschen. Sehen wir uns den Neu-Buddhismus an, wie er in Deutschland gelehrt wird, so in dem bekannten buddhistischen Katechismus von Subhàdra Bikshu, der übrigens ein Deutscher sein soll.

Während Gott zu Mose spricht: „Ich bin, der ich bin, das ist mein Name in Ewigkeit" (2. Mos. 3, 13—15), sagt der Buddhist: „Buddha ist kein Eigenname; es ist die Bezeichnung eines Zustandes oder einer Geistesverfassung" (Sub. B., S. 12). Der biblischen Lehre der persönlichen Seele als höchstes Gut des Menschen entgegen, faßt der Buddhist die Ichheit, die Thatsache, daß ich bin und sein will, als Quelle alles Übels. „Der Glaube an eine unsterbliche Seele," sagt er, „also an eine individuelle, von andern verschiedene und dabei doch ewige Wesenheit entspringt dem egoistischen Verlangen nach persönlicher Unsterblichkeit. Dieser Aberglaube gehört zu den zehn Fesseln, welche die Erlösung verhindern" (S. B. S. 69). Und er fährt fort: „Der höchste Grad der Ekstase ist der, worin die Schranken von Zeit und Raum schwinden, das sonst ausnahmslos wirkende Gesetz von Ursache und Wirkung und mit ihm die Individualität völlig aufgehoben wird" (S. B. S. 25—26). Von dem als höchste Seligkeit anzustrebenden Nirwana spricht er (S. 51): „Auf immer ausgeweht ist das flackernde Irrlicht der Ichheit, der Individualität, der Seele." Kurz Subhàdra Bikshu rühmt: „Der Buddhismus lehrt die höchste Güte und Weisheit ohne einen persönlichen Gott; eine Fortdauer des Seins ohne eine unsterbliche Seele; eine ewige Seligkeit ohne einen örtlichen

Himmel; eine Erlösung, bei der jeder sein eigner Erlöser ist" (S. 76).

Die angeblich der Ichlosigkeit entspringende Selbstlosigkeit des Buddhismus wird durch die hochmütige Lehre seltsam beleuchtet: „Die Sangha, die Brüderschaft der auserlesenen Nachfolger des Buddha, schließt aus: die Sklaven und Leibeigenen, die Mörder, Diebe und schweren Verbrecher, selbst wenn sie ihre Strafe abgebüßt haben, Kinder unter zwölf Jahren, Soldaten und Beamte jeder Art" (S. B. S. 81). — Also keine Hoffnung gerade für diejenigen, die ihrer am meisten bedürfen! — Auch hier, welcher Gegensatz zu Jesu Lehre und zu seinem Betragen gerade diesen Leidtragenden und Verachteten, den Sündern, den Kindlein, den Kriegern und den Zöllnern gegenüber! — Die sich aus der Leugnung der Ichheit ergebende Prinzipienlosigkeit wird S. 73 u. 74 durch das Gebaren buddhistischer Mönche beleuchtet, die deshalb gerühmt werden, weil sie den christlichen Missionaren ein Stück des Klosterlandes zum Bau einer christlichen Kirche unentgeltlich anboten; die also zur Verbreitung einer Religion beitrugen, von der sie doch wissen, daß sie die Lehre Buddhas vernichten und an ihrer Statt für die Menschheit verderbliche Irrtümer einführen will! — Leider haben wir auch in Europa sogenannte Christen, die solche Charakterlosigkeit als Toleranz preisen würden.

Allerdings beschuldigen andre deutsche Buddhisten Subhâdra Bikshu, die Lehre Buddhas nicht richtig erfaßt zu haben und geben z. B. vor, unter Nirwana etwas andres zu verstehen. Nun! über ein Gutes ohne Gott, ein Böses ohne Teufel, über ein höchstes Leben ohne Persönlichkeit noch Leiblichkeit läßt sich nicht streiten oder auch ewig streiten; aber soviel steht fest: Der Buddhismus leugnet das ganze christliche Glaubensbekenntnis. Er leugnet die Erschaffung der Welt durch Gott

den Vater, die Erlösung der Welt durch Gott den Sohn, die Heiligung durch den Heiligen Geist, die Bekehrung, die Sündenvergebung und die Gebetserhörung, endlich die Auferstehung der Toten, das Weltgericht, die ewige Höllenstrafe und die in dem Wort „sie werden Gott schauen" zusammengefaßte leibliche und durchaus persönliche ewige Seligkeit. Und das alles, weil er anstatt Gottes den Menschen als Höchstes setzt, d. h. nach der Bibel die größte Sünde begeht, deren ein Geschöpf fähig. — Und da will man noch Christum als einen Adepten der Geheimlehre und einen Nachfolger Buddhas oder gar als einen Buddha uns vormalen!

Diese Verirrungen zeigen den Wert der Ichheit als des großen Eins. Was sehen wir heutzutage überall? Auf allen Gebieten, bei allem Rühmen der Humanität und Brüderlichkeit, die Verkennung und Mißachtung der heiligen Individualität, das Verwehen und Verwischen der göttlichen Figur im Menschen, seines ewigen Profils. Wie der Socialismus, der Nihilismus, der Anarchismus die große göttliche Ichheit verloren haben, so gehen sie darauf aus, die menschliche zu schwächen, abzukanten und abzustumpfen, ihre Rechte in Kirche und Staat, in geistlicher und weltlicher Hierarchie, in König- und Priestertum, in der Ehe und in der Familie ihr abzusprechen; selbst eine durch ihre Mißgriffe noch nicht bescheiden gewordene Medizin beutet die Todesfurcht des Menschen aus, um ihn mehr und mehr zum bloßen wissenschaftlichen Objekt herabzuwürdigen.

Die Folgen liegen am Tage. Immer größere Unselbständigkeit und Charakterlosigkeit, immer größere Unfähigkeit, den Befehl, die Autorität, das Talent oder das Genie an andern zu ertragen, dieses sicherste Zeichen der Seelenschwäche, Psychopathie in allen ihren Formen, das sind die Früchte des

heutigen Zweifelns und des Irrewerdens an sich selber. Immer mehr verlieren sich die Menschen selber; immer mehr fragen sie ängstlich, zweifelnd: „Bin ich auch wirklich, der ich bin?“ In Büchern wie Dr. Jekyll, Trilby u. a. macht sich der Hypnotismus, dieser anmaßende Eingriff einer andern Ichheit in die unsre, immer breiter, und immer mehr wird der krankhaften Suggestion oder gar einer verrückten Abdoppelung unsres Ichs das Wort geredet. Wem suggeriert werden kann, der ist schon an der Seele krank, und wie soll er den Suggestionen des Teufels widerstehen? — Wie ungesund die Hypnose ist, sagt der schon erwähnte Psychiater Prof. Dr. Flechsig: „Viele Gewohnheitsverbrecher, insbesondere Schwindler und Hochstapler sind Hypnotiker; ebenso viele der gefährlichsten Insassen der Irrenanstalten.“ „Wahrscheinlich,“ fährt er fort, „wirkt auch die künstliche, zu Heilzwecken erzeugte Hypnose ähnlich; denn gar nicht selten zeigen Personen nach häufiger Wiederholung der Hypnose Zeichen einer Charakterentartung, die sie vorher nicht darboten.“ — Wer Gott verliert, verliert auch sich selbst. — So füllt sich immer mehr die Welt mit Medien, aus denen nur die Suggestion des Tagblatts und des Theaterstückes, des letzten Romans und des letzten Vortrags, des neuen Schlagworts und der heute beliebten Phrase, der neuesten Wissenschaft, der neuesten Humanität und der neuesten Religion spricht. Und weil sie blind geworden sind für die wahren Mysterien und Abgründe des Seins, so wittern sie überall „unheimliche Fragen“, „große Rätsel“, und behandeln auf der Bühne „schwere Probleme der neueren Psychologie“, über die ein Kind in unschuldiger Einfalt lacht und sofort das richtige Wort spricht.

Die Zahl 1 ist eine nicht zu erschöpfende Schöpfung Gottes; darin steckt und strahlt das All.

* * *

Gehen wir zur Zahl 2 über.

Als Gott das Eins dachte, sich als 1 setzte, setzte Er auch ein Nichteins fest, das Nichtgott; die Schöpfung. Dem 1 als ich steht das 2 als Gegensatz gegenüber, als du, wie wir sahen, daß in vielen Sprachen zwei und du fast identisch sind: die Ichheit erkennt sich an der Nichtichheit.

So enthält diese Zahl 2 das Gesetz des Nächsten. Er ist wie du ein Eins, folglich dir absolut gleich, und du sollst ihn achten, nicht mehr und nicht weniger als dich, sollst ihn lieben wie dich selbst. Auch hier ein grundlegendes Gesetz, welches derjenige, der das große Eins verloren hat, auch verkennt. Wie wanken heutzutage die Meinungen über das Du und das Deine. Bald ruft ein Sociolog wie Herbert Spencer, es sei ein heilsames und gerechtes Gesetz, daß die Schwachen zu Grunde gehen und je schneller, desto besser! Bald wirft sich ein Philantrop in den Staub vor dem verkommenen Stromer und klagt sich an, er sei mehr schuld an dessen Verbrechen und dessen Liederlichkeit als dieser, und der Brahmane will mich gar glauben machen, es sei Pflicht, mich vom Ungeziefer fressen zu lassen, damit dasselbe nicht Hunger leide! Aber im Gegensatz von 2 liegt auch das Du als ein Zweites und Nichtich; weshalb das buddhistische, von allen Wesen ausgesagte „tat twam asi", „das bist du", ebenso falsch ist wie das logisch absurde: „Wenn ich du", oder wie das Volk tief sagt, „dich wäre!" — wie auch eine zweckmäßige Organisation eines Staates, ja schon einer Familie nur dann möglich ist, wenn ich andre als ein Nichtich auffasse. Auch hier spricht Christus das Richtige aus: „Wer zwei Röcke hat, der gebe einen dem, der keinen hat." Hier haben wir das Recht der Ichheit und des Besitzes und die Pflicht der gerechten und freien Nächstenliebe.

Zwei ist die Zahl des Gegensatzes. Ohne Gegensätze kein Leben. Das bloße Eins (abgesehen vom großen, alles in sich enthaltenden göttlichen) kann nicht wirken. Die Kraft will den Stoff, der Baum den Boden, der Mann das Weib, das Subjekt das Objekt und die Ursache die Wirkung. Das Eins verlangt nach dem Zwei.

Woher und warum Gegensätze? — Antwort: Aus Gott und weil in Ihm solche sind. Auch in Gott, um menschlich von Ihm zu sprechen, ist der große Gegensatz, sind die großen Pole von Kopf und Herz, von Gesetz und Liebe, von Geist und Seele, von Licht und Wärme, Erkenntnis und Leidenschaft, Denken und Fühlen. Daraus wird in seiner Schöpfung der große, schon das gesamte Pflanzenreich durchziehende Gegensatz des Geschlechts. Und das Haupt, das Gesetz ist das erste und das Herz, die Liebe das zweite. Zuerst schuf Gott die Welt, und dann hat er die Welt geliebt.

Und so ist sein Wort voll großer, gewaltiger Gegensätze, erzählt Ungeheuerlichkeiten, beschreibt Unmöglichkeiten, stellt unglaubliche Paradoxien auf, ohne sie auch nur mit einer Silbe zu entschuldigen. Da stehen sie wie riesige Bildsäulen in der Wüste, mit keinem Tüchlein um die Lenden, mit keinem Messerlein zur Abwehr, bloß, nackt, schauen uns gelassen an, sprechen lautlos: Nichtwahr, Staubgeborner! du kannst uns nicht reimen! Laß ab! — Dieser Eine und Einige Gott ist drei Götter! — Der Sohn spricht: „Ich und der Vater sind eins", und zugleich: „Der Vater ist größer denn ich!" — Es steht geschrieben: „Gott ist nicht ein Mensch, daß ihn etwas gereue", und ebenso: „Es reuete den Herrn des Übels, das er geredet hatte zu thun, und that es nicht!" — Er ist gerecht, und Er verhärtet das Herz Pharaos und straft ihn dann dafür. — Er ist gerecht, und Er sucht die Sünde der Väter heim an

den Kindern bis ins vierte Glied. — Er richtet nach dem Recht Jehovas, und liebt den Jakob und haßt den Esau, ehe die Kindlein geboren waren! — Er ist heilig, und wählt sich Mörder, Ehebrecher uud Diebe zu seinen Königen und Priestern ewiglich! — Er spricht: „Gott ist es, der in euch wirket das Wollen und das Vollbringen", und wirft den Menschen vor: „Ihr wollt nicht zu mir kommen!" — Und tritt dieser Gott in diese Welt ein, so ist seine Erscheinung nur ein großer Gegensatz. Er, durch den und für den alle Dinge geschaffen, bittet müde um Wasser. Er, der 5000 mit 5 Broten ernährt, leidet Hunger. Er, das absolute Recht, weigert sich Recht zu sprechen. Und ebenso widerspruchsvoll ist seine Lehre. Wir sollen trachten nach guten Werken; aber unsre Werke sind null und nichtig. — Furcht ist nicht in der Liebe; aber wir sollen unsre Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern. — „Wer glaubt, kommt nicht ins Gericht," steht geschrieben; aber auch: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse." So ruft uns sein Wort zu: Sei stark, sei fröhlich, weise, unsträflich, vollkommen wie dein Vater im Himmel; und: Sei arm, elend, sündig, besudelt, ein Nichts! Du hast das ewige Leben; aber du bist tot.

Schreiende Widersprüche dem klugen Weltmenschen! Unsinn dem Borniertеren! Und dem Christen oft schwere Anfechtung. Klippen, an denen der Ungläubige scheitert! Felsen der Wahrheit, auf die der Gläubige mühsam sich rettet vor den Wogen. Und es steht geschrieben: „Selig ist der Mensch, der die Anfechtung erduldet."

Ohne Gegensätze kein Leben. Was wäre die Welt ohne sie? Wie, wenn kein Gegensatz wäre von Tag und Nacht, Kälte

und Wärme, Licht und Dunkel, Organischem und Unorganischem, Arbeit und Ruhe, Kraft und Stoff, Seele und Leib, Tod und Leben? — Und was wäre der Mensch ohne seine Gegensätze? Etwa ein Infusorium, also ein Gallertsäckchen, das vornen Wasser einsaugt und hinten abstößt? Doch nicht, denn auch dieses niedrige Leben beruht auf Gegensätzen vom Behälter und Inhalt, von vornen und hinten, von Aufnehmen und Vonsichgeben. — Also nur eine Urzelle, unbewußt im Urnebel schwimmend? Auch das nicht; Zelle ist Form und Eins, also Gegensatz zum Form- und Zahllosen. — Oder ein Atom, Sauerstoff etwa? Da sind erst recht kräftige, unbeugsame, unabänderliche Gegensätze zu allen andern Atomen, so des Eisens, des Wasserstoffes u. s. w. — Aber ein Uratom des Urstoffs? Auch hier Gegensatz! Ist dieses Atom nicht ein Eins, so kann daraus nicht eine Vielheit entstehen. Ist es ein Eins, dann ist es verschieden von dem, was um es ist und nicht es selber ist. Und so gelangen wir immer tiefer in die gegensatzlose Nacht, wo schließlich nichts sich regt, noch hallt, und horchen im ewigen Nichts und vernehmen keinen Laut mehr. Ohne Gegensätze kein Sein nach Dasein. Ohne Gegensätze, o Mensch, wärst du nicht; du bist die Sichtbarkeit von Gegensätzen. Und doch verlangst du vom Gott alles Lebens, es sollten in Ihm keine sein; Er soll wie ein form- und eigenschaftsloses Protoplasma — denn Eigenschaft ist Gegensatz —, in seiner Ewigkeit willenlos — denn Wille ist Gegensatz zum Nichtgewollten —, ewig in seinem Nichts sitzen?!

Aber einst wird **Er** den großen Schlußakkord anschlagen und siehe da, wie Nebel lösen sich alle Dissonanzen wunderbar auf; Gerechtigkeit ist Liebe, Fatalität freier Wille, Zeitliches ist Ewiges, stärkste Ichheit ist seligste Selbstlosigkeit, der

Schöpfer und seine Schöpfung verstehen endlich einander und Gott ist alles in allem.

* * *

Und 3 ist das Resultat, die Frucht, das Kind vom Mann, dem 1, und vom Weib, dem 2; vereinigt in sich 1 und 2; ist nicht mehr Gegensatz, sondern Abrundung, Harmonie und gegenseitige Vervollständigung; ist die Vermittlung des Gegensatzes.

Weil Gott sich in der Dreizahl geoffenbart hat, so geschieht in ihr alle Offenbarung alles Seins und alles Thuns. Unerforschlich ist es auf Erden, warum Gott eine Dreiheit und Dreieinigkeit ist; unergründlich das innerste Wesen von Gott, dem Vater, Gott dem Sohne und Gott dem heiligen Geiste, und unfaßlich dem Menschen das Verhältnis dieser Elohim zu einander und ihr Rat, als sie sprachen: Laßt uns Menschen machen in unserm Bilde! Aber „ihr Gleichnis" tragen wir an uns, und sind eine uns selbst verborgene Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist. Überall tritt über das 2 als den Gegensatz das Dritte als Vermittlung, als Mitte hinzu und bildet den Akkord und Dreiklang; und kommt beim Menschen zu Leib und Seele nicht der Geist, so bleibt das Leben Gegensatz ohne Verbindung noch Harmonie, Dissonanz, steter Zweikampf und Chaos ohne Schiedsrichter, wie an modernen Psychologen zu sehen. Keine wahre Psychologie ohne diese Dreiteilung des Menschen. Und überall im All sehen wir die Abbildung des großen, göttlichen 3.

Von dreierlei Geschöpfen hat Gottes Wort uns etwas geoffenbart: von Menschen, Engeln und Teufeln und ebenso von ihrer dreifachen Behausung: Erde, Himmel und Hölle. Dreifach ist die Einteilung des Tempels Gottes im Himmel, von Moses auf Erden getreu nachgebildet, der Vorhof, das Heilige und das Allerheiligste; und im Heiligen offenbart sich die dreifache Gottheit als die ernährende an den 12 Broten, als die fürbittende und versöhnende am Altar der Wohlgerüche und die erleuchtende am siebenarmigen Leuchter; im Heiligsten aber als der einige Gott, den kein Mensch sehen kann und leben. — Drei sind die Grundbedingungen der Existenz: Zeit, Raum und Stoff; drei die Dimensionen des Raumes: Länge, Breite und Höhe; drei die Abteilungen der Zeit, die starre, unabänderliche Vergangenheit, die fließende Gegenwart und die wie die Luft ungreifbare Zukunft; drei die entsprechenden Formen des Stoffes: fest, flüssig und gasförmig; und demnach auch drei die Formen des menschlichen Thuns, die feste, starre That, das fließende Wort und das wie die Luft freie und unsichtbare Denken, entsprechend den drei Wesenheiten im Menschen: dem Leib, welcher eine sichtbare und greifbare That ist; der Seele, welche sich im Wort ausspricht und dem Geist, dem Urheber der unfaßbaren Idee. Alles geschieht in den drei Stufen des Anfangs, der Mitte und des Endes; dreierlei sind auch die drei Stufen der Sprache; gut, besser, am besten; dreierlei die Formen der Familie, Mann, Weib und Kind; und die Reiche der Natur, Mineral-, Pflanzen- und Tierreich; drei die Grundtypen der festen Körper im Weltall: Sonnen, Erden und Monde; drei die großen Kontinente: Asien, Afrika und Europa, die allein die biblische Welt bilden, und drei die aus drei Urvätern hervorgegangenen Menschenrassen: der Afrikaner bedeutet die Leiblichkeit; der Europäer die

Seele, die Intelligenz, und der Asiate den Geist. Alle Religionen stammen aus Asien. „Ex oriente lux!“ Aus dem Osten kommt das Licht, sprachen schon die Alten. Drei Formen weist die Erdoberfläche auf: den Berg, die Ebene und das Meer, die Tiefe; und drei sind die Abteilungen des menschlichen Leibes: Haupt, Rumpf und Glieder, so auch beim Tier; und dreierlei Grundformen zeigt die Pflanze; die Wurzel, den Stamm und das auch zur Blüte, Staubfäden, Dornen sich gestaltende Blatt; u. s. w.! daher der Volksmund ahnungsvoll spricht: „Aller guten Dinge sind drei.“ — Und zwischen allen diesen Dreiheiten tiefes Entsprechen, prächtiger Parallelismus, unerschöpfliche Symbolik.

4 ist, auch in der Bibel, die Zahl dieser Welt. In 40 tritt uns ihre volle Nichtigkeit und ihre Öde, insofern sie jetzt eine sündliche und von Gott getrennte ist, entgegen; das ist die Versuchung in der Wüste; beim Volk Israel, bei Moses, dem Gesetz, bei Elias, dem Propheten, und bei Christo; aber auch das Alleinsein mit Gott, 2 × 40 Tage auf dem Sinai; 40 Tage war Christus im Paradies, ehe er zum Vater aufsteigen durfte. Bei 4 kommt 1, die Welt, zum dreieinigen Gott hinzu als volle Offenbarung; so zu den 3 Reichen der Natur der Mensch; zu den 3 Elementen im Sinne der Alten, Erde, Wasser und Luft, das Feuer; zu den 3 Formen: fest, flüssig, gasförmig, das Organische; zu den 3 Dimensionen des Raumes: Länge, Breite, Höhe, die Tiefe als ein Inneres; zu Leib, Seele und Geist die Nahrung als ein Äußeres. Wie die Himmelsgegenden vier sind, so auch 4 die Evangelien, und sie beleuchten 4 Seiten der Persönlichkeit Christi, die in einem uns noch dunkeln Verhältnis zu den 4 göttlichen Kräften stehen, welche durch die 4 Cherubim mit ihren 4 Lebenskreisen oder Rädern mit je 4 Flügeln und 4 Angesichtern nach den 4 Grundtypen des

Menschen, des Löwen, des Stiers und des Adlers, vorgebildet sind. — „Wenn sie gingen, so gingen sie nach ihren 4 Seiten; sie wandten sich nicht" — also der Grundtypus des Würfels. Würfelförmig war das Allerheiligste, die vollendete Beherrschung des Raumes oder die Allgegenwart Gottes andeutend; und viereckig, würfelförmig ist das heilige Jerusalem, der vollendete ewige Typus der Wohnung und der Stadt. So ist im Parthenon und sicherlich auch im Tempel Salomonis die Grundform der Façade, das Gesicht des Tempels, das Viereck vom Dreieck gekrönt, die Welt von der Gottheit beherrscht. $4+3=7$, 4 durch 3 multipliziert, also die Welt von Gott gesegnet und fruchtbar gemacht $= 12$, die Zahl des Volkes Israel, dem diese Welt und ihr Segen verheißen, und ebenso die Zahl des himmlischen, die neue Erde, die neue Welt beherrschenden Jruschalajim. „Das Gesetz wird von Zion ausgehen."

Je höher wir in die Zahlen steigen, desto schwieriger wird naturgemäß ihre Symbolik. Jede Zahl wird mehr und mehr zu einem Komplex von unerschöpflichen Zahlgesetzen. Denn sie enthält alle vorhergehenden in sich, mit allen ihren Eigenschaften, die unsre ganze Mathematik schon bei einfachen wie 7 oder 9 nicht zu ergründen vermag.

5 scheint auf $3+2$ zu beruhen, und eine Halbheit zu involvieren, die auf die entsprechende wartet, so bei den 5 Fingern jeder Hand und den 5 klugen und 5 thörichten Jungfrauen. 6 ist nicht, wenigstens in der Zahl des Tiers 666, als eine Verdoppelung der göttlichen 3, sondern als $4+2$ aufzufassen, also eine in dieser Welt sich abmühende und doch nicht vollkommene Evolution; so die 6 Tage der Arbeit. Erst durch ein großes Eins wird 6 zur heiligen Zahl $7=4+3$; und die 6 Tage und Jahre und Jahrtausende der Arbeit durch einen Sabbattag, = Jahr, und = Jahrtausend zur göttlichen Woche. —

$8 = 2 \times 4$, die doppelte Zahl der Welt, spielt in der Bibel keine wesentliche Rolle; doch wird der 8. Tag zur Beschneidung der Kinder und zur Reinigung des Aussatzes, der unreinen Männer, der Wöchnerinnen und der Nazarener angesetzt. $9 = 3 \times 3$ ist von jeher die Zahl des Mystikers, der von der Welt nichts mehr will, sondern in einer fruchtbaren Steigerung des Göttlichen alles sucht.

* * *

Damit sind die großen Ureinheiten der Zahl erschöpft, die zusammen die Zahl des Menschen, 10, ausmachen, wie sie sich in seinen 10 Fingern offenbart, in diesen 10 Werkzeugen und Kräften, womit er die Welt bezwingt, nach der rechten und linken Seite halbiert; ein freies Schweben zwischen Gutem und Bösem aussprechend.

In den 10 Riesen der vorsintflutlichen Zeit haben sich diese Urzahlen und ihre Qualitäten ausgesprochen, als noch der Mensch als gewaltige Ichheit und Träger großer Prinzipien die Erde beherrschte und, noch paradiesische Kräfte in sich fühlend, sich diese ihm so neue Welt ansah, und die Gesetze dieses ihm noch so unbekannten Erdenlebens. Davon singt die isländische Sage, die Völuspâ: Riesen acht' ich — Die Urgebornen, — Neun Äste weiß ich — Am starken Stamm — Im Staub der Erde. — Welche Dramen mögen die Lebensläufe, die im himmlischen Äther geschriebenen Biographien dieser vielhundertjährigen Dynasten und Autokraten und Tyrannen bieten, die kein Gesetz kannten als ihren Willen und „die

Erde mit Gewaltthat füllten!" Welches Schauspiel für die Elohim und die Engel, wie sie mit mächtiger Faust und unverwüstlicher Kraft die stoffliche und die geistige Erde in Besitz nahmen! — Zuerst Adam, der große Eine und Erste, vor dem in Ewigkeit kein Geist wußte, was ein Mensch sei; der göttliche Hauch, das aktive Ha! Wir sahen es, wie er über die Erde schreitet, der Rote, der Blutfarbige, von heiß pulsierender Lebensflut belebt! — Dann Seth, der zweite; er ist der Gesetzte, das Gesetz. Denn wir sahen oben, daß im Zwei der Gegensatz, also das Gesetz, sich offenbart; er faßt also und stellt diese Welt dar als eine gesetzte, diese Existenz als die Erfüllung von Gesetzen, unzerbrechlich, unbarmherzig, ewig. Aber er ist auch, wie Eva in prächtiger Symbolik und als die Mutter aller Lebendigen es ausspricht: „Ersatz" und damit wird mit dieser Zahl 2 das wunderbare Gesetz ausgesprochen, nach welchem diese Menschheit besteht durch neue göttliche Geburten, durch den steten Ersatz der durch die Macht des Todes hinweggerafften. Diese Menschheit als solche kann Satan, der die Macht des Todes hat, nicht töten, denn der Gott des Lebens schafft Ersatz. — Aber immer mehr brechen die Wellen der Mühe und Arbeit, des Grams und des Kummers selbst über diese Starken herein, mit dem Bewußtsein des tiefen Falls; und Seth nennt seinen Sohn Enos = einen elenden Menschen! Welch ein bis zu uns, durch die Jahrtausende klingender Seufzer der Menschheit über ihre verfehlte Existenz! Schon in seiner Zahl 3 liegt klar die Vernichtung, das sich elend und nichts fühlen des Menschen Gott gegenüber. — Aber sie raffen sich auf; sie müssen die Erde besitzen; so will es Gott! „Besitzer" heißt und war Kenan, der 4., in der Kraft dieser Grundzahl der Welt, des Würfels und der Wohnung, welche auch die 4 Finger der Hand bedeutet, womit der Mensch er-

faßt, Besitz nimmt von etwas; er fühlte sich als Freiherr von Gottesgnaden über noch nie von Menschen gesehene Länder, mit ihren Flüssen und Bergen und Früchten und Tieren, sprach: diese Erde ist mein! und besaß sie Jahrhunderte hindurch. Und in dieser Macht und in diesem Besitz war Mahalaleel ein Weltherrscher, der „Gott lobte!“ Die Zahl 5 ist auch die mit 5 Fingern gen Himmel und zu Gott erhobene Hand, die lobt und gelobt. Wie mag sein Lobgesang und der der Tausende, die, aus seinen Lenden hervorgegangen, ihm dienten, laut und groß und frei emporgeschallt haben! Doch auf die Höhe folgt der Fall. — Jared = der Absteigende, Herabkommende, ist sich seiner Abkunft wohl bewußt und verläßt dennoch dieselbe; ist als sechster schon der Mensch der Sünde, dessen Zahl einst 666 sein wird. Und wie auf jenen einst der Menschensohn, Christus folgen wird, so folgt auf den Jared der siebente: Henoch, der Geweihte; auch der Eingeweihte, der Wissende, von Gott Belehrte, dem die Zukunft bekannt; er lebt und webt in seiner heiligen, göttlichen Zahl, schaut weit über alle irdische Macht und allen Besitz hinweg den großen Abschluß der Erdgeschichte (Juda 14); lebt als wahrer Mensch in der wahren Zeit, das wahre, größere Jahr, 365 Tage, ein Jahr für einen Tag, und wird dann von Gott als reife Himmelsfrucht gepflückt.

Mit diesen 7 Urzahlen ist die größere Herrlichkeit abgeschlossen und es geht nun dem Gericht zu. „Todespfeil“ nennt der Prophet seinen Sohn Methusalah, und dieser muß es an 1000 Jahre in sich tragen und mit seinem Namen aussprechen, daß auch ihn, den ältesten aller Menschen, einst der Tod mit allen andern treffen wird; denn nach seiner Todeszahl starb er in der Sintflut. Der 9. heißt ein Armer. Das ist das Fazit der menschlichen Zahlevolution! Er mag wohl der erste Mystiker

gewesen sein, der auf Erden arm, der Erde müde, in dem dreimal dreimal heiligen Gott Ersatz suchte und fand. — Und Noah, der Trost, die Ruhe ist der Zehnte. Eins und Null! Welch ein Symbol von dem Einziggeretteten und der Vernichtung! Durch unbegreifliche, von uns kaum geahnte Kräfte und Prinzipien hindurch hat die Menschheit evolviert; und nun ruht sie, die sündige, freilich im Tod der Sintflut; Noah aber, der Diener Gottes, in der Befreiung von aller Gewaltthat und Bosheit der vorsintflutlichen Welt, auf einer neuen, einstweilen noch friedlichen Erde.

Und die Zahl fängt von vorne an, nachdem sie in Noah zur Einheit des Zehners zurückgekehrt ist. Die Ichheit hört auf und die Vielheit geht an. Nie mehr beherrscht ein Mensch die Menschheit. Die Geschichte der Individuen hört auf, die der Nationen beginnt, und die Geschichte der Menschheit evolviert nach dem großen Decimalsystem weiter, entsprechend den 10, auch in nach 5 und 5 (nicht nach falscher katholischer Lehre nach 4 und 6) gegliederten Geboten und Verboten Gottes. Die Ichheit hat sich in der Vielheit zersplittert, abgeschwächt, wird zum 10-, 100-, 1000mal blässeren Abdruck der ersten majestätischen Individuen nach Gottes Bild; zur Strafe, zur Verhütung, damit ihr Böses nicht das göttliche Gute überwuchere. — Diese Zerteilung und Zersplitterung der Zahl und die entsprechende des Geistes und der Macht zeigt sich am Wort des Menschen, diesem Maßstab seiner Größe. Adam, der Mensch, der Eine, wie er alle Tiere nannte, spricht Worte für die ganze Menschheit und so lange sie auf Erden wandeln wird, für sie gültig: „Ich habe mich gefürchtet, denn ich bin nackt"; und er nannte sie „die Mutter der Lebendigen" und sprach: „Diese ist Gebein von meinen Gebeinen und Fleisch von meinem Fleische. Darum wird ein Mann

seinen Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden ein Fleisch sein." — Noahs Worte bestimmen das Schicksal eines Weltteils: „Verflucht sei Kanaan! ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! Gelobet sei Jehova, der Gott Sems, (Schem: Ruf, Anrufen) und Kanaan sei sein Knecht! Weit mache es Gott dem Japhet, und er wohne in den Zelten Sems — wunderbare Prophezeiung! wie schon sein Name: Erweiterung, Ausbreitung bedeutet — und Kanaan sei sein Knecht!" Abrahams Worte beziehen sich nur auf das Volk Israel und seine große Mission den Nationen gegenüber. Isaak setzt den Jakob als Erben der Verheißung ein; Jakobs Segen betrifft die einzelnen Stämme; u. s. w. Seitdem und jetzt noch vermag wohl der fromme Vater seinen Sohn zu segnen, und er ist gesegnet; aber wo ist jetzt ein Mann, ein Christ, dessen Wort, dessen Segen oder Fluch die Geschicke nur seines Volksstammes, so Bayerns oder Schwabens, geschweige ganz Deutschlands oder gar Europas auf Jahrhunderte zu binden oder zu lösen vermöchte? Ein schlagender Beweis davon, wie der Geist des ersten Mannes und großen Eins nun unter 1500 Millionen Menschen zerteilt fortweht!

* * *

So schreitet in der Zahl das große Eins endlos in immer größeren Evolutionen weiter als 100, 1000, 100000, 1000000, diesen von den Völkern als Einheiten, als Elemente des Zählens anerkannten Zahlen.

Diese Zahlen sind zugleich ewige Geometrie, liegen allen

Formen zu Grunde. 1 ist der Punkt; 2 die Linie; 3 das Dreieck, die Fläche; 4 schon das Volumen, die Pyramide; 5 die Doppelpyramide, 8 der Würfel u. s. w. Ungeheure Schöpfungen! Elemente aller Formen, ohne die auch der Geist nicht denken kann! — Und jede neue Zahl ist eine Einheit, mit ihrem Charakter, ihren Eigentümlichkeiten und ihrer persönlichen Bedeutung; so etwa 1473 für einen Engel, obgleich für uns nur ein Conglomerat.

Diese Zahl ist unteilbar. Es gibt in der wahren Schöpfung keine Brüche. Was wir einen Bruch nennen, das ist eine, auf eine höhere Zahl bezogene Zahl, die an sich doch ein Ganzes bleibt, wie $\frac{1}{1000}$ eines Kilo doch ein Gramm ist, und vor Gott ein Mensch $\frac{1}{1495000000}$ der Menschheit und doch zugleich eine Einheit und ein Eins ist. Ein halber Baum oder ein Viertels-Tier ist ein nur in der abgefallenen Schöpfung, nicht aber in der ewigen Natur mögliches Unding. Ein Bruch ist nicht lebensfähig. Göttliche Einheiten sind unteilbar wie das chemische Atom, dieses Postulat der Wissenschaft des Stoffs, dieses Urbild der Ichheit. In jeder solchen Ichheit ist Gott alles in allem. Auch das Passahlamm durfte nicht geteilt, noch ein halbes Tier als Opfer dargebracht, noch vom Opfer etwas übrig gelassen werden. Im Himmel gibt es keine Brüche, keine Halbheiten, keine halben Menschen, wie keine halben Engel.

In der Hölle sind zwar auch die Verdammten wie die Teufel ewige Ichheiten; denn Gott nimmt diese seine unveräußerliche Gabe an das Geschöpf nicht zurück; aber weil sie von Gott nichts wollten, hat Er sich von ihnen zurückgezogen und sein Gesicht von ihnen abgewendet, dieses Licht, in dem allein das Geschöpf das Licht sieht. Weil sie sich vom großen Eins losgesagt, haben sie weder Gesetz noch Norm mehr in sich; sie haben, sagt schon Plato, „ihre Zahl verloren". — „Der Herr

dieſes Knechts wird kommen und ihn entzwei, in zwei Stücke (Grundtext) zerhauen", wird Seele und Geiſt auseinanderſpalten. — „Dann kehrt der Geiſt zu Gott, der ihn gegeben" und die geiſtloſe Seele ſinkt in die Tiefe, hat das Göttliche verloren, vermöge deſſen ſie mit Gott verkehren konnte, und kann Ihn nimmermehr finden. Ihr Daſein iſt nun Teil ohne Ganzes, Halbheit ohne Entſprechung; ein ewiges Fallen durch die immer kleiner, niemals zu nichts werdenden Werte eines irrationalen Bruches. Der Wunſch ohne die Verwirklichung, die Gier ohne den Genuß, die Wut ohne die Macht; der Kopf, der vergeblich zu denken ſich müht, die Ichheit, die auch ſich ſelbſt nicht mehr liebt, die Augen ohne das Licht, der Mund ohne das Wort, die Füße, die keine Unterlage finden, die Hände, die ewig ins Nichts greifen; die Seele, das große Subjekt, ohne das Objekt, das Geſchöpf ohne die Schöpfung und ohne den Schöpfer, das iſt äußerſte Finſternis, ewiges Sinken durch grundloſe Abgründe, ewiges Sterben ohne Hoffnung des Todes!

Und davon trägt und birgt in ſich ein Vorgefühl, wie Wetterleuchten, der freche Gottloſe, „die hochverdammte Seele" wie Böhme ſagt, der alles Erſchaffene nicht mehr Ergänzung, ſondern nur noch Qual und Wutreiz iſt.

Mit der Erkenntnis, daß 1 die Zahl der Einheit iſt, 2 des Gegenſatzes, 3 Gottes und 4 der Welt, dringen wir kaum weiter in das Weſen der Zahl ein; denn wir wiſſen nicht warum und inwiefern dieſe Zahlen dieſe Bedeutung haben. Vielmehr verhält es ſich mit der Zahl wie mit dem Buch des Geſetzes, Sepher Thorah, von dem die Kabbalah ſagt: „eben weil dasſelbe durchaus geheimnisvoll und hieroglyphiſch, erſcheint es wegen ſeiner großen Verſchloſſenheit dem Unkundigen weniger myſtiſch als die Propheten, in denen die Myſtik ſchon

mehr aufgeschlossen." Weil die geheime Bedeutung der Zahl das Tiefste ist, darauf die Schöpfung sich gründet, so entzieht sich diese Tiefe wie unsrer direkten Erkenntnis, so unserm Gefühl, während die schon mehr aufgeschlossene, darauf beruhende Symbolik der Form und der Farbe beides anregt. So bekommt jeder Mensch von einem hohen, steilen Berg den geheimnisvollen Eindruck der Höhe, vom Meer den der unendlichen Fläche, vom Abgrund den unheimlichen des Fallens; und ebenso betrübt uns die schwarze und belebt uns die rote Farbe. Von der Zahl 3 oder 4 dagegen bekommt niemand unmittelbar einen göttlichen, noch einen weltlichen Eindruck. — Warum dann sich mit der Zahl abgeben? — Deshalb, weil die Bibel lehrt, daß es eine himmlische Zahl gibt, die sich zur unsrigen wie höchste Algebra zur Arithmetik verhält, und die das Gesetz der himmlischen Schöpfung ist, wie die irdische Zahl das der irdischen. Eine Betrachtung dieser Zahl gehört also zur Betrachtung ewiger Wahrheiten, zur geistigen Vorbereitung und, wenn auch indirekt, zu dem vom heiligen Geist empfohlenen Sinnen nach dem, das droben ist.

* * *

Die Zahl beherrscht die drei Grundformen der Existenz: die Zeit, den Raum und den Stoff.

Die fortlaufende Serie der sich wiederholenden Einheiten, oder die ewige, in die Endlichkeit tretende Zahl, das ist die Zeit. Es rollen dahin die Jahrtausende und die Jahrhunderte, die Jahre und die Monate, die Wochen und die Tage und die

Stunden, von einem Denker schon „Tropfen der Ewigkeit“ genannt; und diese Zahlen, diese unaufhörlich aufeinander folgenden Data, sind das Gewebe, auf das erst die Menschen ihre Thaten einsticken; von diesen Zahlen hängt es ab, ob eine That Ursache oder Wirkung, ob ein Mensch Ahne oder Enkel ist; und „wenn die Zeit und die Stunde gekommen“, dann heißt es: „und es geschah!“ In dieser sich abrollenden Zahl der Zeit ist nach Gottes ewigem Ratschluß die Zukunft sowohl des Einzelnen als auch der ganzen Menschheit festgestellt. S. Daniel 4, 13. 22. 29.: „bis daß über dich 7 Zeiten um sind“; und Kap. 12, 7: „es soll währen eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit“ ($3^1/_2$). Auch Offenbarung 11, 13.: „und sie (die zwei Zeugen) werden weissagen 1260 Tage“; u. s. w.

Daß Musik und überhaupt Klang, Hall, Sprache, die Hörbarkeit der Zahl und der Zahlverhältnisse, auch als Zeiteindrücke aufgefaßt, sind, ist allbekannt.

Nicht weniger beherrscht die Zahl die Welt der Farben, oder richtiger, sie ist die alleinige, uns bekannte Ursache dieser Erscheinungen. Von dem Unterschied zwischen dem roten und grünen Lichtstrahl wissen wir nichts andres, als daß beim ersten der Äther, so unglaublich es klingen mag, etliche 400 billionenmal in der Minute schwingt, beim zweiten dagegen 500 und einige Billionen mal. Wir können daher sagen: Farben sind nicht sowohl die Sichtbarkeit von Stoff als die Sichtbarkeit von Zahlen. Vibriert der Stoff nicht, so ist er farblos, unsichtbar. Freilich wissen wir nicht, ob Zahl und Stoff identisch sind; die Zahl bedarf des Stoffs, um sichtbar und hörbar zu werden; aber ebenso wahr ist es in wunderbarem Widerspiel, daß der Stoff der Zahl unbedingt bedarf, um wahrnehmbar, ja um denkbar zu sein. Muß er doch vor allem im Raum sich offenbaren.

Der Raum aber, Höhe, Länge, Breite und Tiefe, lauter meß- und zählbare Einheiten, was ist er für unsre Vorstellung anderes, als die Zahl neben der Zahl gedacht? Es mißt der Astronom und der Mikrograph, wie weit entfernt, wie groß und wie viele die Himmelskörper und die Infusorien und Bacillen sind. Ohne Größe, d. h. Zahl, existiert der Raumbegriff nicht, ja er ist nichts als Größe und Zahl; wobei wir freilich, wie überhaupt hier unter Zahl nicht nur die arithmetische, sondern auch sämtliche Gleichungen der höheren Mathematik als der wahren Zahlwissenschaft verstehen.

Wie wir überhaupt hienieden als „halbtote Engel", wie Jak. Böhme den Menschen nennt, mit unverstandenen Worten und leeren Hülsen spielen, so sind wir auch gewöhnt, die Zahl lediglich als Mengebestimmung anzusehen. Spreche ich von 7 Äpfeln oder 14 Steinen, so haben freilich die Zahlen 7 und 14 mit dem Wesen von Apfel und Stein gar nichts zu schaffen. Schon anders, wenn ich vom Dreieck und Viereck rede; sie sind eine Bildung durch die Zahlen 3 und 4, und werden durch diese in allen ihren Eigenschaften normiert. Noch höher steht die Kurve, auch sie ist, wie wir sehen werden, Zahl. So drückt das Profil der Juno Ludovisi durch bloße Kurven Seelenadel, Reinheit, Majestät aus, und wirkt auf meine Seele ein. Die Musik aber beweist auf's Klarste das Erstaunliche, daß bloße Zahlenverhältnisse, durch unsichtbare Luft ausgedrückt, diese meine Seele fröhlich oder traurig, ja sie zur Andacht und Anbetung Gottes, also zum Höchsten stimmen können. Damit geht uns eine Ahnung von der Schönheit, dem Inhalt und der Macht der Zahl auf, die auch Wort ist, wie z. B. jene, von musikalischen Zahlverhältnissen erzeugten Gefühle in mir sich mit Worten ausdrücken lassen. „Lieder ohne Worte" gibt es in der wahren Welt nicht.

Die ganze Welt der Formen läßt sich auf die Sichtbarkeit von Zahlen und Zahlenverhältnissen zurückführen. Jede Form besteht aus geraden Linien oder aus Kurven oder aus beiden. Die darstellende und die analytische Geometrie beweisen, daß jede gerade Linie und ebenso jede Kurve durch eine algebraische Gleichung oder Formel, also durch eine Zahl, ausgedrückt werden kann, die in absolut richtiger, also wahrer Weise sämtliche Eigenschaften dieser Linie ausdrückt. So ist

$\frac{x}{a} + \frac{y}{b} = 1$, die Gleichung der geraden Linie,

$x^2 + y^2 = r^2$, des Kreises,

$\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$, der Ellipse,

$y^2 = 2\,p\,x$, der Parabel, und

$\frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2} = 1$, der Hyperbel.

Daß die letztere auch das Gesetz der ewigen Annäherung zweier Linien mit absolutem Ausschluß ihrer Berührung enthält, läßt sich auch ohne mathematische Kenntnisse begreifen: ein schönes Symbol davon, wie einst das Geschöpf in allen Ewigkeiten der Gottheit sich nähern wird, ohne je Gott zu werden. — Es ist also mathematische Wahrheit, daß jede Form Zahl ist oder daß die Krümmung eines Baumblattes, die Kurve der Flügel eines Käfers wie der Umriß der Alpenkette oder das Profil eines Menschen, als bestimmbare Zahlen aufzufassen sind.

Ferner normiert die Zahl alle Erscheinungen des Stoffes, dieses unbekannten Etwas, in dem wir leben und weben und das wir nicht erfassen. Am Anfang des Stoffes steht als 1 da das unteilbare und unzerstörbare Atom. Was macht seine Kraft, sein Leben, seine Ichheit aus? Antwort: seine Grundzahl, von uns Atomgewicht genannt. Frage den Chemiker, warum Gold nicht Eisen ist, und was der eigentliche Unter-

schied zwischen Sauerstoff und Wasserstoff sei, so weiß er darüber nichts anders zu sagen, als daß das Gold ein andres Atomgewicht, eine andre Grundzahl (nämlich 196,7) habe als das Eisen (56) und der Sauerstoff (16); der Wasserstoff dagegen 1. Diese Zahl ist ein Bild der wahren Zahl und Formel, die Gott über sie aussprach, als Er sie schuf, und deshalb und dadurch sind sie Gold und Eisen und Sauerstoff und Wasserstoff geworden. Nach dieser Grundzahl, die ihre Individualität, spezifisches Gewicht, Farbe, Härte, Schmelzpunkt u. s. w. bedingen, können sie sich miteinander verbinden, anders nicht, weder auf Erden, noch auf den fernsten Fixsternen; das beweist uns die Spektralanalyse.

So muß der Chemiker, wenn er in seinen Retorten dem Stoff seine tiefsten Geheimnisse abzugewinnen sucht, wie kein andrer ausrufen: „Gott, du hast alles geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht!“ (Spr. 11, 22.)

Ist das Atom = 1, so tritt im Krystall als sichtbarer Anhäufung der als 2 zu setzenden Moleküle die Zahl klar hervor; was ist ein Krystall anders als der uns unfaßliche Stoff nach der Dreizahl (Achsen) symmetrisch (zahlentsprechend) nach Zahlverhältnissen aufgebaut? Öffnen wir irgend ein Buch über Krystallographie, so finden wir darin die Krystallwelt mit allen ihren fast unzähligen Formen durch Zahlverhältnisse ausgedrückt und in algebraischen Formeln gemalt. In der Pflanze tritt uns die schon im Keim ihr mitgegebene Zahl (Monokotyledonen und Dikotyledonen) in der Anordnung der Blätter um den Stamm entgegen (1:1; 1:2; 2:2 u. s. w.), ebenso in dem Blatt als einem nach 1, 3, 5, 7, 9 geteilten Kreis und sie entfaltet sich vollends in der Blüte. Kelch- und Blumenblätter, Staubfäden und Griffel offenbaren die der Pflanze innewohnende, ihre Entwicklung beherrschende Zahl. So sind die ein Viertel

der bekannten Pflanzen ausmachenden Cruciferen dadurch kenntlich, daß ihre Teile 2—4zählig sind; die Schmetterlingsblüten sind fünfzählig; die Liliaceen, was besonders schön an verschiedenen Schwertlilien zu sehen, durchaus 3zählig; u. s. w., und auf die Zahl der Staubfäden hat Linné bekanntlich sein ganzes Pflanzensystem aufgebaut. Nicht minder beherrscht die Zahl das Tierreich. Auch hier greifen wir es wie mit Händen, wie Zahlengesetze die Evolution des Lebens regieren und leiten. 5, 9, 11, 13, also immer eine ungerade Zahl von Armen strecken die Seesterne aus; 5zählig sind die so zahlreichen Seeigelarten; 100000 Insekten- und Käferarten werden von der Zahl 3 beherrscht; sie bestehen aus Kopf, Brust und Bauch, haben 3 Paar Füße und machen drei Lebensformen durch, als Larve, Puppe und Insekt. — Und welche reichhaltige Schöpfung bezeichnen wir als „Vierfüßler"! — Auch die menschliche Leiblichkeit ist nach der Zahl 2 und 10 (2×5) aufgebaut. 2 Arme und 2 Beine, 2 Augen und 2 Ohren, 2 Hände und 2 Füße, in je 5 Finger oder Zehen eingeteilt, von welchen der Mensch sein Zahlsystem hat. Dabei haben von 1500 Millionen Menschen nicht zwei das gleiche Gesicht; also absolute Mannigfaltigkeit in der Kombination; die geringste Abweichung von der Zahl dagegen, so z. B. 3 Arme oder nur 1 Fuß, ergibt sofort ein Monstrum.

Die gesamte leibliche Erscheinung dieses nach Gottes Bild geschaffenen Wesens, sämtliche physikalischen und chemischen Vorgänge, die als Wachstum, Ernährung, Atmen u. s. w. in ihm vor sich gehen und deren Gesamtheit wir Leben nennen, sind harmonischen Zahlenverbindungen unterworfen; unharmonische Verbindungen, das Überhandnehmen einer Einzelzahl auf Kosten der andern, das ist Krankheit, Krebs, Tuberkulose u. s. w.; ein Aufhören der Zahlenharmonie überhaupt bedeutet den Tod.

Da löst sich die Einheit in die Vielheit wieder auf; der einheitliche Bau zerfällt in niedere, von keiner höheren Zahl beherrschte Verbindungen.

Daß wir mit dem Menschen an der Grenze der sichtbaren Welt, richtiger gesagt, der irdischen Sichtbarkeit, angekommen sind, und daß höhere Formen der Existenz, der Engel und der Cherubim, für unsre jetzigen Augen nicht sichtbar sind, darf uns nicht irre machen. Sichtbar ist das, was das jeweilige subjektive Auge erfassen kann. Unsichtbar sind schon die Luft und der Äther, der elektrische Strom, der Schall und die Kraft überhaupt. Umgekehrt ist nach Lubbock der Mensch schon für eine Ameise oder Spinne, die nur 2—2½ cm weit sieht, unüberschaubar; für ein Räder- oder Trompetertierchen aber gänzlich unsichtbar.

* * *

Die Zahl ist auch das Gesetz der geistigen Evolution. Auch diese kann nur in der Zahl und nach der Zahl geschehen. Die Genesis erzählt uns das göttliche Aussprechen von 6 gewaltigen irdischen Grundzahlen oder Grundwörtern, innerhalb welcher in zahlreichen Kombinationen die irdischen Formen der Existenz spielen. Jede höhere Zahl, jedes Hauptwort, enthält die vorhergehenden, wie 1, 2, 3, 4, 5 in 6 enthalten sind. So hat der Mensch in sich das Wesen und die Eigenschaften des Krystalls, der Pflanze und des Tiers, und deshalb konnte Adam alle Tiere und alle Wesen mit ihrem wahren Namen nennen (Gen. 2, 20) und verstand ihre Sprache (Gen. 3, 1—4); nicht aber sie die seine.

Richtige Individualisierung nach der Grundzahl oder Evolution, Ent- und Abwickelung alles dessen, was in dieser Zahl oder Wort enthalten, ist Gesetz der Schöpfung; sie ist aber nur möglich vom wahren Eins, von Gott, als Einheit ausgehend, was auch absolute, göttliche und vollkommene Nächstenliebe bedingt, da in jeder Ichzahl 1 zugleich Grundzahl und gemeinschaftliche Einheit aller Geister ist. Das „Böse" dagegen ist Individualisierung auf eigne Zahl hin als Einheit aufgestellt. Als Lucifer sich in Gott bis zu einer Ichzahl n individualisiert hatte, setzte er diese Ichzahl n = 1, zum Ausgangspunkt und Maßstab einer neuen, selbständigen, d. h. von Gott losgetrennten, Seiner nicht mehr bedürfenden Individualisation. Er machte damit das göttliche 1 zu einem bloßen Bruchteil seines Ichs und sich selbst zur Einheit, zum Gott und Logos seiner Ichheit. Damit entstand das „Böse", ein negatives Gutes, welches Gott bei solchen, die nicht widerstehen, durch Hinzugeben des Fehlenden zu einem positiven Guten machen wird. Je höher die Zahl des Selbstindividualisierenden, desto falscher und gottloser seine Individualisation. Ist 6 = 1, und 12 = 2, dagegen 90 = 1 und 180 = 2, so ist im ersteren das ursprüngliche Eins und Göttliche noch $^1/_6$ der Ichzahl; im zweiten nur $^1/_{90}$. Zu Nichts aber kann das Göttliche auch im Bösen nicht werden, wie keine Individualisation von 0 ausgehend möglich. Insofern ist das Böse immer noch um etwas besser als das Nichts. Im Nichts, als im Nichtvorhandenen, kann Gott sich nicht offenbaren; im Bösen aber offenbart Er seine Heiligkeit, seine Gerechtigkeit und seine Gnade. Deshalb läßt Er es stehen. — „O Mensch! wer bist du, daß du mit Gott rechten willst, wenn Gott, willens seinen Zorn zu zeigen und seine Macht kund zu thun, die Gefäße des Zornes mit großer Langmut erträgt?" (Röm. 9, 20 u. 22.)

Die Individualisation Lucifers umfaßt, wie in Off. 12, 4 angedeutet, ein Drittel des Weltalls, und diese Größe gibt uns einen Begriff von der kolossalen Ichzahl des gefallenen Lichtfürsten. Wohl hat Adam die Sünde in diese Welt gebracht; aber Satan hat das Böse geschaffen und in die Himmel gesetzt. Ein neues Prinzip! Eine gigantische That! Aus ihr sind wie aus einem gewaltigen Giftstamm unzählige Äste und Zweige und Früchte und Konsequenzen für Millionen von Lichtfürsten und ihre Welten entsprossen. Während wir kleine Menschen aus allerlei und vielen Übertretungen allmählich unsre Sünde aufbauen, wird vom Satan nicht gesagt, er sündige oder sei ein Sünder. Sünde ist Übertretung des Göttlichen im Bewußtsein, daß das Gute Gesetz ist; Satan aber hat das Böse als sein Gutes, als allein gültiges Gesetz aufgestellt; damit fällt für ihn Sünde und Erlösung weg. Er thut nichts Böses: er ist das Böse; freilich ein uns Menschen Unfaßbares, die wir niemals hier, sondern erst drüben ewig das eine oder das andre der zwei großen Prinzipien schauen können und werden. Und doch, und weil auch seine Individualisation vom göttlichen Eins ausgeht, und weil ohne Gutes kein Böses ist, so mag ihm Zorn und Wut das Wissen sein, daß er ohne Gott, den über alles Gehaßten, nicht wäre.

Diese That Lucifers wurde nach einem göttlichen Gesetz zur Fatalität seiner Unterzahlen. Es entstand das jetzt uns Sichtbare, der bruchhafte Zeit-, Raum- und Stoffschein, in dem wir leben, und welcher schon der irdischen Schöpfung voranging. — „Die Erde war wüst und leer!“ eine Wirkung Satans; und Adam, im Bilde Gottes geschaffen, hätte durch Gehorsam, vom Garten Eden als dem Mittelpunkt aus, diese Erde Gott zurückerobern sollen. Aber er verlor die Geistesschlacht, und Christus mußte sie auskämpfen.

Wie die That Lucifers zur Fatalität des Menschen wurde, d. h. die Versuchung Adams in sich schloß, so die That Adams zur Fatalität der in der seinigen inbegriffenen Ichzahlen des Tieres, der Pflanze und des Steins. „Verflucht ist der Acker um deinetwillen!“ — „Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit, ohne ihren Willen, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat.“ (Röm. 8, 20.) So ist ferner das Thun des Tieres die Fatalität der in seiner Zahl inbegriffenen Pflanze, die es widerstandslos vernichtet, um sich von ihr zu nähren; und das Leben der Pflanze ist die Fatalität des von ihr zu ihrem Wachstum ebenso unwiderstehlich verbrauchten Krystalls und Gesteins.

Träumt seinerseits der Mensch den Traum Satans, sieht er nur noch den Schein und nicht das Wesen, nur das Vergängliche und nicht das Ewige, nur das Kreatürliche und nicht das Göttliche an den Dingen und Geschöpfen — ein schwerer, böser Traum, aus welchem er nur durch einen nicht in seiner Macht liegenden Ruf von oben geweckt werden kann — so lebt das Tier und selbst das in den Tiefen des Oceans verborgene, unbewußt den Traum des Menschen, einen Traum, dessen Gott, Logos, Gesetz und Zahl er ist, und die Religion des Tieres ist die Furcht vor dem Menschen, die Gott über dasselbe verhängt hat. (Gen. 9, 2.) — Ebendaher wird ein Zurückversetzen des Menschen in die wahre Zahl ein ebensolches Zurückversetzen in dieselbe für alle andern in der seinen inbegriffenen Ichheiten und Ichzahlen mitbringen. „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes und hofft auf die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 19—23).

Indem der Mensch von der verbotenen Frucht aß, setzte auch er seinen Willen zur Autorität, seine eigne Ichzahl

oder Lebensgleichung = 1, zur Einheit seiner neuen Individualisierung und machte sich zum Logos und Eins seiner Ichwelt. „Siehe! der Mensch ist geworden wie unser Einer" (Gen. 3, 22). Was ist die Sünde? Ist es nicht, daß der Mensch sich als Einheit und Grundzahl der Welt setzt, nach der die ganze Welt und alle Menschen sich richten sollten, von der aus er sie sämtlich nur für Brüche seiner Ichzahl hält und spricht: Ich bin Maßstab und Gesetz und Mittelpunkt — und liebt sich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen seinen Gedanken; anstatt zu erkennen, daß er nur ein unendlich kleiner Bruchteil des Gottes ist, der das Eins und das All, das A und das O? Und hat Christus nicht dadurch uns von dieser Sünde erlöst, daß Er ein Nichts sein wollte, nur den Willen des Vaters that, nur seine Worte sprach, und endlich auf dessen Wink seine Ichheit in den Tod gab? „Er vernichtete sich selbst", „machte sich zu nichts"! (2. Phil., 7, Grundtext.)

Diese neue und falsche Individualisierung des Menschen geschah zum großen Teil und geschieht heute noch im Unbewußten. Nicht nur der Christ ist tot und sein Leben ist verborgen, mit Christo in Gott; auch der gefallene Mensch lebt nur halb, lebt im Bösen, in kaum bewußtem Traum die Mysterien des Lebens durch. Erst im ewigen Leben wird er wiedererkennen, was Leben ist und wie in ihm Leib, Seele und Geist leben.

Die Folge dieser falschen Individualisation war eine sofortige scheinbare Trennung zwischen dem Geiste als der ewigen Zahl und dem nunmehr von ihm mangelhaft dargestellten Stoffe, oder das Entstehen einer Scheinwelt für ihn mit dem Dualismus zwischen Geist und Stoff, Leib und Seele; eine Trennung, die im Sterben ihre Vollendung erreicht. — Eine weitere Folge ist,

daß der Menſch von den ſchon durchindividualiſierten Zahlen kein Bewußtſein mehr hat; denn ſetzt er ſeine Zahl $6 = 1$, ſo verſchwinden als ſolche die Einheiten 1, 2, 3, 4, 5 und werden zu einem bloßen Sechstel ſeiner Zahl. Von dieſen Einheiten, die um ihn ſind, erkennt jeder gegenwärtig nur die in ſeiner perſönlichen Lebensgleichung liegenden Faktoren, und deshalb hat jeder Menſch von einem Hund, von einer Roſe u. ſ. w. einen von dem des andern verſchiedenen, nur bruchhaften Begriff. Von den höheren Individualitäten erkennt der Menſch ebenfalls nur einen ſeiner Einheit entſprechenden Bruch ($^1/_6$?), da er die ihm und ihnen gemeinſame Einheit verloren hat; da dieſe Erkenntnis nicht zur Produktion des Stoffſcheines oder deſſen, was verſchiedene Philoſophen als das Selbſtſetzen desſelben bezeichnen, genügt, ſo ſind dieſe für uns unſichtbar — iſt es doch Geſetz des Geiſtes, daß man zum Sehen oder Schauen einer gewiſſen Erkenntnis bedarf, und haben „ſehen“ und „wiſſen“ in manchen Sprachen dieſelbe Wurzel —; und ſo ſehen wir Engel und Teufel nicht, obgleich dieſelben wahrer und ſtofflicher ſind, als wir ſelber.

Von dieſer Anſchauung aus läßt ſich von einigen Erſcheinungen des Daſeins ſagen, wenn wir das Wort Zahl als irdiſches Abbild der himmliſchen Zahl, die zugleich lebendiges Wort und Formel des Seins iſt, nehmen: der Menſch ſchläft, d. h. verſinkt aus Mangel der zu Brüchen gewordenen Zahlen, deren ſein Geiſt bedarf, um den Stoffſchein zu erzeugen, nach kürzeſter Individualiſation erſchöpft in eine gewiſſe Vernichtung ſeiner Individualität, während welcher ſein Geiſt dieſe Brüche mit Bezug auf Gott und das (wahre) Weltall als ſolche empfindet. Deshalb ſind ſeine Vorſtellungen im Schlaf wie in der Extaſe und in der Viſion richtiger als die des Wachens; deshalb herrſchen kraft des Lebens in der wahren Zahl andre ſogen.

wunderbare Bedingungen der Existenz manchmal vor, so die Aufhebung der Schwerkraft u. a. bei Schlafwandlern. Der Traum, dessen Bilder, wie schon gesagt, bei übrigens sehr verschiedenem, dem Seelenleben des Träumenden entsprechendem Wert, immer symbolisch sind, ist die Ansicht der Brüche, oder der irdischen Sichtbarkeit, oder des menschlichen Lebens, vom Standpunkt der wahren Zahl aus. Er bewährt sich, wenn gereinigt von den alltäglichen Schlacken, die ihm meist beim Einschlafen noch anhängen, als solchen durch seine hellsehende und prophetische Kraft. Was wir gewöhnlich Träume nennen, ist der Abschaum des wahren Schauens der Seele im tiefen Schlaf. Die tiefsten und bedeutendsten Träume behalten wir und verstehen wir am wenigsten, eben weil sie einer andern Welt des Denkens und des Schauens angehören, als unser Alltagsleben. Aber selbst die gewöhnlichen Träume verdolmetschen ihr Schauen dem wachen Bewußtsein durch hieroglyphenartige, von der Seele dem alltäglichen Leben entnommene Bilder.

Der Wahnsinn tritt ein, wenn der Mensch, meist infolge eines ungewöhnlichen oder plötzlichen Hereinragens der wahren Zahl und Welt in unsre Scheinwelt, erkennt, daß, was er bisher für einen Bruchteil seiner Ichzahl gehalten, eine ganze Einheit sei, worauf er mit Bezug auf diese Einheit vom Standpunkt des Traumes aus handeln und reden, dabei aber immer noch den andern Brüchen gegenüber in der bisherigen Anschauung verharren wird. Ein vollständiges Erkennen aller Einheiten hätte den leiblichen Tod, d. h. das Aufhören des Stoffscheines sofort zur Folge, „wie Himmel und Erde einst vor dem Angesicht dessen, des Logos selber, der auf dem großen weißen Stuhl sitzt, fliehen werden, und ward ihnen keine Stätte gefunden“ (Offenb. 20, 11). Klarer läßt sich das Verschwinden

und Verflüchtigen einer Scheinwelt beim Auftreten der absoluten Wahrheit und der wahren Welt nicht ausdrücken.

Die mangelhafte Individualisation bewirkt ferner, daß der Mensch stirbt, d. h. daß sein Geist aus dem sich summierenden Mangel der notwendigen Zahlen schließlich die stoffliche Erscheinung nicht mehr produzieren kann, wenn er gleich durch das Sterben ebensowenig aus dem wahren Stoff, Zeit und Raum wie aus dem Weltall überhaupt zu entweichen vermag. Der Stoffschein seiner leiblichen Erscheinung löst sich dann in seine unteren Ichzahlen, d. h. in seine physikalischen und chemischen Elemente auf, aus denen sich wieder niedere zarte Pflanzen und Tiere oft fast sofort aufbauen; der Teil des wahren Stoffs, den er inne hatte, bleibt ihm als Sichtbarkeit seiner Seele bis zur Auferstehung. Das „Spuken" ist ein Versuch verstorbener Seelen, die Individualisierung im Stoffschein fortzusetzen.

Wie Satans Fall das ganze uns sichtbare, also gefallene Weltall bis zu den fernsten Fixsternen hin in die Ketten und Bande des gefesselten, durch hölliſche Kälte geronnenen und erfrorenen Stoffes schlug, und noch darin hält, so daß die richtige göttliche Evolution desselben, seine ewige Entwickelung zu immer höheren Formen, nach der nie ruhenden Schöpfungskraft Gottes stillstand, und noch stillsteht, so hat die Selbstindividualisierung des am sechsten Tage geschaffenen Menschen den in der wahren Welt fortdauernden Prozeß des Aussprechens der Zahl oder des Logos für die Erde sistiert, weshalb wir heutzutage nicht sehen, daß Gott etwas Neues schafft. — Sind die sechs Tage der Mühe und Arbeit vorbei, so wird Er die himmlische Zahl 7 aussprechen in deren Kraft der tausendjährige Sabbath der Erde anbrechen, und die erste Auferstehung stattfinden wird; und ewig wird Er in den Himmeln die unendliche Zahl, den

unendlichen in Ihm liegenden Logos, aussprechen und ewig Neues schaffen.

Unsre Zahl ist ebenso nur ein Bruch von der wahren Zahl, wie unser Stoff ein Bruchteil vom wahren Stoff und unsre Zeit von der wahren Zeit, was sich schon darin zeigt, daß diese unsre Zahl reale und existierende Quantitäten, z. B. die Quadratur des Cirkels oder das Verhältnis der Diagonale zur Seite des Vierecks oder die Quadratwurzel von 2, nicht auszudrücken vermag, und daß für höhere Zahlenverhältnisse der algebraische, aber immer noch unzulängliche Ausdruck gesucht wird. Und weil auf diese unsre Zahl unser gesamtes Dasein begründet ist; weil die physikalischen und chemischen Erscheinungen, die Welt des Stoffes wie des Geistes, unsre Logik und alle unsre Begriffe so sind wie sie sind, infolge davon, daß $2 \times 2 = 4$, und alle anders wären, wenn $2 \times 2 = 5$, so folgt aus dieser Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit unsres Zahlbegriffs eine solche unsrer ganzen Sichtbarkeit und unsres Lebens im Stoff, wie sie auch von der heiligen Schrift stets behauptet wird.

* * *

Die Zahl oder algebraische Gleichung gibt uns mit dem Seienden auch das Mögliche an, das Vergangene und das Zukünftige, zum Unterschied von der vergänglichen Erscheinung der einzelnen von uns wahrgenommenen Form, und sie ist folglich der wahre Typus, das Urbild, die ewige Idee, von der die sichtbare Form nur ein Abbild ist. — Nehmen wir z. B. die Gleichung der Ellipse: $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$, so enthält diese Zahl

nicht nur eine richtigere Ellipse als irgend eine im Weltall sichtbare, ja eine absolut richtige, sondern sie enthält alle Faktoren oder Ursachen der Ellipse, also auch alle Veränderungen, deren die Ellipse überhaupt fähig ist, auch alle Eigenschaften dieser Kurve, ja in wunderbar gedrängter Form alle Ellipsen, die je entstanden sind oder entstehen werden, vom Kreis an bis zu der sich dem Auge als eine bloße Linie darstellenden. Diese Zahl ist also nicht bloß eine Formel; sie ist der lebendige, ewige Gedanke, dasjenige Wort Gottes, welches wir „Ellipse" nennen, und von dem alle uns im Stoffschein sichtbaren Ellipsen nur annähernde, niemals ganz richtige Darstellungen sind. So birgt die Zahl in sich das wahre Gesetz der Form; und zwar nicht in starrer, toter Formel, sondern in evolutionsfähigem Zustand.

So können Gärtner keinen weiteren Staubfaden an einer Blume ziehen, und auch nicht den Griffel vier- statt dreiteilig machen, sondern nur in „gefüllten" Blumen diese verschiedenen Teile auf ihre ursprüngliche Gestalt als Blumenblätter zurückführen. Denn Gott hat jeder dieser durch eine Grundzahl festgestellten Arten nur eine Freiheit der Evolution innerhalb ihrer Zahl gegeben, und eine Fähigkeit, alle in ihrer Zahl enthaltenen Kombinationen durchzuleben. Grundsatz der biblischen Schöpfung ist das Vorschreiten nach bestimmten Zahlen oder Worten Gottes, was das gleiche ist. Aber jede Zahl soll vollständig evolvieren, ehe durch einen Machtspruch Gottes die neue ausgesprochen wird, die ein Höheres, ein Fortschreiten der unteren und doch ein anderes ist.

Sehen wir an einem Beispiel der Architektur, daß und wie diese Evolution in der Zahl geschieht. Denken wir uns die Zahl 12 an einer gotischen Rosette (Rundfenster) versinnbildlicht und anschaulich gemacht. Entweder wird eine solche

aus 12 gleichen Abteilungen oder Fensterchen bestehen und ist dann gleichbedeutend mit $12 = 12 \times 1$; oder sie wird aus je 6 verschiedenen, der Symmetrie wegen miteinander abwechselnden ungleichen Formen zusammengesetzt sein: $12 = 2 \times 6$; oder aus 3×4 sich entsprechenden ungleichen, also $12 = 3 \times 4$; oder endlich aus 4×3 Fensterchen, wobei 4 wieder sich in 2×2 und 3 als $1 + 2$ gliedern kann, (je ein größeres Fenster zwischen 2 kleineren); endlich kann auch die Rose aus 12 sämtlich ungleichen Fensterchen gedacht werden, also $12 = 1 + 1 + 1$ u. s. w. Hier haben wir die Zahl 12 in alle ihre Unterzahlen oder Faktoren zerlegt und sichtbar dargestellt. An diesem Beispiel wird uns ein weiteres aus der Natur der Zahl sich Ergebendes klar, nämlich daß Evolution nur in der Symmetrie oder Entsprechung geschieht. $1 + 5 + 2 + 9 + 4$, das sind auch in 12 enthaltene Zahlen, aber diese Serie ist keine Evolution. Warum? Weil kein Zahlgesetz ihr zu Grunde liegt. — Was ist Symetrie und wo ist sie in der Zahl enthalten? — Sie ist das stete Zurückführen aller Formen auf das große Eins und All, das als Kreis mit Centrum gedacht und durch die wagrechte und senkrechte Linie in oben und unten, rechts und links, in Nord und Süd, Osten und Westen geteilt wird. — Ferner liegt sie schon im Eins und im entsprechenden Zwei: so Adam = 1, Eva = 2. „Ich will ihm eine Gehilfin machen, ihm entsprechend". Von da an zieht sich durch die ganze Zahl hindurch die Serie der männlichen Einheiten (die Griechen nannten sie heilige), d. h. der ungeraden Zahlen, und der ihnen entsprechenden weiblichen, der geraden Zahlen.

Es ist ein wunderbares Ding um dieses geheimnisvolle Entsprechen von Zweierlei, um diese Symmetrie, die als Periodicität in der Zeit, als Geschlecht in der Natur auftritt. So wenn im Krystall oben am linken Eck eine Fläche und alsbald

darauf auch die entsprechende am unteren Eck sich abstumpft. Wie aber erst in der Pflanze, in den zu zwei, zu drei, zu vier anwachsenden Blättern, in dem prächtigen Aufbau nach der Dreizahl in einer Passiflora, in der schönen, wirbelförmigen Anordnung der Samen in einer Sonnenblume! Wir sehen es aus Gewohnheit als selbstverständlich an, daß der Käfer, die Wespe, die Raupe und das Würmchen aus zwei vollständig symmetrischen Hälften bestehen; aber wie merkwürdig ist es doch, daß auf beiden Flügeln eines Schmetterlings genau in derselben Entfernung und an derselben Stelle in eben derselben Form und Größe und Farbe die hornenen Schüppchen entstehen und sich ordnen! Und ebenso wenn beim prächtigen Gefieder mancher Vögel, so des Paradiesvogels, ein dünner, hornener, mit hollundermarkähnlichen Zellen gefüllter Federkiel in genau derselben Entfernung auf beiden Seiten genau dieselben schönen Federbarte mit denselben Zeichnungen und Farben erzeugt! Wo sitzt in der Schmetterlings- oder Vogelseele der Grund dieser Symmetrie? Und wie vermittelt die Lebenskraft diese Ursache durch den Federkiel? Wie thront und regiert auch hier die Zahl in dem Mittelpunkt des Lebens, dem Geschöpf unbewußt! — Und ebenso beim Menschen! — Daß unsre Seele sich nur eine Nase und einen Mund, aber zwei Augen und zwei Ohren, zwei Arme und zwei entsprechende Füße verfertigt, dieses scheinbar willkürliche Walten von Asymmetrie und Symmetrie im höchsten Geschöpf ist ein großes Geheimnis.

Symmetrisch ist der Mensch der Höhe nach in eine rechte und eine linke Seite geteilt, die erste dem Guten, die zweite dem Bösen geweiht. „Deine linke Hand soll nicht wissen, was die rechte thut.“ „Das Herz des Weisen ist zu seiner Rechten, das Herz des Thoren (Gottlosen) aber zu seiner Linken.“ (Pred. 10, 2.) Von jeher haben das die Völker erkannt; daher

die alte jüdische Vorschrift: „Ziehe nicht den linken Schuh vor dem rechten an; denn du sollst in keinem Ding dem Satan den Vorrang vor Gott einräumen.“ Daher hießen die Römer die linke: sinistra, die Unheilvolle, und der Franzose nennt das fatalistisch hereinbrechende Unglück: un sinistre; es ist der Blitzstrahl aus der linken Hand Jehovas! Und ebenso wie das Wort Gottes verbinden alle Völker mit der rechten Hand den Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit (le droit, diritto, right).

Auch dieser Gegensatz ist in Gott. Die Rechte des Herrn thut Wunder! — „Die rechte Hand des Höchsten ist voll Gerechtigkeit!“ — „Zu deiner Rechten sind Sättigungen der Wonne ewiglich!“ ruft der göttliche Sänger. — Und Christus sitzt „zur Rechten der Kraft, der Majestät, zur Rechten Gottes!“ — Wenn der Prophet den Satan zur Rechten des Hohenpriesters Josua stehen sieht (Sach. 3), so ist es, weil Satan das Recht hat, und er weiß es, diesen Mann als Sünder vor dem gerechten Gott zu verklagen; denn „Josua hatte unreine Kleider an!“ Und das Ende ist die große Scheidung nach rechts und links. Zur Rechten Gottes sind die Gesegneten des Herrn und ererben das Reich; zu seiner Linken aber ist Fluch und Verdammnis. — „Er wird sagen zu denen zur Linken: geht hin von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer!“ (Matth. 25, 41.) Es wäre Geistesschwäche, hier nur eine menschliche Redensart zu finden, die ohnedies überflüssig wäre, wenn sie keinen tieferen Sinn bärge. Bei Gott ist alles ursprüngliche Wesenheit, aus der unsere menschlichen Vorstellungen und unsere Redensarten entstehen. Läge nicht in Gott der Gegensatz von rechts und links, so käme er beim Menschen, seinem Abbild, ebensowenig zum Vorschein wie beim Baum oder beim Berg.

Aber auch in eine vordere und hintere Seite ist der Mensch, dieses Abbild Jehovahs, geteilt. Die vordere ist die aktive, weithin schauende, sprechende, vorwärts wandelnde und bewußte, die hintere ist die passive, stumme, rückwärts schreitende; sie stellt die Welt des Unbewußten im Menschen dar und birgt doch in sich das Rückgrat und das kleine Gehirn, die Quellen des thätigen Lebens. Auch in Gott ist eine vordere Seite, ein Angesicht, und eine Rückseite; daher beim Menschen dasselbe. Nach der vorderen ist Gott der Gott, dessen bloßer Blick und Anblick alles Nichtgöttliche vernichtet. Nach der Rückseite ist Er die Gottheit, in der wir alle leben, weben und sind, ohne welche selbst die Teufel und die Höllen nicht existieren können. — „Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet. Aber ich will in der Felsenkluft meine Hand ob dir halten, bis ich vorübergehe, und wenn ich meine Hand von dir thue, wirst du mir hinten nachsehen; aber mein Angesicht kann nicht gesehen werden." (2. Mos. 33, 23.)

Auch in der Zeit ist die Symmetrie als Periodicität wunderbar. Die stete und regelmäßige Wiederholung so vieler, ja aller Vorgänge in der Schöpfung weist auf unbekannte Geistesgesetze hin. Warum ist oft eine in Blume und Frucht höher organisierte Pflanze nur einjährig, eine andre zweijährig und eine dritte, oft kleine und schwache, perennierend? — Keineswegs so absurd, wie mancher meint, ist die Zurückführung dieser Periodicität auf die grundlegenden Umdrehungen und Umläufe der Himmelskörper und ihre Einflüsse. Denn am Himmel ist Periodicität Gesetz, so in Ab- und Zunahme der Störungen, so in den Sonnenflecken und Sonnenausbrüchen, so bei den veränderlichen Sternen.

Nicht weniger interessant ist die Asymmetrie. Warum ist der normale Mensch rechtshändig und hat das Herz auf der linken Seite? Warum sind die meisten Schlingpflanzen und fast alle Schnecken rechtswindend? — Linkswindende werden in Indien und sonstwo sogar mit Tausenden von Rupien bezahlt —; warum liegen Flachfische nur auf der linken Seite und haben zwei Augen auf der rechten? Oder warum erzeugt das Zuckerrohr nach Pasteur nur Sinistralzucker, und die Rebe nur dextrale Tartaricsäure, da der Chemiker sie leicht auch sinistral fabriziert? Wenn, meint ein englischer Schriftsteller, die Erde statt von West nach Ost, von Ost nach West sich drehte, wäre alles das umgekehrt; dann hätten wir das Herz auf der rechten Seite, Flachfische würden auf der rechten Seite liegen, Bohnen würden nach links und Hopfen nach rechts sich winden. Aber wieder: warum?

So liegen in der Zahl, was schon die alten Philosophen und besonders Plato und Pythagoras erkannt haben, alle Gesetze der Harmonie und der Ästhetik, worunter wir noch das den Alten schon bekannte, von Zeising und Dr. Goeringer an der menschlichen Gestalt und an zahlreichen Beispielen auf allen Gebieten der Kunst nachgewiesene Gesetz vom „goldenen Schnitt" anführen, welches lautet: „Ein Ganzes wird harmonisch geteilt, wenn der kleinere Teil sich zum größeren verhält wie dieser zum Ganzen"; ein Verhältnis, das durch die Zahlen 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 90 annähernd, jedoch niemals ganz genau ausgedrückt werden kann, während es sich wie die Quadratur des Zirkels, geometrisch sehr gut darstellen läßt — ein Beweis von der Unzulänglichkeit der geschriebenen Zahl gegenüber der geformten. Diese Proportion, die eine unendliche „goldene Reihe" bildet, indem immer wieder der Minor vom Major sich abziehen läßt, wodurch stets ein neuer

goldener Schnitt entsteht, bewährt sich am menschlichen Körper in erstaunlicher Weise, so z. B. darin, daß die Körperlänge am Gürtel nach dem goldenen Schnitt geteilt ist, und daß die Länge vom Handgelenk bis zum ersten Fingergelenk jedes einzelnen Fingers zu der dazu gehörigen ersten Phalanx, dann diese zur zweiten und die zweite zur dritten Phalanx nach dem goldenen Schnitt im Verhältnis steht." (Dr. Goeringer, Der goldene Schnitt, S. 17.) u. s. w. Auch in der Kunst ist diese Proportion, bewußt oder unbewußt, maßgebend. So verhalten sich die Breite und Höhe, ebenso der Mittelbau zu den Flügeln, bei griechischen und römischen Bauten wie Major zu Minor; ebenso Thorbreite und Thorhöhe. Besonders klar erscheint der goldene Schnitt am ägyptischen Tempel zu Dendera, aber auch in indischen, assyrischen und gotischen Bauten. Auch im Rhytmus der Worte will der genannte Autor den goldenen Schnitt erkennen. Beim Trochäus ist der Major voran, beim Jambus der Minor; im Hexameter ebenso der Minor. So beruhen überall Harmonie und Schönheit auf Zahlenverhältnissen, die von der Seele mehr oder weniger empfunden werden; was wir Kunstsinn und Geschmack nennen, ist in Wahrheit Zahlenempfindung, und die Freude der Seele am Schönen ist in letzter Instanz ihre Freude über das wenn auch dunkle Erkennen von mathematischen, d. h. absoluten Gesetzen — göttlichen Wahrheiten.

* * *

Die Zahl ist auch Wort, wie schon die Griechen unter „logizomai“ (von Logos, das Wort, abgeleitet) sowohl reden als rechnen verstanden und jedem Buchstaben einen Zahlenwert beimaßen. Davon zeugt auch die Sprache mit dem Ausdruck Zahlwort, Dreieck, Viereck u. s. w.

Ist es, wie wir gesehen haben, richtig, daß das Aleph (a, ha) der erste Ton ist (wie beim Kind), der die Lippen zur Aussprache des Beth anregt, und dadurch erst zum Gimel, so folgt daraus die Entsprechung des Aleph mit dem alle Zahlen in sich enthaltenden Eins, und ebenso des Beth mit 2, des Gimel mit 3 u. s. w., wie wir auch sehen, daß alle geistigen Völker nahezu dieselbe Reihenfolge im Alphabet haben, und kein Kind mit r oder z oder x zu sprechen anfängt. So besteht auch im Hebräischen das Zahlenalphabet aus dreimal 9 Charakteren, so daß bei Jod, dem Buchstaben der Ichheit, das Eins als 10 wieder auftritt, und die Zahl 1000, hebräisch eleph, dieselbe Signatur hat, d. h. ebenso geschrieben wird wie die Zahl 1, aleph. Ferner schließt die Kabbalah aus dem Entsprechen von Zahl und Wort bei Wörtern mit demselben Zahlwert auf geistige Verwandtschaft. So ist die Grundzahl von Echad (Eins) 13, gleich der von der alles vereinigenden Liebe, Ahabah, 13: eine Zahl, die als $1 + 12$, wie in Gott und den 12 Stämmen, wie in Christo und den 12 Aposteln zum Vorschein kommt, und auch zusammengezogen 4 bildet, die Grundzahl der Welt und Jehovahs. Daß jemand, der auf diesem Wege allein und ohne die Erleuchtung des göttlichen Geistes den tiefen Sinn und wahren Zusammenhang der Teile der Sprache ergründen will, gar leicht auf wertlose Spielereien verfällt, ist klar; ebenso aber, daß hier große und wahre Grundprinzipien der Bedeutung von Wort und Zahl vorliegen. —

In manchen Wissenschaften sehen wir, wie die Zahl geradezu das höhere, weil wahrere Wort ist. So sahen wir, daß für den Chemiker FeS_2 das wahre Wort, der wahre Name für Eisenkies ist, sein Wesen, seine Zusammensetzung angebend; und ebenso wie für den Mathematiker $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$ der wahre Name für Ellipse ist. Die Zahl ist also auch Name.

Somit wäre der wahre Name die Lebensgleichung oder die mathematische, zugleich leibliche, chemische und physikalische Formel, wonach das Wesen sich entfalten soll und darf und kann; also auch Grenze und Zaun der Ichheit. Die Himmelskörper in ihren Bahnen sind von Zahlen beherrscht, die bei jedem derselben Umlauf und Umdrehung, Jahre und Tage bestimmen. Wie sehr das Jahr, die große Einheit der Erde, das irdische Leben beherrscht, sieht man an ein- und zweijährigen Pflanzen, aber auch daran, daß wir die Lebensdauer des Menschen nach Jahren zählen. Aber neben dieser allgemeinen hat jeder einzelne Mensch seine eigene Umlaufszeit, d. h. sein Leben wickelt sich ab nach stets wiederkehrenden Perioden. Bestimmte Grundzahlen, manchmal eine, oft zwei, manchmal mehrere, miteinander auf wechselnde Art kombiniert, wie bei zwei- und dreifachen Sonnen oft sehr verwickelt und schwer erkennbar, beherrschen die Abwicklung unseres leiblichen, seelischen und geistigen Lebens, eine schon oft und von vielen Denkern gemachte Beobachtung. Wie alle Naturgesetze, so tritt auch dieses bei größeren Menschen, die mehr aus einem Guß geschaffen und markige Einheiten und Individuen sind, am klarsten auf; ist dagegen mehr verdeckt und schwerer erkennbar bei kleinlichen und verworrenen Naturen. Das Leben Moses war in drei scharf getrennte, je 40jährige Perioden geteilt; bei Christus tritt das Drei hervor: 3 Lieblingsjünger, 12 Apostel; 30 Jahre alt tritt er aus der Verborgenheit, wird

33 Jahre alt; beim Sterben sind die dritte, sechste und neunte Stunde bedeutend; 3 Tage liegt er im Grabe u. s. w. Aber ebenso das 7 und auch 40; 40 Tage in der Wüste, 40 Tage zwischen Auferstehung und Himmelfahrt; kurz sein ganzes Leben ist von himmlischen Zahlen regiert.

Solche Zahl- und Periodizitätsgesetze treten auch in der Weltgeschichte auf, bei Völkern und bei Dynastien, deren Schicksale das Schicksal so vieler einzelnen in sich schließen oder stark beeinflussen. So wurden in den französischen Regentenhäusern, besonders bei den Capets, erstaunliche Zahlperioden nachgewiesen. Und ebenso bei einzelnen Königen. So spielt die Zahl 13 eine auffallende Rolle im Leben und in der Geschichte Ludwigs XIII. und ebenso bei Louis Philipp. Den Napoleoniden dagegen ist die Zahl 2 bedeutsam — so sind Napoleon II. und IV. gleich unglücklich und jung gestorben —, auch in auffallender Weise die Monate September und Dezember. So weiß Bismarck, daß die Zahl 3 — sein Motto lautet: In trinitate robur: in der Dreiheit ist Kraft — eine Rolle in seinem Leben spielt, die soviel wir wissen, einst in einem ihm von seinen Anhängern dargebotenen Album illustriert wurde. So lebte der so harmonische Melanchthon 63 Jahre und 63 Tage und starb zu derselben Stunde, 7 Uhr abends, in der er geboren. — Manchmal wird das Leben von der dominierenden Zahl in gleiche Epochen geteilt, z. B. bei Beate Paulus von 7 zu 7 Jahren, bei Staatsminister Matthey von $13^3/_4$ zu $13^3/_4$, bei andern von 5 zu 5 Tagen, Wochen, Monaten und Jahren, so z. B. daß dieselbe Krankheit sich nach 7, 14, 21 Jahren immer wiederzeigt und endlich das Leben abschließt. Die Perioden können auch, wie bei veränderlichen Sternen, selber variieren.

Werden wir durch diese Erkenntnis von schönen periodischen Zahlgesetzen im Menschenleben zu „Tagewählern"? — Wohl ebensowenig wie der Mensch, der seinen Geburtstag oder seine goldene Hochzeit oder überhaupt die Rückkehr eines für ihn wichtigen Tages in Freude oder in Trauer feiert. Auf solcher periodischen Rückkehr im Tanz der Horen beruhen die biblischen Feste und Bußtage, wie alle Feste überhaupt, die israelitischen wie die der christlichen Gemeinde, auch ein Abbild eines himmlischen rhythmischen Abrollens der Äonen. So wußte jeder Israelite, daß für ihn nach 6 Tagen oder 6 Jahren oder sechsmal 6 Jahren der Arbeit immer herrlichere, in sein Privat- und Volksleben tief eingreifende Sabbathe anbrechen würden. So werden wir einst im Himmel, jeder in unserm Namen, in unsrer Zahl, ein Gesetz des harmonischen und individuellen Kreises finden, das unsre Seligkeit erhöhen wird. Laßt uns auf Erden solche göttlichen Gesetze mit ihren Konsequenzen ruhig ins Auge fassen, anstatt ihnen ängstlich oder abergläubisch aus dem Wege zu gehen! Der Christ, der Gott fürchtet, sieht allem andern ruhig ins Auge.

Was nun den Einfluß dieser Zahlperioden oder individuellen Zahlen im Menschen betrifft, so darf man logisch annehmen, daß die Hauptzahl oder Zahlen eines Menschen ihm ein besonderes Gepräge aufdrücken; und die Thatsachen scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Doch läßt sich meist nur schwer der Hauptfaktor herausfinden, und stets tauchen neue Kombinationen auf.

Bei den meisten, im Grunde bei allen Menschen, ist nicht bloß *eine* Zahl maßgebend, sondern mehrere, so $21 = 3 \times 7$; $12 = 3 \times 4$ und 2×6 und 4×3. — Gleichzahlige Menschen achten einander immer, kommen gut mit einander aus, können ganz gute Freunde sein; aber sie *lieben* einander nie, denn

sie geben zusammen keinen Akkord; dazu gehören harmonische Gegensätze; so am meisten zwischen 3 und 5, 3 und 7.

Die Periodizität, die das Weltall durchweht, zeigt sich auch in der merkwürdigen Thatsache, daß die Erblichkeit meist ein Glied überspringt, so daß der Enkel — wie auch ethymologisch — der Sohn des Großvaters ist und sehr oft von diesem, nicht vom Vater, Leibliches und Seelisches erbt. Der Mensch hat in sich keine Urbilder, sondern braucht zu allem, was er formt und modelt, ein Vorbild, das er nach seiner Auffassung modifiziert. Daß die Eltern unbewußt nach den sie umgebenden Formen arbeiten, beweist die Familienähnlichkeit, und die Thatsache, daß die Mutter die Töchter mehr nach dem Bilde des Vaters, der Vater die Söhne eher nach dem Bilde der Mutter bildet. Dr. Crocq in Brüssel hat an Tauben verschiedener Rasse nachgewiesen, daß die weiblichen Sprößlinge sämtlich der Rasse des Vaters und die männlichen ebenso der Rasse der Mutter angehörten. — Auch im Menschen, wenn auch in freierer Weise, macht sich dieses Gesetz oft geltend; gleichzeitig aber und aus demselben Grund das des Überspringens vom Großvater auf den Enkel; denn Vater und Mutter sehen und erkennen sich nicht selber, sondern nur gegenseitig. Der Vater sieht sich nicht selbst, kann also seinen Sohn nicht nach sich modeln, sondern formt — unbewußt — sein Kind nach dem Bild des eigenen Vaters, der ihm schon beim Eintritt in die Welt als der normale Mensch erschien. Daß auch Leibliches, körperliche Gebrechen, Blindheit, Anlage zum Wahnsinn, ebenfalls vom Großvater auf den Enkel direkt übergehen, erklärt sich daraus, daß das Leibliche ein Produkt des Seelischen ist, daß folglich, wie interessante Beispiele zeigen, so mitunter Zwillinge, eine ähnliche Seele auch einen ähnlichen Körper mit ähnlichen Vorzügen und Gebrechen erzeugen muß. Eine absolut identische

Seele, wenn überhaupt möglich, müßte eine bis auf Farbe der Haare, ja Warze am Kinn oder an der Oberlippe identische Leiblichkeit erzeugen. Zum Verständnis gehört hier allerdings Einsicht in die Macht des Unbewußten im Menschen, und auch unser Glaube, daß in ihm als Mikrokosmos jeder Teil dem Ganzen entspricht. Wie im Augapfelgewebe jede durchgemachte Krankheit erkennbar sich einprägen soll, so hinterläßt auch jede That, jedes Wort, ja jeder Gedanke eine Spur, eine stoffliche Veränderung, sozusagen eine Narbe, vorzüglich im Hirn. So erzeugt jedes seelische Bild im Körper ein entsprechendes und sich stets erneuerndes, wie an 50jährigen Narben oder an den erst nach 30 und 40 Jahren auftretenden Folgen von Lastern zu sehen, obgleich der ganze Körper sich seitdem oft neu erzeugt hat. — Übrigens ist die obige Erklärung auch eine logische Deduktion. Daß die Erblichkeit vom Großvater zum Enkel überspringt, ist Thatsache; ebenso daß sie nur durch Vater und Mutter vermittelt sein kann; folglich kann niemand anders als die Eltern dieses Bild des oft schon längst verstorbenen Großvaters dem Kinde aufprägen. — Vergegenwärtigt man sich, daß nach diesem Gesetz die Menschheitslinie aus zwei ineinander verflochtenen Zahlenserien 1, 3, 5, 7 ... und 2, 4, 6, 8 ... besteht, so ergibt sich daraus, daß die Generationen stets zwischen den männlichen, erzeugenden und ideenreichen ungeraden Grundzahlen und den weiblichen, empfangenden und fühlenden geraden pendeln, wodurch ein sich Steigern und Verrennen der Familien und der Völker nach einer Richtung hin zweckmäßig verhindert und dem Naturgesetz entsprochen wird, das im französischen Sprichwort angedeutet ist: Pére avare, fils prodigue. Wie heilsam diese stete Oscillation, sieht man an der geistigen Verarmung und Einseitig-

keit solcher Familien, die wie die Bourbonen durch fortgesetztes Heiraten unter sich dagegen sich auflehnten.

Im Anschluß an die Frage der Erblichkeit hat Ad. Gaul in Leipzig die Theorie aufgestellt, daß jedes Elternpaar nacheinander 4 von ihm nach dem Familientypus individualisierte Grundtypen, den 4 Temperamenten einigermaßen entsprechend, erzeugt, die vom 5. Kind an sich etwas gemildert wiederholen, so daß 6 dem 2, 8 dem 4 in abgeschwächter Form entsprechen. Lassen sich auch derartige geistige Zahlgesetze schwerer nachweisen als die stofflichen, eben weil sie höher sind, folglich sich freier und reicher gestalten, so müssen wir doch von vornherein annehmen, daß Gott, der vom Atom an bis in den menschlichen Körper alles nach Zahl und Gewicht gemacht hat, auch die seelischen und geistigen Qualitäten und Quantitäten der Ichheit nach wunderbaren Zahlgesetzen geordnet hat. So legt die Bibel einen entschiedenen Wert auf die Erstgeburt.

* * *

So drängt sich uns immer mehr der Schluß auf, daß jedem Wesen, vom Atom bis zum Menschen, eine Grundzahl, eine höhere mathematische Gleichung, zu Grunde liegt, die gleichzeitig seine chemische Zusammensetzung, sein physikalisches Verhalten, seine äußeren Formen, seine Gestalt, seine Stimme, kurz seine ganze Entwicklung oder Evolution in der Zeit normiert; und daß diese Grundzahl, auch Wort zugleich, vor Gott der wahre Name dieses Wesens ist. „Ich kenne dich mit Namen," sagt Gott zu Mose. Dieses Glaubens waren, wenn

sie es auch mit andern Worten ausdrückten, schon Pythagoras, Plato, und unter den neueren J. Böhme, und auch die Seherin von Prevorst, die diese Männer nicht einmal dem Namen nach kannte.

Wir finden in der ganzen Naturwissenschaft, in der Philosophie und Symbolik des Weltalls, nichts was gegen, wohl aber vieles, was für diese Annahme spricht. Demnach ist das Grundzahlwort eines jeden Wesens, wie oben für das gothische Rundfenster die Zahl 12, der magische Kreis, innerhalb dessen seine Evolution, seine Entwicklung in Raum, Zeit, Stoff, Form und Schall sowohl geistig als leiblich geschieht, das Gesetz seines Lebens und die Norm seiner Ichheit. Daß es eine solche für jeden Menschen überhaupt gibt, und daß es nicht einem jeden beim Eintritt ins irdische Leben freisteht, ein Moses oder Elias, ein Luther oder Bismarck, ein Raphael oder Bach zu werden, ist wohl einem jeden klar; wie aber ein jedes Heideröslein unter günstigen Umständen eine Thee- oder Moosrose werden kann, so hat auch jeder Mensch und jedes Wesen überhaupt Macht, innerhalb der in seinem Grundzahlwort, in seinem wahren Namen liegenden Möglichkeiten zu evolvieren, und der vollkommenste Mensch wäre folglich derjenige, der möglichst nach allen Möglichkeiten seiner Grundzahl harmonisch sich entwickelte. Die Bibel spricht für diese Anschauung durch die große Wichtigkeit, die sie dem Namen beilegt, sowie durch die Andeutung, daß es einen von Gott gegebenen wahren Namen gibt.

So wird je und je auch einem Menschen ein andrer Name gegeben; Abraham statt Abram, Sarah statt Sarai, Israel statt Jakob, und mit diesem himmlischen Dekret werden ihm weitere Lebenshorizonte gezeichnet, ein größerer Existenz- und Wirkungskreis um ihn gezogen.

Unter allen Völkern und zu allen Zeiten wurde der Name als höchstes Eigentum der Person betrachtet und geehrt; allgemein ist der Glaube, daß man mit dem Nennen des Namens in Beziehung zu dem Genannten trete, auch eine Macht über ihn erhalte, wie umgekehrt jeder spöttische Gebrauch und Mißachtung desselben eine dem Betreffenden angethane Beleidigung in sich schließt. So wurde bei den Persern der Name des bösen Ahriman umgekehrt geschrieben, so sehr fürchtete man durch Nennung und Lesen seines Namens ihn anzuregen, anzurufen, invocare. Wer dagegen, sagten die Juden, die verborgenen Kräfte des höchsten Namens kennt, kann damit Krankheiten kurieren, Geister bannen, den Elementen befehlen und heißt Baal Schem, der Besitzer oder der Herr des Namens. — Daher war es im Altertum oft bei Todesstrafe verboten, den König mit Namen zu nennen; jetzt noch ist auf den Fidschi-Inseln wie auf Korea der Name des Häuptlings „tabu", d. h. heilig, wie es auch den Kindern verboten ist, den Namen des Vaters zu nennen. Dieser Brauch dünkt uns barbarisch und sinnlos; aber wer wagte in Europa einen König oder Kaiser per Ludwig oder Wilhelm anzureden; und wo thut das ein wohlgezogenes Kind seinen Eltern gegenüber? So vermeidet der Dienende und Untergebene den Gebrauch des Namens seiner Herrschaft, seines Meisters und sagt: die gnädige Frau, der Herr Graf, der Meister, die Herrschaften, mon maître, il padrone, my lord, Sir; und ebenso in der Armee. Das sind Umgehungen des gefürchteten oder geachteten Namens. — So wissen wir alle, wie im täglichen Umgang das Aussprechen des Taufnamens sofort ein gegenseitiges Band anknüpft, und mit Recht verbittet sich dies jede Jungfrau von einem ihr fremden Mann. — Das alles hat seinen tieferen Grund in der Heiligkeit des Namens. Wieviel größer wäre dieselbe,

kennten wir die Geheimniſſe und die magiſche Kraft der wahren Sprache, wie wir ſie auf der neuen Erde ſprechen werden. — „Du ſollſt," verheißt Jehova Jeruſalem, „mit einem neuen Namen genannt werden, den der Mund des Herrn ausſprechen wird." Dem Überwinder verheißt Chriſtus als großen Lohn: „Ich werde ihm einen weißen Stein geben und einen neuen Namen darauf."

Unſre Namen ſind freilich tot, leere Hülſen, deren Kern wir verloren. Aber wie lebte urſprünglich ein jeder Name und ſprach mit dem ihn Rufenden: Eros (von Varas, Sanskrit Feuer, Liebe): du Verzehrende! Vulkan (Sanskrit ulka oder vulka, Flamme): du Flammender! Joſua: du Retter! Clara: Leuchtende! Und auch Völker wußten, was ſie hießen; ſo Germanen, dieſe Wehr- und Germänner; Britonen oder Briten, die Bemalten; Slaven, die Männer des Ruhms; Beduinen, Männer des freien Feldes; die Wallonen, Walliſer, die Wälſchen und Welſchen, das ſind, wie wir geſehen haben, die daher Wallenden, d. h. die Fremden, die durch das Thal (vallée, vallon, valley) daherwogen, wie die Wellen des Fluſſes.

Schon auf Erden iſt der Name wichtig. Nomen est omen, ſagte der Römer; und wir ſollen unſerm Namen Ehre machen, ihm entſprechen, ihn ausfüllen. Ein großer Mann, ein großer Name. — Alexandros, Hannibal, Cäſar, Attila, Napoleon, Bismarck heißen kräftige, markige Figuren; Meyer und Müller, in England Brown und Smith, heißt die Menge; heißt man aber Gambetta (Beinchen), Boulanger (Bäcker), Heimerle u. ſ. w., ſo kommt man zu keiner hiſtoriſchen Bedeutung. Auch beim Namen macht ſich oft, wie beim prophetiſchen Traum, die Ironie geltend. Theodor, die Gottesgabe, wird zum Schmerzenskind, der Gottlieb iſt verworfen, der Friedrich raſt- und ruhelos; Naemi wird zur Mara. — Weil

seine Mutter ihn „Schmerz" genannt hatte, da er mit Schmerzen geboren war, wird uns von einem Manne in der Bibel erzählt, betete er, von diesem Namen geängstigt: „Ach, daß du mich ließest ohne Schmerzen sein alle meine Tage!" Und Gott erhörte ihn! (1. Chron. 4, 9 u. 10 n. d. Grundtext.)

Inwiefern kann nun der Name dem Wesen der Dinge und der Menschen entsprechen? Erstens, wie allbekannt, durch seine Bedeutung: Salomo, Friedensfürst; Ariel, der Löwe Gottes (Brandopferaltar); Jerusalem, die Friedensstadt, und so viele auch moderne Namen. Zweitens durch die in Kap. I angeführte Bedeutung der einzelnen Klänge und Buchstaben in der Natursprache. So verdunkelt und unvollständig in uns auch die Erkenntnis dieser Urbedeutung der Sprache ist, so leuchtet sie doch schön und hell für den Kundigen aus manchem Namen hervor und stimmt überraschend mit den Eigenschaften des also Genannten überein. — So kommt der Name Jesus, als der der großen, aber leidenden Ichheit Christi nicht mehr in der Offenbarung vor; sondern dort heißt Er: das Wort Gottes, der Herr aller Herren und der König aller Könige, das A und das O, das gewaltige aktive Ich und zugleich das All der Schöpfung, wobei auch Er einen Namen geschrieben trägt, den niemand kennt, denn Er selber (Off. 19, 12), die Ihm allein bekannte Herrlichkeit aussprechend, „die Er bei dem Vater hatte, ehe die Welt ward", die nichts mit Sündenfall und Erlösung zu thun hat, die Ihm verbliebe, wäre nie dieses Weltall entstanden.

So ist in der wahren Welt der wahre Name Keim und Norm zugleich des Wesens, enthält wie das Ei alles Zukünftige, wie die Eichel das Gesetz der Eiche. Unser irdischer Name ist freilich nur ein Schatten von dem, was er sein soll und sein wird, doch deutet er mehr, als man glaubt, unser

Wesen an und steht in Beziehung zu unserm wahren, einstigen Namen; denn noch nie, seit die Welt steht, wurde einem Menschen von seinen Eltern dieser oder jener Name „zufällig" gegeben, so sehr sie es vielleicht selber glaubten. — Von einer Ahnung einer solchen Formel und Gleichung einer jeglichen menschlichen Ichheit zeugt der Name schon an sich. Denn woher die Erkenntnis, daß ein jedes Wesen einen Namen habe, woher die Frage: wie heißt der Mann? und die Befriedigung ihn nennen zu können, wenn nicht aus dem dunkeln Bewußtsein, daß es für dasselbe in der himmlischen Sprache ein bezeichnendes, maßgebendes und bestimmendes Wort gibt. Daß Gott einen Namen hat, gehört zu den größten Wundern. „Was fragst du nach meinem Namen? Er ist wunderſam" (Richt. 13, 18). — Und wiederum ist jeder Name eines Erschaffenen ein Name Gottes, und auch er wunderbar.

Von diesem Wert und dieser Wichtigkeit, von dieser inneren und tiefen Bedeutung des Names ist die Bibel voll. So wird befohlen: „Sein Name soll Jesus sein"; — „Er soll Johannes heißen." — „Heiße deine Tochter Lo Ruchama und deinen Sohn Lo Ammi" (Hos. 1, 6 und 9); woraus zu sehen, daß wie schon sprachlich, der Name des einzelnen mit den Schicksalen seines Volkes zusammenhängt. „Ich spreche zu meinem Gesalbten, Kores" (Jes. 45, 1); und wieder: „es ist kein andrer Name den Menschen gegeben"; und die erste und höchste Bitte heißt: „Dein Name werde geheiligt!" — Wehe dem, der diesen Namen mit unreinem Mund spöttisch und lästernd ausspricht; damit erregt er magische göttliche Kräfte, die ihn einst verzehren werden. — „Du sollst meinen Namen nicht vergeblich führen!" ist nicht eine bloße Hofetikettenverordnung! — Dagegen ist es dem reuigen Sünder gestattet, ja befohlen, „den Namen des Herrn anzurufen," also Gott durch

Nennung seines Namens anzuregen, aufmerksam zu machen auf sein Flehen, so daß Er „um seines Namens willen" nicht anders kann, als die Bitte erhören.

So weist die Bibel darauf hin, daß der wahrhaftige Name ein höheres, das innerste Wesen des Genannten in sich fassendes Wort ist. Wer könnte bezweifeln, daß dieser wahre Name, nicht der irdische, es ist, der geschrieben steht im großen Buch des Lebens? Diese Namen aller Geschöpfe stehen darin; ob schon vor Erschaffung der Welt? ob erst von ihrer zeitlichen Geburt an? — Nicht ein „Einschreiben", sondern ein „Nichtauslöschen" unsrer Namen aus diesem Buche verheißt uns der Herr (Off. 3, 5). — In der Offenbarung finden wir den Beweis für diese unsre Anschauung von Wort, Zahl und Namen. So im gewichtigen Wort „von der Zahl des Namens des Tieres: „Niemand konnte kaufen noch verkaufen, er habe denn das Zeichen oder den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens"; und von diesem Namen heißt es: „Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres; und seine Zahl ist 666" (Offenb. 13, 17 u. 18). — Und ebenso: „Die überwunden haben das Tier und die Zahl seines Namens" (Kap. 15, 2). Hier haben wir also eine Zahl, die zugleich Name ist. Diese Zahl, scheinbar eine einfache arithmetische, kann berechnet werden, wozu großer Verstand gehört oder Einsicht in das Wesen und die Geheimnisse der Zahl, und aus der Berechnung dieser Zahl soll Einsicht in das Wesen und in die Ziele des Tieres gewonnen werden. Diese Zahl ist ferner „die Zahl eines Menschen" (V. 18). Also wird nicht nur das Tier dereinst ein Mensch sein, sondern damit ist auch gesagt, daß ein Mensch und wohl jeder Mensch eine Zahl hat, die zugleich die Zahl seines Namens, also auch sein Name ist. Man sieht, daß diese bedeutsame

Stelle vollständig mit unsrer Anschauung harmoniert. Was aber die Deutung dieser Zahl 666 betrifft, so gehört dazu vor allem das Erscheinen des Tieres, aber auch die in Joel 3, 1. 2 verheißene Ausgießung des göttlichen Geistes, welche unter anderm den Gottesmenschen eine tiefe Einsicht in das Wesen der Zahl, des Wortes und der beide vereinigenden, heutzutage nahezu ganz verlernten Ur- und Natursprache geben wird, aus der sie nicht nur diese Zahl und diesen Namen, sondern auch andre mit Leichtigkeit entziffern werden. Dieser Zahl eines Menschen entgegengesetzt wird in der Offenbarung der schon in Jes. 62, 2 u. 65, 15 erwähnte neue Name zweimal angeführt als einer, den niemand kennt, denn der ihn empfängt (Offenb. 2, 17; 19, 12; auch 3, 12). Auch hier ist offenbar der Name ein das Mysterium der Ichheit offenbarendes höheres Wort oder eine solche Zahl.

* * *

Wie alles Irdische, so ist auch die irdische Zahl ein Bild, ein Gleichnis der himmlischen Zahl. Wenn wir in der Bibel, z. B. in der nach dem von Moses geschauten Vorbild erbauten Stiftshütte, in den Propheten, so in Daniel und Hesekiel und in der Offenbarung, so viele Zahlen finden, deren Bedeutung uns entgeht, so bekommen wir den Eindruck, daß es nur in irdische Sprache übersetzte Brüche von einer himmlischen Zahl sind, welche im Tempel Gottes, an der Quelle aller Ursachen, an der Wurzel alles Seins die ganze Evolution des Weltalls nach Gottes ewigem Ratschluß regiert. Erkennen

wir auch von der Bedeutung von 4 als der Zahl der Welt und von 3 als göttlicher Zahl, von 10 als der Zahl des Menschen, von 12 als der Zahl Israels, ein Weniges, so ist das doch nur eine dunkle Ahnung von den Mysterien der himmlischen Zahl. Wohl aber ersehen wir aus der Offenbarung, daß auf der neuen Erde und im neuen Jerusalem die wahre Zahl im wahren Raum, Zeit und Stoff sich als Schönheit und Harmonie herrlich entfalten wird als der Ausdruck der Urzahl, des Logos, durch den alle Dinge geschaffen worden sind.

Die Zahl, sagt mancher, gilt doch bloß für die materielle Welt; Liebe, Glaube, Hoffnung lassen sich nicht mit Zahlen bemessen. — Wie irrig diese Ansicht, beweist ein wenig Nachdenken. Es liegt schon ein logischer Widerspruch darin, wenn man sagt: nach der Bibel ist die Zahl 3 die Zahl der Gottheit, die Zahl 40 die der Prüfung und Versuchung u. s. w., und dann behauptet, die Zahl vermöge nicht geistige Größen auszudrücken. Hat die Zahl $10 = 5 + 5$ in der Parabel der klugen und thörichten Jungfrauen keinen geistigen Wert, so ist diese Zahl gänzlich wertlos und bliebe besser weg; und dasselbe gilt von allen Zahlen in den Parabeln und im Leben des Herrn; haben sie aber eine geistige Bedeutung, dann kann Geistiges durch die Zahl ausgedrückt werden. Liebe, Glaube, Hoffnung sind Kräfte; alle Kräfte aber sind meßbar, und eine unmeßbare Kraft wäre ein Unding. Wir halten solche Geisteskräfte nur deshalb für unmeßbar, weil wir den geistigen Maß- und Meßstab dafür nicht haben, wie der Wilde aus demselben Grunde dafür hält, daß Wind, Wärme, Licht nicht meß- noch zählbar sind. — Soviel erkennen wir und die untrügliche Sprache aber dennoch, und die Bibel bestätigt es, daß es eine große und eine kleine Liebe, einen starken und einen schwachen

Glauben, und ebensolche Hoffnung gibt; daß diese Kräfte ab- und zunehmen können, daß sie also, wie alle Kräfte, Quantität und Qualität besitzen, und daß ein Mensch zwei- und zehnmal mehr Glauben oder Energie oder Willenskraft haben kann als ein andrer, wie auch Elisa bittet: „Daß ich einen zwiefachen Anteil deines Geistes habe!" Damit und auch mit andern Stellen der Schrift ist klar ausgesprochen, daß diese Seelen- und Geisteskräfte meßbar sind. Überhaupt liegt darin der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf, daß wie alles an Gott unendlich, unermeßlich und unmeßbar, so alles am Geschöpf endlich, begrenzt und meßbar ist. Alles Meßbare aber ist durch die Zahl ausdrückbar. Wenn auch, wie oben gesagt, manche Quantität, wie die Quadratur des Zirkels, durch irdische Zahlen nicht darzustellen ist, so beweist der Mathematiker, daß dafür ein Zahlausdruck existiert, so im Dodecimalsystem. Geistige Kräfte aber sind meßbar durch die höhere und himmlische Zahl. Diese ist die Formel, das Gesetz ihrer Erscheinung, das Gefäß, in das sie gegossen sind, ohne das sie ebensowenig sein können, wie kostbarer Wein ohne Behälter; nur daß Zahl und Wesen im Himmel viel inniger ineinander wirken und sind, als auf Erden je Inhalt und Behälter.

Viele Christen glauben eben fälschlich, daß die Naturgesetze mit den Gesetzen der Moral in keiner Verbindung stehen. Bei den raschen Fortschritten der Wissenschaften und der steten Anhäufung von kaum noch zu bewältigenden Thatsachen und Beobachtungen auf allen Gebieten schaffen sie sich ein moralisches Schneckenhäuschen an, in das sie sich je und je zurückziehen, um sich darin von religiösen Vorstellungen eine Weile zu nähren, die wenig oder nichts mit ihrem intellektuellen, wissenschaftlichen oder sonstigen Leben gemein haben, und es ist ihnen mehr oder weniger ein salto mortale, wenn sie von ihrem alltäglichen

Treiben und seinen Begriffen auf göttliche und ewige übergehen sollen. — Der wahre Christ wohnt auf ebenem Boden in dieser und in jener Welt; das Zeitliche ist ihm ewig; das Ewige ist ihm zeitlich; und Gott ist ihm überall.

Daß die Natur und die Moral von verschiedenem Gesetz beherrscht sein sollen, ist schon deshalb falsch, weil ein und derselbe Gott sie gedacht; in Ihm ist keine Trennung und Disharmonie denkbar. Ein ernstes Denken zeigt bald, daß die Naturgesetze die Grundlage der moralischen bilden. Wie ein Mensch zuerst leben, also essen, trinken, schlafen muß, ehe er gut oder schlecht handeln und sich bekehren kann, so müssen die Gesetze der Zahl da sein, ehe die des Rechts und der Gerechtigkeit entstehen; aber diese sind im Keim schon in jenen enthalten. Die Gesetze, nach denen die Pflanze unbewußt wächst, grünt, blüht und Früchte trägt, sind völlig dieselben — das sagt auch Christus — nach denen der Christ bewußt und unbewußt in Gott wachsen, blühen und Früchte tragen soll. Die Gesetze der materiellen und geistigen Anziehung, der Geburt und der Ernährung, des Essens und des Trinkens, und die Folgen ihrer Übertretung, so des leiblichen und geistigen Alkoholismus sind für Geist und Seele identisch; ebenso die der leiblichen und seelischen Krankheit, des leiblichen und seelischen Absterbens aus verschiedenen Ursachen und der leiblichen und seelischen Heilung. Es gibt nur ein einheitliches göttliches Gesetz im Weltall.

Jene Meinung, daß die absolute Zahl, die unerbittliche Mathematik, zwar alles Stoffliche und Irdische regiere, im Reich des Geistes aber nicht mitzusprechen habe, ist eine der größten Schwächen in der Weltanschauung vieler. Damit werden die Gerechtigkeit, das Recht, das Schöne, das Wahre, anstatt wie der Grieche es so schön erkannte, absolute Dinge zu sein, zu Sachen des Gefühls, des subjektiven, veränderlichen Urteils;

und deshalb wankt und wackelt unser Weltgebäude und auch unser Christentum. Wir Menschen leben und weben im Relativen wie im Perspektivischen; das uns groß, weil nahe, Erscheinende ist uns wichtig, das uns klein Vorkommende, weil Weitstehende, nichtig. Gott aber, wie er „überall Geometrie treibt", wie Plato sagt, so auch überall Arithmetik und höhere Algebra. Er ist mathematisch. Für ihn gibt es keine „quantité négligeable". Wie niemals die durch alle Äonen durchgezählte Zahl seine Größe erreicht, so wird vor ihm auch niemals ein stets abnehmender Bruch zu „Nichts"; stets bleibt das Geschöpf Ihm unendlich fern; niemals wird die vor noch so langer Zeit geschehene kleinste Sünde unbedeutend.

Diese Zahl, wie sie das denkbare und geschöpfliche All in sich schließt, enthält auch das Gute und das Böse. $+1$ ist Gut, Position, Leben, Sein, das Ja! -1 ist Böses, Negation, Tod, Vernichtung, das Nein! Im $+$ und $-$ liegt alles auf Erden, und der Mensch steht da als 1 und kann sich und seinem ganzen Dasein $+$ oder $-$ vorsetzen. Kein Denken ist ohne die Zahl möglich, wie auch sämtliche Logikformeln des Aristoteles nur Zahlgleichungen sind. $1 = 1$, das ist auch Gerechtigkeit: Auge um Auge, Zahn um Zahn. $2 + 2 = 4$ oder $2 \times 2 = 4$ das Gesetz der Vermehrung, des Besitzes; $4 : 2 = 2$ das ist Gesetz der Verteilung, Erkenntnis; die kleinste Zahl nicht $= 0$ achten, das ist Treue. Und das ganze, das ist Wahrheit, ein ewiges, göttliches Gesetz, dem kein erschaffenes Wesen, kein noch so Gottloser sich entziehen kann; denn es hat wohl Gottesleugner gegeben, aber nie einen Menschen, der bei gesundem Menschenverstand behauptete $2 + 2$ sei mehr oder weniger als 4. Von dieser Wahrheit zeugt die Sprache, wenn sie spricht: das ist so wahr wie daß $2 \times 2 = 4$ sind; wenn sie von einem Menschen sagt, er kann nicht bis 3 zählen,

d. h. es fehlt ihm die einfachste Erkenntnis; wenn sie einen gegen Logik und Gerechtigkeit Gleichgültigen damit kennzeichnet, daß sie von ihm sagt: er läßt fünfe gerade sein!

So gibt uns die Zahl die Norm des ewigen Denkens, und wer nicht mathematisch zu denken vermag, vermag nicht göttlich zu denken. Alles ungefähr, beiläufig, verhältnismäßig, beziehungsweise, annähernd, circa u. s. w., alle unsre Halbheiten und Ausgleiche, Vergleiche und Mittelwege kommen in Gottes Wort nicht vor; die Bibel ist das radikalste und mathematischste Buch, das es gibt; sie kennt keine Brüche und will nur ganze Menschen. — Unser relatives, zahl- und logikloses, unmathematisches Denken, das lähmt uns. Wir lassen fünfe gerade sein und Gott einen guten Mann.

* * *

Gott hat uns in letzter Zeit als Heilmittel gegen die aus der Erkenntnis von Millionen von Thatsachen hervorgehende Zersplitterung und Specialisation die Erkenntnis geschenkt, daß im großen Weltall es nur ein Gesetz, nur eine Kraft und sicherlich auch nur einen Stoff gibt. Immer mehr erkennen wir, daß dieselben Naturgesetze überall walten, daß die Doppelsterne sich auch nach Keplerschen Gesetzen und in den Kurven der Kegelschnitte bewegen, daß auch auf andern Welten der Stoff fest, flüssig oder gasförmig, und daß, wie Meteoriten beweisen, auch im fernen Raum dieselben Stoffe wie auf Erden nach denselben Gesetzen krystallisieren, kurz daß Gott für seine ganze Schöpfung nur eine und dieselbe Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie erdacht hat. — Und doch,

und weil wir immer mehr den Glauben an diesen einigen persönlichen, lebendigen Gott verlieren, fragen wir immer zweifelnder, ob es denn irgendwo absolute Wahrheit gibt, und ob unsre ganze Welt- und Naturanschauung nicht bloß subjektive, jeder absoluten Wahrheit entbehrende Hypothesen sind.

Hier kann eine Betrachtung der Zahl uns zu einiger Klarheit verhelfen. Denn mit dem Zahlengesetz sind alle Gesetze verbunden, können nur vermöge desselben gedacht und ausgesprochen werden.

Treffend sagt Molitor (Philos. d. Geschichte, Bd. II, S. 210): „Wenn 2×2 nicht absolut und an und für sich selber $= 4$ ist," d. h. so von der Gottheit unabänderlich gedacht worden ist, „dann hört überhaupt das Gesetz der Identität auf, der Satz des Widerspruchs hätte keine Evidenz in sich, und es gibt mithin auch keine eigentliche objektive Wahrheit. Wenn ferner das Gesetz der Identität und des Widerspruchs in sich selbst keine Notwendigkeit besitzen, also wenn 2×2 für eine andre Weltordnung $= 5$ sein könnte, so folgt unwidersprechlich daraus, daß auch das Sittengesetz uns nicht deshalb zur Pflicht gemacht worden ist, weil es an und für sich gut, sondern bloß, weil es der Wille der Gottheit war, dasselbe uns (auf Erden) als Norm vorzuschreiben, und daß es auch Welten geben könnte, deren Bewohner ein ganz andres Gesetz als wir haben, und denen dasjenige Tugend und geboten, was uns als Laster verboten ist. Gibt es für die Gottheit keine absolute Wahrheit, so gibt es für sie (und folglich auch für uns) auch keine absolute Güte."

Ebenso zeigt Henrik Ibsen, daß er den Zusammenhang von Moralbegriffen und Zahlgesetzen einsieht, wenn er an G. Brandes schreibt: „Weder die Moralbegriffe, noch die Kunstformen sind ewig. (!) Wer bürgt mir dafür, daß auf

dem Jupiter 2×2 nicht 5 macht?" — Aber mit diesen Worten beweist er zugleich seinen Mangel an Einsicht in den Zusammenhang zwischen dem Grundgesetz der Zahl und den Thatsachen der Erscheinung, die wir an Jupiter beobachten. Die Bewegung dieses Planeten nach den Keplerschen Gesetzen, seine Abplattung nach dem Gesetz der Centrifugalität, seine Form und seine Größe, ja schon seine Sichtbarkeit allein, beweisen mit mathematischer Sicherheit, daß auf ihm $2 \times 2 = 4$ sind. Eine Welt, auf der $2 \times 2 = 5$ wären, besäße auch nicht eine unsrer physikalischen Eigenschaften, gehorchte auch nicht einem der uns bekannten Gesetze; wir wüßten von ihr absolut nichts, denn sie wäre durchaus unsichtbar und überhaupt unwahrnehmbar.

Man glaube nicht, daß dies nur theoretische Betrachtungen sind, die für das Leben im allgemeinen und besonders für das christliche keinen praktischen Wert haben. Wie es für den Menschen kein höheres Gut gibt als den Glauben an einen lebendigen Gott und die Gemeinschaft mit Ihm, so gehört der Zweifel am absolut Wahren, Schönen und Guten zu den verderblichsten Irrtümern der Jetztzeit. Wenn ein christlich sein wollender Apologet im Sinne vieler heutzutage in der „Christlichen Welt" schreibt: „Das Gesetz, wie wir es aussprechen, scheint uns die Notwendigkeit der Aufeinanderfolge gewisser Geschehnisse bei gegebenen Voraussetzungen richtig auszudrücken. Ob Gott das Gesetz so ausspricht, wissen wir gar nicht, auch gar nicht, ob es für ihn so existiert," so leugnet er mit diesem scheinbar in die höchsten Regionen des abstrakten Denkens sich schwingenden Satz, wenn auch nicht mittelbar das Dasein Gottes, so doch jede göttliche Offenbarung und ebenso die göttliche Abkunft und Ebenbildlichkeit des Menschen. Existieren die Gesetze unsers Daseins nicht in Gott, wie wir sie wahr-

nehmen, so ist Gott nicht mehr unser Vater und wir nicht mehr seine Kinder; denn ist es denkbar, daß das Werk eines Meisters nach andern Gesetzen verfertigt sei als das Denken dieses Meisters? Soll das Bächlein andres Wasser haben als die Quelle oder der Zweig einen andern Saft als der Stamm? Ist es nicht vielmehr also, daß das Bächlein nur durch das Wasser der Quelle existiert und der Zweig nur durch den Saft vom Stamm; wie Christus spricht: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ — „Bleibet in mir und ich in euch.“

Mit jenem Bezweifeln wird ebenso die Menschwerdung Gottes und die christliche Versöhnungslehre in Frage gestellt. Denn lebt und denkt Gott nach andern Gesetzen als wir, wie sollte er Mensch werden können? Einen nach andern Bedingungen des Seins existierenden Gott könnten wir weder erzürnen, noch uns mit Ihm versöhnen. Ebenso wäre dann ein göttliches Leben in und mit Christo, in und mit Gott, eine Unmöglichkeit.

Damit wird auch die biblische Lehre der Auferstehung und der himmlischen Seligkeit hinfällig. Finde ich nicht drüben in Gott die Gesetze meines Seins und meines Daseins, meines Leids und meiner Freude, meiner Kraft und meiner Macht, meiner Ichheit und meiner Individualität wieder, so habe ich mich selbst verloren und das indische Nirwana, ja die völlige Vernichtung, kann mir ebenso lieb sein wie eine Fortdauer, deren Bedingungen ich nicht im mindesten zu fassen vermag. Auch ist eine Vorbereitung hienieden auf jene Existenz unmöglich; wie soll ich mich auf etwas gänzlich Unbekanntes vorbereiten? Wer weiß, ob drüben und in dem Gott, der einst alles in allem sein wird, nicht groß klein und klein groß, schön häßlich und häßlich schön, Recht Unrecht, ja ob es nicht jetzt schon so ist. Zu solchen Folgerungen führen jene Zweifel.

Welche tiefere und biblischere Anschauung, wenn ein Jakob Böhme schreibt: „Alle Geburten, die in Gott sind, sind auch in dir: denn du bist aus allen Prinzipien der Gottheit geschaffen, und ein Bild Gottes!"

Mit jenem Zweifeln am absolut Wahren wird überhaupt die Bibel geleugnet. Was ist die Bibel und was will sie sein anders als das Wort Gottes, d. h. das Aussprechen der Gesetze, wie sie in Gott sind, wie Gott sie selber denkt — oder soll Er anders reden als er denkt? Dieser Gott spricht wiederholt: „Behalte meine Gebote, so wirst du leben, und mein Gesetz wie deinen Augapfel" (Spr. 7, 2) und: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben" (Jer. 31, 33. Hebr. 8, 11). Woher hat das Sittengesetz seine Kraft und seine Macht, wenn nicht daher, daß Gott ein sittlicher Gott ist? Und wenn dieser Gott, Schöpfer und Erhalter des Lebens, spricht: Du sollst nicht töten! da fragt man noch, ob in Gott dieselben Gesetze wie in uns oder gar überhaupt Gesetze sind?! — Wenn geschrieben steht: Gott ist die Liebe — sollten in Ihm nicht die Gesetze sein, nach denen wir lieben? Wie könnte dann Er uns und wir Ihn lieben, und woher hätten wir diese Gesetze in uns? Zu allen Zeiten haben die Weisen es erkannt und zum Grundgedanken der Religion gemacht: die Naturgesetze außer uns und die Moralgesetze in uns, die mit jenen ein Eins bilden, sind ein Ausfluß der Gottheit, und unser Denken ist ein Abbild und eine Folge des göttlichen Denkens. Behaupten, daß das Denken dieses Gottes nach andern Gesetzen geschehen könne als das unsre, ist nicht nur eine völlig unwissenschaftliche, weil völlig unmotivierte Hypothese, sondern setzt zwischen diesem Gott und seinen Geschöpfen eine unüberbrückbare Kluft. Plastisch ausgedrückt: wenn bei diesem und für diesen Gott 2×2 nicht 4 ist,

so versteht er weder den Krystall noch den Stern und am wenigsten den Menschen; so kann er auch nimmermehr sich ihm mitteilen, noch dieser zu Ihm beten.

Ist das der Fall, so gibt es keinen Gott; denn ein Gott, der nach andern Gesetzen des Seins und des Daseins existiert als die meinen, ist für mich einfach nicht da. Dann ist das Weltall eine menschliche Hypothese, eine Vorstellung unsers Hirns ohne objektive Wahrheit. — Nun, der Satz ist alt und bekannt und am Platz im Munde eines Pessimisten wie Schopenhauer oder eines H. Ibsen, der von einem lebendigen Gott nichts weiß, aber nicht bei Männern, die sich noch Christen nennen.

Hier bedarf's nicht der wissenschaftlichen Spekulation, sondern nur der einfachen gesunden Logik. Sind denn unsre Vorstellungen Kräfte? Wir sehen aber die Welt voll Kräften oder Gesetzen oder Gedanken Gottes, was in Ihm dasselbe. — Einst erzählte ein alter Mann, unter einem großen Nußbaum sitzend: „Vor 70 Jahren, damals ein siebenjähriger Knabe, fand ich hier eine Nuß; wollte sie aufknacken, aber mein Bruder sagte: Nein! wir wollen sie pflanzen; und nun sitze ich mit 28 Enkeln und 2 Urenkeln unter diesem Baum und schüttle alljährlich der Nüsse genug für meine ganze Familie herunter!" — Ist denn dieser Nußbaum kraft einer menschlichen Hypothese gewachsen oder infolge der subjektiven Vorstellungen von Naturgesetzen im Kopf des alten Mannes? oder weil, um mit einer gewissen Philosophie thöricht zu reden, er sich denselben als Objekt in seinem Hirn „gesetzt" hat? Haben wir nicht vielmehr hier die sichtbare und greifbare Wirkung der göttlichen Gesetze des Wachstums, des Blühens und des Fruchtbringens? Haben etwa wir Menschen diese Gesetze erdacht?

Wenn dann jener Apologet weiter schreibt: „Es ist und bleibt durchaus ungewiß, ob wir mit unsern Hypothesen die absolute Wahrheit treffen," so wirft er in diesem durch scheinbare Demut bestechenden Satz in bedauerlicher Weise die göttlichen Gesetze, die uns klar in der Schöpfung entgegenleuchten und die das inspirierte Wort Gottes durchaus bestätigt, mit unsern Erklärungsversuchen zusammen, ungefähr wie einer, der das mosaische Gesetz mit den Wellhausenschen Hypothesen verwechselt. — Ob die Erscheinung der Anziehung im Weltraum von den Weltkörpern ausgeht oder durch den Weltäther vermittelt wird, und ob das Licht nach der Emanations- oder Undulationstheorie zu erklären ist, das sind freilich wie das Atom und vieles andre menschliche Hypothesen; aber die Planeten, das Licht und der Stoff sind Thatsachen, und ebenso die von Newton und Kepler gefundenen Gesetze und die der Chemie und der Physik. Die Thatsache, daß $1+1$ gleich 2, und die entsprechende, daß Wachstum nur durch Aufnahme und Assimilation von Nahrung möglich ist, oder daß Gutes Liebe, Böses aber Haß erzeugt, der kategorische Imperativ und die innere Nötigung das Gute zu thun und das Böse zu lassen, das sind nicht menschliche Hypothesen, sondern die Offenbarung von in Gott liegenden Gesetzen, wie Gott selber sie denkt und in seiner Natur und in seinem Wort klar ausspricht. „Der Mensch hat nichts, es sei ihm denn vom Himmel gegeben!" Warum erkennen wir, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind und warum ist es so? Einzig und allein durch die Gemeinschaft unsers Geistes mit dem Geist dessen, der das Dreieck mit allen seinen Eigenschaften erdacht hat und weil es Ihm gefallen hat, das Dreieck also zu erschaffen.

Freilich gibt es Abstufungen des göttlichen Denkens; freilich sind die Gedanken Gottes höher als unsre Gedanken, wie

in unendlich schwächerer Weise das mathematische Denken eines Newton in der höchsten Analyse höher ist, als das Denken des Kindes, das das Einmaleins lernt; wie das musikalische Denken Bachs in der H-moll-Messe und Beethovens in der Mondscheinsonate über dem des Anfängers, der seine erste Tonleiter spielt, oder höchste Poesie und Schrift über dem ABC steht! Aber identisch sind sie doch! Ohne das Einmaleins gibt es keine Analysis; ohne die Tonleiter wäre weder jene Messe noch Sonate und ohne das ABC keine Schrift noch Buch Gottes.

So gibt es kaum eine thörichtere Frage als die, ob in Gott auch die Gesetze seien, von denen wir sehen, daß sie seine Schöpfung regieren, und die unser ganzes geistiges Leben verursachen und beherrschen. Können wir doch diese Schöpfung und ihre Gesetze nur mit den Sinnen erkennen, mit der Sprache ausdrücken und vermöge der Denkgesetze auffassen, die Er selber uns gegeben, als Er uns in seinem Bilde schuf, und seinen Hauch als Seele einblies. Was ist alles Wort und aller Menschen Sprache anderes, als das Aussprechen von göttlichen Gesetzen schon im kleinsten Wort. Die 10 Teile der Sprache, das Substantiv und das Adjektiv, das Zeitwort und das Zahlwort, hat nicht der Mensch erfunden; er kann ewig keine andren, ja nicht einmal einen neuen Vokal oder Konsonanten in sich finden. „In deinem Licht sehen wir das Licht!“

* * *

Ist die Zahl wirklich das Grundgesetz des Weltalls, so muß sie mit ungeheurer Klarheit ungeheure Tiefe verbinden, und so ist es in der That. Während jeder einigermaßen helle Kopf wie spielend und mit absoluter Sicherheit Hunderte von Millionen addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren kann, haben von jeher die tiefsten Denker fast erfolglos über die Geheimnisse der Zahl nachgedacht. So schon Pythagoras, der nichts Schriftliches hinterließ, dessen Grundanschauung aber war: alles ist Zahl. So Plato, der in der Geometrie, in der Mathematik überhaupt, auch alle Gesetze des Geistes und der Philosophie fand.

Diese Weisen erkannten es: der Logos, Wort und Zahl zugleich, das ist das Mysterium! „Am Anfang war das Wort, und das Wort war Gott."

Wie ein Mensch in einem Boot im Sonnenlicht auf den Wellen tanzt und die finstere Tiefe voll Mysterien unter ihm nicht ahnt, so ruht unsre Existenz auf einem Meer von Mysterien. Ohne Mysterium kein Sein, keine Religion, keine Poesie, keine Kraft, kein Sehnen noch Begehren, kein Genießen noch Lieben, noch Hassen, keine Gegensätze und kein Kampf: kein Leben. Ohne Mysterium ist die Seele lendenlahm, vegetiert nur, ist geistig tot, wenn sie überhaupt existiert; ist sie doch selbst das Mysterium, kommt aus dem Mysterium, daher sie sich stets in dasselbe wieder hineinversetzt. Der Seele Nahrung ist das Mysterium, dieser Ausfluß Gottes. Hat sie etwas durch und durch erkannt und ergründet, oder richtiger, glaubt sie in irdischer Blindheit das gethan zu haben, so wird es ihr schal; sie wirft es weg wie eine ausgepreßte Citrone. Daher die Kraftlosigkeit einer Pädagogik und einer religiösen Presse, welche glauben, dem Kinde und den Gläubigen nur

völlig Verständliches und Verstandenes bieten zu sollen. Nur am Mysterium wird die Seele groß. Das Mysterium treibt die Pflanze, die Blüte nach der Sonne und die Wurzel in die finstere Tiefe. Das Mysterium bewegt das Tierreich in Zorn und Liebe, in Furcht und Hoffnung. Das Mysterium weht durch die Welt und treibt die Völker vor sich, daß sie dorthin und dahin ziehen, die einen ans Meer und die andern auf den Berg und in die Wüste, daß sie wachsen und expandieren, ihrer Macht sich freuen, sich eigne Kunst schaffen, in eignem Lied aufjauchzen, in eignem Stil und Steinschrift Tempel und Burg und Palast bauen, in eigner Schrift eigne Litteratur schreiben.

Auch im Himmel wird das Mysterium nicht aufhören; wohl wird einst Gott alles in allem sein, aber dennoch wird das Geschöpf nie ganz den Schöpfer erfassen. Gott ist und bleibt ewig das Mysterium. So begehrte ein Johannes in die Mysterien der Gottheit zu schauen; und auf sein Sehnen hin offenbarte ihm der Geist: „Am Anfang war das Wort und Gott war das Wort!“ Und Mysterium blieb es auch ihm. Dieses Mysterium hat von jeher gewisse Menschen, gewisse Christen mächtig angezogen. So Plotinus und Dante, J. Böhme und Pascal, St. Martin, Baader und Novalis; und es wird uns nicht befremden, daß der Mystiker der sich in die Geheimnisse des göttlichen Worts vertieft, oft ein hervorragender Mathematiker war wie ein Pascal, ein Kepler und ein Newton, der eifrig Böhmes Schriften studierte.

Schon diese Thatsache beweist, wie falsch die gewöhnliche Ansicht, daß ein Mystiker ein konfuser, verworren denkender Schwärmer ist. Mag es immerhin solche geben und gegeben haben, so hat es doch kaum je klarere und wenn sie ihre Aufmerksamkeit den Dingen dieser Welt zuwenden wollten, prak-

tischere Menschen gegeben als jenen Plato, dessen Ratschläge Dionys von Syrakus gerettet hätten, oder den ausgezeichneten Seemann und Mystiker Christoph Kolumbus, oder den weltgewandten Gesandten und Politiker Dante, oder den großen Denker Pascal, der mit unerbittlicher Logik die Lehre der Jesuiten in seinen Lettres provinciales einer vernichtenden Kritik unterzog — wie auch selbst der in die innersten Tiefen der Dinge schauende Böhme durch seinen Fleiß, seine Nüchternheit und seinen gesunden Menschenverstand bekannt war. Und wie hat in neuer Zeit der Mystiker Gordon Pascha mit hellerem Blick als sämtliche Staatsmänner und Generale zuerst die chinesische Armee organisiert und die Taiping-Rebellion niedergeschlagen, und später allein dem Sudan in wenig Jahren Frieden und Sicherheit anstatt der entsetzlichen Zustände, die er fand, gegeben, die Sklavenhändler lahmgelegt und den Ackerbau entwickelt! Wahrlich, sechs solche Mystiker wären, wie an Kreta zu sehen, ein größeres Geschenk Gottes an Asien und Afrika, als der Schutz sämtlicher Großmächte und eine Million Soldaten und eine Milliarde Mark dazu. — Ein nicht geringer Beweis für die Wahrheit und die Kraft, die der Lebensanschauung des Mystikers innewohnt, ist auch der Zug zu ihm und zu seinen Werken, der oft die nüchternsten und praktischsten, von allem Mysticismus am meisten entfernten Geister überkommt. So hat schon mancher Kriegsmann die Bücher des mystischen Jüngers allen andern vorgezogen. So studierte der kalte, harte Karl I. von England mit Vorliebe Jakob Böhme und ließ seine Werke ins Englische übersetzen; so las der heitere, witzige Kaiser Friedrich in Thomas a Kempis; so liebte, wer sollte es glauben? der sarkastische Pessimist Schopenhauer die Werke von Mad. Guyon, dieser Predigerin der reinen Gottesliebe ohne Beimischung einer Furcht vor der

Hölle oder eines Verlangens nach dem Himmel (?); so sehen wir den materialistischen, den Selbstmord der Welt predigenden Ed. v. Hartmann nach einer viel günstigeren Beurteilung der Mystiker, als man sie in den meisten christlichen Büchern findet, ausrufen: „Es muß wahrlich dem Mysticismus eine unzerstörbare Kraft innewohnen; denn weder Spott noch Verachtung, noch die blutigsten Verfolgungen vermochten je ihn auszurotten; und sieht man sich die Weltgeschichte an, so muß man zugeben, daß er von jeher, wie für die einzelnen, so für die Völker von unberechenbarem Nutzen gewesen ist!"

Erschrecken wir nicht vor bloßen Worten und Namen, sondern sehen wir uns die Wahrheit vorurteilsfrei an. Christus, dieser nach allen Seiten hin vollendete Mensch, war auch höchster Mystiker. Er lebte nur mit dem Vater, in seinem Willen, in der wahren und übernatürlichen Welt, und sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. — Er ignoriert und und achtet gering menschliche Kunst und Wissenschaft, fragt nichts nach sozialen Problemen und philantropischen Zeitfragen und faßt seine Anschauung darüber in dem Wort zusammen: „Was hilfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Auch von Ihm, wandelte Er wieder unter uns, würden moderne Christen geringschätzend ausrufen: „Ein unnützer Träumer! greift nirgends praktisch ein und glaubt die Welt mit bloßen Ideen zu verbessern." Aber er hatte Recht; mit Ideen, nicht mit Thatsachen wirkt man Großes; ist doch die Thatsache nichts als die stets mangelhafte unvollkommene Darstellung der Idee; weshalb alle, die Großes und Bleibendes schufen, wenn sie nicht wie Cäsar oder Attila, Timurlenk und Napoleon I. durch Waffengewalt lediglich ihre Macht gründen wollten, Idealisten waren; der Idealist und der Mystiker aber gehen ineinander

über, und Gott ist die Idee des Mystikers. Bekehre mit Gottes Hilfe den Menschen, so wird er sich schon ein menschenwürdiges Dasein erschaffen. Noch nie sah ich einen Christen in Schmutz und Elend verkommen; denn „dem Redlichen läßt es Gott" auch in dieser Welt „gelingen;" wohl aber sah ich schon aus modernen Arbeiterwohnungen mit Gärtchen und Zubehör — so sehr wir ihren Bewohnern diesen Komfort gönnen — unzufriedene und verbissene Gesichter herausschauen.

In zarter Weise deutet auch das Evangelium die mystische Seite Christi an durch seine Liebe zu Johannes, dieser durch und durch mystischen Natur. Und so hat mancher Mystiker, Dante und Klopstock, Thomas a Kempis oder Böhme, mehr und Bleibenderes durch Wort oder Lied gewirkt als so mancher thatenreiche Philantrop, dessen Werk mit ihm starb.

Aber diese Mystik, sagt mancher streng Rechtgläubige, der die Wahrheit verkennt, daß ein Christ trotz einiger Irrlehren Gott näher stehen kann als mancher andre mit tadelloser Doktrine, führt zu bedenklichen Verirrungen, zur mönchischen Askese, zur Einbildung der eignen Sündenlosigkeit, ja zum Verbot der Ehe u. a. mehr! Ich bestreite, daß diese Irrtümer die Früchte der wahren Mystik sind, und behaupte vielmehr, auf Thatsachen gestützt, daß je größer der Mystiker ist oder wird, destomehr er von diesen etwaigen Anhängseln frei wird. Was hat uns aber der Gegensatz des Mysticismus, der platte, nüchterne Protestantismus, gebracht mit seiner Orthodoxie ohne Feuer noch Geist? — Ein totes Formeln- und Dogmawesen, ein bloßes ja, ja sagen, ohne auch nur eine Ahnung von den Kräften der zukünftigen Welt, von der Freiheit und Macht, von dem Brausen und Rauschen des Heiligen Geistes, von einem inneren mit Christo in Gott verborgenen Leben. Mit Lehrsätzen allein kommt man nicht in den

Himmel. Und dabei rufen sie: „Ich bin Luthers!“ „Ich bin Calvins!“ — Ist Luther für euch gestorben, oder seid ihr auf Calvin getauft?

Was ist denn diese Mystik, vor der so mancher Christ, ohne auch nur zu wissen, was er sich darunter vorstellen soll, das Kreuz macht? Das Wesen der Mystik läßt sich ebenso wenig wie das der Kraft und des Lebens durch eine wissenschaftliche Definition erschöpfen; denn sie ist eine Kraft und ein Leben. Sie ist ein Leben in einem vom innersten Geist geschauten Gott, als dem ewig flammenden Urgrund alles Lebens und alles Seins, in und durch dessen stete Kraft die Sonne kreist, das Blatt grünt, das Wasser fließt und das Feuer brennt. Ihr Wahlspruch ist (J. Claaßen): „In deinem Licht sehen wir das Licht.“ Sie hat zum Objekt das unvermittelte Verhältnis des einzelnen zu diesem Gott, als des Endlichen zum Unendlichen, des Zeitlichen zum Ewigen, des Geschaffenen zum Ungeschaffenen, und zwar nicht des Menschen nur, sondern des Tieres, der Pflanze, des Steins, der Luft und der Erde, des Lichts und der Kraft. — So ist eine Rose für den gewöhnlichen Menschen eine schöne, lieblich duftende Blume mit Dornen. Der Botaniker weiß von ihr schon mehr zu sagen, von allen ihren Arten und Abarten, vom Saftumlauf, Umsetzen von Blättern in Petale und Staubfäden u. s. w. Für den Physiker und Chemiker ist sie noch dazu ein wunderbarer Bau aus Millionen von Atomen, der einem Kundigen Erscheinungen der Endosmose, chemischen Selektion u. s. w. zeigt. — Für den Mystiker ist sie das alles und dazu noch: eine von einer Grundzahl oder Ichheit regierte Welt, die nach Zahl- oder Geistesgesetzen evolviert und doch nie eine Kornblume oder Tulpe wird, eine göttliche Idee, ja, ein Stück der Leiblichkeit Gottes, seiner aus Ihm hervor-

gegangenen Schöpfung. Alle irdischen Rosen sind nicht die Rose, wie alle Kinder nicht das Kind und alle Frauen nicht die Frau; daher das Begehren und Sehnen, das drüben gestillt wird. Alle Rosen sind einseitige Abbildung der Rose, die aus göttlichem Thun hervorgegangen, also ewig ist. Im Paradies gab es und gibt es die Rose; und in den Ewigkeiten der Ewigkeiten wird es die Rose geben, immer schöner, immer herrlicher, ja wunderbar und unendlich innerhalb ihrer Zahl evolvierend, denn das Göttliche kann nicht gebrochen werden.

Die Mystik ist ferner ein stetes Schweben zwischen zwei Abgründen, zwei Prinzipien, zwei Welten: des Guten und des Bösen, des Lichts und der Finsternis, ein Fühlen dieser zwei Welten in sich und in seinem kleinsten Thun; ein inneres Lauschen dem Gesang der oberen Welt und ein Warten ihres Lichtstrahls, und ein Bangen vor, ein Kämpfen und Ringen mit den nach unten ziehenden Mächten der Finsternis. — Ihr Streben ist, in allem und durch alles hindurch den göttlichen Anteil, die göttlichen und teuflischen Prozente von jeder Erscheinung zu erkennen und sie von den Schalen, den Hüllen und Hülsen zu lösen. Ihr Ziel ist das sich selbst Verlieren, um sich in Gott, in dem und durch den alles ist, wieder und herrlicher zu finden.

„Leer dich aus, Er wird dich füllen;
Setze dich, Er wird dich stillen;
Schweig, so sagt Er seinen Willen;
Wisse nichts, so lernst Du Ihn."

Ihr Gewinn ist ein in Gott verborgenes Leben, das kein Unglück noch Unfall, nicht die Welt und nicht der Teufel, nicht das Leben und nicht der Tod antasten kann und schon hienieden ein Besitzen der Freude der Ewigkeit. — Sie ist

also wahre Philosophie, wie schon ein Plato, Sokrates, Pythagoras sie nach ihrem Licht auffaßten. Sie ist Theosophie, indem sie nichts nach menschlichen Traditionen noch Lehrsystemen fragt, sondern durch Gebet von Gott sich den Heiligen Geist erringt, um vermöge desselben diesen Gott und Vater zu erkennen, zu erschauen, und von diesem Centrum aus seine Schöpfung. Sie ist Symbolik, denn alles in dieser Schöpfung ist ihr Bild, Abbild und Symbol von einem Etwas in der ewigen Schöpfung. Sie ist Religion und Christentum, indem sie sagt: Zuerst muß der Mensch durch und mit Gottes Hilfe und Gnade sich zu Gott bekehren, oder von ihm bekehrt werden; dann findet er in diesem Gott und nur in Ihm alles; in und mit Ihm weiß er alles, schaut er alles, kann er alles; außer Ihm und ohne Ihn nichts. — „Menschenlob," sagt der Mystiker Gordon Pascha, „ist genau besehen nichts andres als eine Verleugnung Gottes, weil damit ausgesprochen wird, daß der Mensch auch ohne Gott gut sein könne." — In Gott eingekehrt, hat der Mensch das Centrum gefunden; hat er sich verloren und Gott gewonnen, so ist es ihm nicht mehr um den Teil zu thun, sondern um das Ganze; er will nicht mehr sich, sondern Gott, der in ihm ist, offenbaren; denn er erkennt, daß in Ihm doch das All enthalten ist, und in dieser Gesamtheit auch er; er geht in Gott auf; sein Streben fällt mit dem Göttlichen zusammen und hat zum Objekt die Offenbarung Gottes im Weltall; wobei er auch nebenbei als ein Teil Gottes zu seiner ewigen völligen Offenbarung kommt.

Alle und jede Religion ist mystisch; aber Mystik ist nicht die ganze Religion. Sie ist die Religion des einzelnen, nicht der Gemeinde, sie ist die Religion nach Pascals Wort als „Gott dem Herzen fühlbar". Die Mystik beschäftigt sich nicht, wenigstens nicht direkt, mit dem Studium der Weissagung und

der Geschichte der Gemeinde Christi, noch mit ihrer Organisation, ihrem Gottesdienst, der Verwaltung der Sakramente, Stellung dem Staat und der Welt gegenüber, noch mit der Lehre von den guten Werken.

Das Wort Gottes ist mystisch vom Anfang bis zum Ende, indem es einerseits Schöpfung und Mensch, das All, auf das große Centrum und Eins direkt und durch Naturgesetze und Naturkräfte unvermittelt zurückführt; andrerseits indem es nicht an den Verstand, sondern an ein Schauen des vom Heiligen Geist erleuchteten Menschen appelliert, so in der Schöpfung und im Sündenfall, so in dem Gesetz des Sinai und im Wunder überhaupt. Mystisch sind das mosaische Gesetz und der Opferdienst; Mystiker waren Elias, der größte Prophet, Johannes der Täufer, der Größte vom Weibe Geborene, Johannes, der geliebte Jünger. Mystisch und magisch sind der Segen und der Fluch (S.: 5. Mos. 28), die Bekehrung und die neue Geburt, und vor allem das Gebet. Ist dein Gebet nicht mystisch und magisch, so ist es ein sinnloses Geplapper, ja nach dem Ausspruch eines bekannten Weltweisen „eine Anwandlung von mildem Wahnsinn". Denn du behauptest mit einigen Worten, die du aussprichst, mit diesem bißchen in Bewegung gesetzter Luft, durch alle Himmel der Himmel bis zum Schöpfer des Alls zu dringen und die Gefühle, Absichten und Gesetze dieses Schöpfers und Herrschers zu deinen Gunsten verändern zu können, ihn zu bewegen, daß er dir gegen das Geschick Gesundheit statt Krankheit, Brot statt Hunger gebe, bevorstehendes Unglück dir aus dem Weg räume oder sich erfreue an deinem Lob und dir Dank wisse für deinen Dank! — Allerdings ein Unfaßliches, Magisches! Jede Gebetserhörung, so die der Monika, ist noch ein ganz andres Wunder als wenn Josua die Sonne still stehen läßt; und zwar verhält

es sich mit diesen Gebeten der einzelnen wie mit den unendlichen Lichtstrahlen, die millionenfach im Weltall sich kreuzen, ohne sich im geringsten gegenseitig zu stören oder aufzuheben; auch ein Unbegreifliches!

* * *

Mit der Mystik eng, ja unzertrennlich verbunden ist das Wunder und die Magie; auch ein verpöntes, auch ein mißverstandenes und mißbrauchtes Wort. — Darüber nur weniges.

Magisch ist alle Wechselwirkung zwischen dem Immateriellen und dem Materiellen im Unterschied des mechanischen, physikalischen oder chemischen Einwirkens des Materiellen auf Materielles. Magisch wirken aufeinander Geist und Stoff, Seele und Leib; magisch wirken der Blick und der Anblick, das Gesicht und vor allem das Wort. Kein Mensch, kein Geschöpf, das nicht auf seine Umgebung magisch wirkte und nicht magisch von derselben afficiert würde. Höhere Magie ist das gewollte oder nicht gewollte Wirken der mystischen Erkenntnis, ob im Licht, ob in der Finsternis. Von der schwarzen Magie schweigen wir hier, da ein von ihr Sprechen, das nicht bloßer Schall wäre, ein Imaginieren in das Teuflische, ein Anregen und Anrufen der stets zum Antworten bereiten Mächte der Finsternis erfordert, weshalb solches vom göttlichen Gesetz unerbittlich verboten und bestraft wird.

Es ist Geistes- und Geistergesetz, daß je mächtiger ein Geist ist, desto wenigeren und einfacheren Stoffes er zur Offenbarung bedarf. Gott schuf mit bloßem Wort die Welt. Die Anwendung von Räucherungen, Speisen und Getränken, Einsamkeit, Finsternis und magischen Formeln, um das magische Schauen, die magische Kraft zu erregen, das alles ist Armut der magischen Kraft; der wahre Magier bedarf ihrer nicht. Gottes Wort und Christus kennen nur zwei Mittel, die magische Kraft im Menschen zu erregen (Matth. 17, 21): Das negative Fasten, die Enthaltsamkeit und die Beschränkung der leiblichen Stoffassimilation, das Sichabschließen gegen äußere Einflüsse, damit die inneren freier wirken, und das positive Gebet, das Aussprechen des göttlichen Verbum. Alle Magie beruht auf Zahl und Wort; denn sie kann nur wirken zu der richtig erkannten Zeit („jetzt ist eure Stunde und die Macht der Finsternis"), am richtig erkannten Ort und auf die richtig erkannte Ichheit in ihren Grundzahlen. Weiter bedient sich der rechte Magier zweckmäßig der Natur und ihrer Kräfte, so Elisa bei Naemann des siebenmaligen Untertauchens; so anderswo des Salzes und des Holzes, so Christus des Speichels. Er kann aber in höchster magischer Kraft mit dem bloßen Wort Wunder bewirken: „Stehe auf und wandle!" Dazu gehört ein Schauen in der göttlichen Ursprache des Wortes „stehen" und des Wortes „wandeln" als göttlicher Namen, und dessen, was das Wort „und" in Gott, kraft seiner göttlichen Buchstaben für eine verbindende Kraft hat; dann werden diese Worte durch das Aussprechen: ich sage dir, zu einem fiat! es werde! für den, an den sie gerichtet sind. — Kennte ich den wahren Namen eines Geschöpfes und damit auch seine darin enthaltene Lebenszahl und Gleichung, so hätte ich Macht über dasselbe, könnte durch Aussprechen dieses Namens, der magischen Formel

seiner Ichheit, in Zorn und Liebe, Abscheu oder Sehnsucht, diese Ichheit ebenso aufregen und zu entsprechenden Thaten innerhalb ihrer Ichheitsformel veranlassen, wie wir es täglich in unvollkommener Weise mit dem unvollkommenen Wort thun. Alles aber innerhalb dieses ihres Namens. Auch das magische Wunder vollendet sich zum Unterschied vom Märchen innerhalb der Kreise der Zahlformel und des Ichheitsgesetzes. Das Wasser wird zu Blut und zu Wein, nicht aber zu Feuer; das Feuer wird gebändigt, nicht aber zum Organismus umgewandelt, der Feigenbaum verdorrt, aber zerschmilzt nicht; der Eselin wird der Mund aufgethan, nicht aber sie zum Menschen promoviert; die Schweißtropfen Christi fallen nicht als Edelsteine herunter. Auch operiert das zu verrichtende Wunder nur auf schon Gegebenes. Das vorhandene Wasser wird zu Wein, das Brot und die Fische werden vermehrt, nicht geschaffen; die Fische werden herbeibefohlen zum Fischfang. Denn das große Schöpfungsfiat hat sich Gott vorbehalten.

Die Magie, die am ruhigen Aquator des täglichen Lebens latent ruht, hinter den Erscheinungen der Natur verborgen, tritt vorzugsweise an den beiden Polen der Liebe und des Hasses zu Gott und den Mitmenschen auf, undeutlich zwar beim Gros der Menschen; beim großen Verbrecher und beim großen Heiligen aber von jeher so klar und wirksam, daß keine ehrliche Kritik sie wegleugnen kann. Alle Leidenschaft ist magisch und wirkt magisch; nur der Geiz als eine Versteinerung des Geistigen tötet diese Kraft im Menschen, anstatt sie zu erhöhen. Auch beim gewöhnlichen Menschen sind Sympathie und Antipathie, Eltern- und Geschlechtsliebe, die Beherrschung andrer, ja alle Neigung und Abneigung, selbst solche zu und gegen gewisse Speisen und Getränke, auf magische Kräfte, Affinitäten

und Wahlverwandtschaften zurückzuführen. Aber nur Erkanntes und Durchschautes wird unterworfen. Deshalb gehört zur himmlischen Macht und Unabhängigkeit von andern der wiederholt verheißene neue Name, „den niemand kennt, denn der ihn empfängt." Also vollendetes „Erkenne dich selbst" und absolutes Freisein dem Geschöpf gegenüber. Dieser Name ist die ewige Burg der diamantenen Ichheit, Gott nur bekannt und zugänglich.

* * *

So ist die Zahl das eherne Gesetz der Natur, die Fatalität des Atoms, des Krystalls, der Pflanze, des Tieres und auch des Menschen. Das haben zu verschiedenen Zeiten stets unter verschiedenen Formen und Ausdrücken klar schauende Geister erkannt.

Schon die Zahlmaschine veranschaulicht für den Denker in geradezu unheimlicher Weise die Konsequenz und die Unerbittlichkeit der Zahl. Das bloße selbst durch eine Dampfmaschine bewirkte Drehen einer Kurbel erzeugt nicht nur die längsten und absolut sicheren Divisionen und Multiplikationen, sondern berechnet auch mathematische Gleichungen mit mathematischer Fehlerlosigkeit. So scheint die von Babbage erfundene und mit über einer halben Million Kosten von Scheuz im Jahr 1871 vervollkommnete Rechenmaschine Unmögliches zu leisten. Außer den Logarithmen-Tafeln, berichtet Brewster, berechnet sie Potenzen und Produkte von Zahlen, sowie alle astronomischen Tafeln

zur Bestimmung des Standes der Sonne, des Mondes und der Planeten; und ebenso kann sie auch unzählige Gleichungen endlicher Differenzen integrieren. Diese Maschine zeigt nicht nur jeden zufällig durch Staub oder Ungenauigkeit eines Rädchens entstandenen Fehler sofort an, sondern sie verfertigt mechanisch Foliobände von algebraischen Rechnungen, zu deren Ausarbeitung der französische und englische Staat viele Mathematiker anstellte und Hunderttausende jährlich ausgab!

Von der Art und Weise, wie die Zahl das Weltall beherrscht, gibt Dubois-Reymond in seinem bekannten Vortrag über die Grenzen der Naturerkenntnis eine treffende Darstellung, wenn er schreibt: „Es läßt eine Stufe der Naturerkenntnis sich denken, auf welcher der ganze Weltvorgang durch eine mathematische Formel vorgestellt würde, durch ein unermeßliches System simultaner Differentialgleichungen, aus dem sich Ort, Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit jedes Atoms im Weltall zu jeder Zeit ergäbe. Für einen Geist, der diese mathematische Weltformel verstünde, sagt Laplace, gäbe es nichts Ungewisses im Weltall, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blick gegenwärtig.“ „In der That,“ fährt D.-R. fort, „wie der Astronom nur der Zeit in den Mondgleichungen einen gewissen negativen Wert zu erteilen braucht, um zu ermitteln, ob, als Perikles nach Epidaurus sich einschiffte, die Sonne für den Piräeus verfinstert ward, so könnte der von Laplace gedachte Geist durch geeignete Diskussion seiner Weltformel uns sagen, wer die eiserne Maske war oder wie das Schiff „Präsident“ zu Grund ging. Und ebenso läse jener Geist in seinen Gleichungen den Tag, da das griechische Kreuz von der Sophienmoschee blitzen oder da England seine letzte Steinkohle verbrennen wird. Er sähe im unendlichen Raume die Materie entweder schon bewegt oder

ruhend und ungleich verteilt, da bei gleicher Verteilung das labile Gleichgewicht nie gestört worden wäre. Setzte er in der Weltformel $1 = -\infty$, so enthüllte sich ihm der rätselhafte Urzustand der Dinge. Ließe er 1 im positiven Sinn unbegrenzt wachsen, so erführe er, nach wie langer Zeit das Weltall mit eisigem Stillstand bedroht ist."

Gewiß ist die Schöpfung ein so durchdachtes und harmonisches Ganze, daß jedes Sandkorn auf Erden und jeder Wassertropfen im Meer in notwendigen mathematischen Beziehungen zunächst zur ganzen Erde, dann aber zum großen Ganzen überhaupt stehen, eine Weltanschauung, die von der neueren Naturwissenschaft bestätigt wird.

Wir glauben an das Vorhandensein einer solchen vom Schöpfer ausgesprochenen Weltformel; ja, an die Existenz einer fein Maß von Geist, Willenskraft, Lieben, Hassen und Erkennen, kurz alle Faktoren seiner Existenz einschließenden „Ichheitsformel" für jeden Menschen; aber auch an einen Gott, der jederzeit und beliebig in dieser von ihm ausgehenden Weltformel, und ebenso in der des Einzelnen, die Werte von x, y und z feststellt und auch ändern kann, und der in der Bekehrung anstatt des zur Vernichtung, zum Tod führenden Minuszeichens, der ganzen Formel ein leben- und zunahmebedeutendes Pluszeichen vorsetzt.

Damit sind wir bei der Frage der Willensfreiheit angelangt; wollen jedoch hier dieses vieltausendjährige Problem nicht eingehend besprechen und noch weniger lösen. Dazu bedürfte es einer höheren himmlischen Algebra, die einst spielend Gleichungen jeden Grades lösen wird, die für die irdische Arithmetik stets unberechenbar bleiben werden.

Es wäre gewagt gegenüber dem Worte Christi: „Wie oft habe ich gewollt euch sammeln, und ihr habt nicht gewollt,"

und manchen andern der Schrift, dem Menschen jede Entscheidungsfreiheit im Bösen und Guten abzusprechen; aber es wäre noch unbiblischer und dazu im Widerspruch mit den Thatsachen, zu leugnen, daß dies bißchen Freiheit sich nur wie eine kleine Welle auf einem Ocean von göttlicher Fatalität erhebt, in welchem in der Tiefe wunderbare Strömungen die Gewässer bald dem Nord-, bald dem Südpol, bald dem Äquator zutreiben, und über das von oben Winde Gottes bald leise säuseln, bald Stürme und Orkane erregen.

Der in das irdische Leben eintretende Mensch, für die allernächste Zukunft blind, von furchtbaren, ihm unbekannten Naturkräften bedroht, gleicht einem Kindlein, das mit verbundenen Augen mitten in die große Alpenwelt auf einen steilen, pfadlosen Abhang gesetzt wird. Links gähnt der Abgrund, rechts droht von oben die Lawine, vor ihm kein Pfad, und das Getöse des Bergbachs erfüllt seine Seele mit Grausen. — Armes Kind! solange der Vater es nicht an der Hand nimmt und weiter führt! — Hier liegt der Unterschied zwischen dem blinden Fatum der Alten, und auch dem willkürlich nur nach seinem Willen waltenden Allah des Muhamedaners und der Vorsehung eines himmlischen Vaters der Christen, der es vermag, in seiner Macht alle Dinge zum Besten derer, die Ihn lieben, zu lenken nach seinem von Ewigkeit her gefaßten Vorsatz, und doch in wunderbarer, uns unfaßbarer Harmonie mit dem Seufzen und von Ihm eingegebenem Beten seines Geschöpfes zu thun.

Diese göttliche Fatalität beruht in erster Linie auf den großen Plänen Gottes. Wohl war der nach seinem Bilde geschaffene Mensch einst Mitarbeiter an ihrer Verwirklichung. Wie könnte Gott aber jetzt ihn weiter frei mitwirken lassen, ihn, der, von Ihm abgefallen, zu allem Guten untüchtig geworden

und dessen Herz verzweifelt böse ist von Jugend an? Seine ursprüngliche Freiheit war die Macht, in und mit der ewigen Weisheit zu spielen; nun heißt seine Freiheit: etwas andres wollen können als Gott; also etwas Böses. Was der freie Wille vermag, zeigt der Sündenfall; was das Verzichten darauf, Christus in Gethsemane. Höchste Weisheit und höchste Liebe Gottes ist es, dem Menschen nur ein Minimum dieser Freiheit zu lassen, damit er nicht die ganze Schöpfung und sich selbst unwiederbringlich verderbe.

Zweitens beruht diese Fatalität auf eben dieser Blindheit des Menschen. Wahre Willensfreiheit ist nur mit absoluter Erkenntnis denkbar. Unsre Ignoranz ist es, die die tägliche Täuschung des freien Willens bewirkt, freilich eine ebenso zweckmäßige und notwendige, wie die der materiellen und geistigen Perspektive, dieser unbegreiflichen, absolut subjektiven, wahren und falschen Auffassung unsres Auges. Vermag ich weder leiblich noch geistig das wahre Wesen der Dinge zu schauen, und kenne ich mich selber nicht, wie soll ich da wahrhaft frei wählen? Immer tappe ich nur im Dunkeln herum und bin der Spielball bald der Umstände, bald meiner einseitigen und falschen Eindrücke, bald der Sünde in mir und bald der bösen Geister außer mir.

Drittens gründet sich diese Fatalität auf die Solidarität aller Wesen. Ich darf nach göttlichem Gesetz nicht allein und für mich existieren, muß und darf an den Sünden und am Segen meiner Väter, meiner Mitmenschen, meines Volkes mittragen und mitgenießen; und auch von den Anlagen und selbst Krankheiten meines Großvaters, von der Kraft und der Bildung meiner Ahnen, aber auch von ihren Sünden erbt und verarbeitet meine Seele einiges; dunkles, unerbittliches Gesetz! — Und wie einzelne so tragen auch ganze Völker ihre Vergangen-

heit. Langsam häufen sich Schuld und Gericht; als nach 400 Jahren die Bosheit der Kananiter voll ward, da wurden auch ihre Kinder ausgerottet; oder es sterben im vierten Gliede Tausende auf der Guillotine für die Sünden Ludwigs XIV. und seines Hofes.

Allgemeine Fatalität unsers Daseins ist das Naturgesetz. Daß wir hier und nicht auf Mars oder Jupiter sind, nicht in die Lüfte uns erheben und nicht in die Meere tauchen können, daß wir um zu existieren essen, trinken und schlafen müssen und das in kürzester Frist stets wiederholen, das und tausenderlei andre Bedingungen und Gesetze sind die ehernen Züge unsrer Existenz, die wir, in Ketten geborene Sklaven, gar nicht mehr merken, und die das irdische Leben machen zu dem, was es ist.

Fatalität des Einzelnen ist erstens die Geburt. Daß du da und dort, dann und damals, von den und den Eltern geboren bist, das ändert nicht die von Gott über deine Seele ausgesprochene Formel, denn auch das wird von derselben bestimmt und liegt in ihr; das macht dich nicht zu einem andern Bürger der Ewigkeit als der, der du bist; aber das gießt den ewigen Stoff deines Ichs in eine andre Form, gibt ihm eine andre Farbe, wie nicht das Wesen, wohl aber die Entwicklung eines Samens vom Boden abhängt, in den er gefallen. Wärst du bei den Griechen zur Zeit des Perikles oder bei den Hunnen zur Zeit Attilas oder jetzt als Kind eines Eskimo eines chinesischen Mandarinen oder eines malayischen Piraten zur Welt gekommen, so wären zwar die Grundkräfte deiner Seele dieselben, aber doch ihr Gebrauch und somit deine Weltauffassung eine andre. Wie die unersättliche, selbst in seinen Götzen sich offenbarende Fleischeslust der Moabiten in der Empfängnis Moabs begründet war (Gen. 19, 37), so der düstere

Fatalismus des Arabers in dem von Gott bekräftigten Wort der Sarah über Ismael: „Der Sohn dieser Magd soll nicht miterben."

Zweite Fatalität ist die Ehe; sie schließt in sich das Sein oder Nichtsein und auch die Art und Weise des Seins und Daseins unzähliger Nachkommenschaft; sie ist im Reich des Geistes eine chemische Verbindung, die zwar nicht die Grundkräfte beider Elemente verändert, aber doch einen Körper, eine Legierung mit andern Charakteren erzeugt. Wohl spricht der Volksmund: Ehen werden im Himmel geschlossen. Daß du und ich und unsre Kinder da sind, kommt davon her, daß der Großvater einst zufällig (!) in einer Gesellschaft oder auf der Straße, auf dem Ball oder in der Kirche, dem und dem Fräulein begegnete. Kaum irgendwo im Menschenleben tritt die Fatalität so klar zu Tage als im Entstehen der Ehen.

Die dritte Fatalität ist die Länge der Lebenszeit, der Tod. „Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen verkündigen," spricht Geßler, „ich will ...." da trifft ihn Tells Pfeil. — Unsre Anschläge sind verloren, wenn nun der Tod nimmt seinen Raub. — Und auch auf andre wirkt diese Fatalität ein. Der Vater stirbt, und das Leben der Familie ist nun ein andres; oder es stirbt ein Herrscher, und sein Sohn regiert nach andern Grundsätzen; ein Alexander, ein Cäsar stirbt, und das Schicksal von Millionen ändert sich. Daß die Stunde des Todes, dieses Abschlusses und Resultats und Ziels unsers Lebens, von höheren Mächten bestimmt wird und der Mensch nichts an diesem Fatum zu ändern vermag, auch der Selbstmörder nicht, haben alle Völker zu allen Zeiten erkannt. — „Der Mensch hat seine Zeit; die Zahl seiner Monden stehet bei Dir" (Hiob 14, 5).

So schalten und walten über Anfang, Mitte und Ende des menschlichen Lebens dunkle Mächte, unbekannte Faktoren, göttliche Befehle oder die Beschlüsse der Wächter, im Rat der Heiligen beschlossen (Dan. 4, 14). Und die Alten, die die großen Prinzipien des Seins klarer als wir erkannten, wurden nicht müde, die Allgegenwart des Schicksals zu betonen und den Einfluß von himmlischen-Kräften, davon nicht grundlos der Dichter singt:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald du fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

(Goethe.)

Soviel steht fest: Je kleiner der Mensch und je begrenzter sein Horizont und niedriger sein Standpunkt, desto mehr glaubt er an seine persönliche Freiheit. Stets sind es die Schwachen, denen das Gefühl einer göttlichen Fatalität als Beengung und Hemmung ihres kleinen Thuns peinlich ist, während sie sich gehorsamst vor Menschen und Umständen beugen. Der Starke wird, wie der Aar vom Sturm und der kräftige Schwimmer von der wogenden Flut, von seinem Schicksal getragen, und es freut und stärkt ihn, daß eine weisere Weisheit und mächtigere Macht als die eigne ihn hält und zur Ausführung der ihm gestellten Aufgaben befähigt. Volentem fata ducunt, nolentem trahunt! Den Willigen führen, den Nichtwollenden reißen die Geschicke mit, ruft der geniale Heide Seneca aus (op. 107), und der christliche Augustin

stimmt ihm bei. — „Fürchte dich nicht, Paule, du mußt vor den Kaiser gestellt werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen“ (Ap.-Gesch. 27, 24). Das gibt Kraft und felsenfesten Mut.

Ebenso unleugbar ist es, daß die fatalistischen Völker von jeher die stärksten waren, so vor allen der unbeugsame und ungebrochene Araber, sodann auch Griechen und Römer. So sind und werden wir europäische und moderne Nationen in dem Maße schwächer, unentschlossener, bedenklicher, verzagter und ängstlicher in allem staatlichen und privaten Leben, als wir uns immer mehr einbilden, alles komme auf uns an, oder wie Nietzsche es ausdrückt: „Der Mensch ist ganz auf sich gestellt und kann mit sich anfangen, was er will!“ O, unwahre Philosophie und Lebensweisheit, die jede Minute meines Lebens Lüge straft! Ich will und kann nicht, wünsche und erlange nicht, möchte und vermag nicht, versuche und es gelingt nicht, fange an und kann nicht vollenden, möchte reden und finde das Wort nicht, Großes thun und es fehlt die Kraft und die Idee; und öffne ich den Mund und erhebe die Hand, so schlägt mich ein Schlaganfall sprachlos und gelähmt in den Staub! Ach Gott! Was ist's mit allem unserm Können! — Und auch die Völker werden wie das Meer ohne und gegen ihr Wollen durch Winde von oben bewegt und aufgewühlt, wollen den Frieden und fangen Krieg an, machen Gesetze und schaffen sie ab, beschließen einen Rat und es wird nichts daraus. Auch sie wähnen, sie seien auf sich gestellt und könnten anfangen, was sie wollen. — Mehr christliche Fatalität thut uns not!

Dem elementaren Menschen ist seine Freiheit kein Problem. Fragst du ihn, ob es in seiner Macht stehe, heute nachmittag das oder das zu thun, so sieht er dich erstaunt an und

versteht nicht einmal das Fragliche an der Frage. Auch so mancher, der sich für gebildet hält, lebt im süßen Glauben dahin, es komme nur auf sein Wollen oder auf seinen Geldbeutel an, ob er sich im Wirtshaus etwa ein gutes Essen oder beliebig viele Schoppen bestelle, dazu so und so viele Cigarren rauche, und die oder die Zeitung lese. Der Gute merkt nicht, wie Neigung, Anlage, Gewohnheit, in Verbindung mit äußerlichen günstigen oder ungünstigen Verhältnissen und Umständen, ihn längst in Fesseln geschlagen haben. Noch weniger denkt er daran, daß zu diesem seinem Genuß gehört, daß das Wirtshaus, der Schoppen, die Cigarre und die Zeitung zuerst da seien, wozu Tausende und Abertausende von Ursachen und Faktoren, die von ihm und seinem Willen völlig unabhängig sind, erst mitwirken müssen. — Auf der nächsten Stufe fängt der Mensch an zu merken, und je älter er wird, desto mehr, daß er geschoben wird auch da, wo er zu schieben glaubt, und daß, so unsterblich und göttlich auch seine Seele ist, die Entwicklung dieser Seele und Ichheit, ihrer Anlagen und ihres Charakters, Produkt und Wirkung von außer ihm liegenden Ursachen sind. Oder er flüchtet sich vor dem zermalmenden Gedanken der Fatalität in die Annahme, daß es doch einen Zufall gibt, den mancher sich als den Hofnarren des lieben Gotts denkt. Aber bei Licht besehen verwandelt ein Tröpfchen Zufall das Weltall in ein Chaos. Ist es Zufall, daß vor 1000 Jahren ein Mann mit der oder der Jungfrau zusammentraf und sie zu seinem Weibe nahm, so sind die Tausende von Existenzen, die daraus hervorgingen samt ihrem Thun, ihren Leiden und Freuden, Kinder des Zufalls! „Zufällig," sagt Schopenhauer, „bedeutet das Zusammentreffen in der Zeit des kausal nicht Verbundenen." Für den Christen gibt es also keinen Zufall; denn ein kausal nicht mit dem All Verbundenes

müßte außer dem einigen Gott, der causa causarum, stehen; neben Gott noch ein Göttchen!

Höher steht überall der große Mann, ob Dichter oder Legislator, Eroberer oder Prophet. Erhaben über dem wirren Gestrüpp und Unterholz von Umständen und Umständchen, in dem verstrickt Tausende ihr Leben zubringen, überschaut er einigermaßen die Wege der Menschheit und die eigenen, das Woher und Wohin, und erkennt in der Gegenwart die Wirkung der Vergangenheit und den Keim der Zukunft. Er glaubt an seine Sendung, an seine göttliche Aufgabe: er weiß, wozu er auf der Welt ist, und dieser Glaube und dieses Bewußtsein machen ihn stark, ja unüberwindlich, solange seine Aufgabe nicht erfüllt ist. Dabei täuscht er sich nicht über seine Freiheit; wie Luther von dem Märtyrer Heinrich von Zutphen schreibt: „Da nun Gott der Allmächtige die Zeit ersahe, daß der gute Henricus mit seinem Blute die Wahrheit, von ihm gepredigt, bezeugen sollte, sandte er ihn unter die Mörder, die er dazu bereitet hatte." Der weise Salomo spricht: „Ich wandte mich und sah unter der Sonne, daß nicht den Schnellen der Lauf gehört, und nicht den Helden der Krieg, und auch nicht den Weisen das Brot, und auch nicht den Verständigen der Reichtum, und auch nicht den Kenntnisreichen die Gunst; denn Zeit und Schicksal trifft sie alle." Und der Prophet Jeremia ruft aus: „Ich weiß, Herr, daß des Menschen Thun stehet nicht in seiner Gewalt, und stehet in niemandes Macht, wie er wandle oder seinen Gang richte" (Jerem. 10, 23).

Der Höchste aber unter den Menschen, der Gottmensch, lebt ganz im göttlichen Fatum. „Als die Zeit erfüllet war," wird er von einer Jungfrau und in Bethlehem geboren, „damit die Schrift erfüllet würde." Sein Leben vollzieht sich

innerhalb der Weissagung und stets weist er darauf hin: „Wie würde aber dann die Schrift erfüllet?“ Vor seinem Leiden bittet er in Gethsemane: „Ist es möglich?“ — Aber es war nach dem ewigen Ratschluß nicht möglich. — Er wird ans Kreuz geschlagen, seine Kleider werden verlost, er ruft „mich dürstet“, und trinkt Essig, seine Seite wird durchbohrt, aber seine Gebeine werden nicht zerbrochen, und er liegt mit dem Reichen in seinem Tod, „damit die Schrift erfüllet würde.“ Und der Auferstandene spricht: „Also ists geschrieben und also mußte Christus leiden. Es muß alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen“ (Luc. 24, 44). — Wie klein stehen wir da mit unsrer vermeintlichen Freiheit vor dieser bis ins kleinste gehenden Erfüllung eines göttlichen unerbittlichen Fatums, deren Größe, Bedeutung und Notwendigkeit wir gar nicht einsehen.

Die Wenn und die Aber, die uns dabei sofort aufsteigen, die Frage: „Was beschuldigt Gott uns dennnoch? Wer kann seinem Willen widerstehen?“ schlägt Paulus mit der unbarmherzigen Antwort nieder: „O Mensch, wer bist du, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: warum machst du mich also? Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Thon?“ (Röm. 9, 20. 21.) — Hier beuge dich, menschlicher Hochmut, oder werde zerbrochen! — Ist aber der Mensch in Christo eine neue Kreatur, so macht ihn die Wahrheit insofern frei, als er dann gern den Willen Gottes thut. Er ist nun ebensowenig frei wie vorher von den unerbittlichen Faktoren seiner irdischen Existenz, ja, er erkennt nun die göttliche Führung auch da, wo er sich früher frei wähnte, aber er verwertet anders und göttlich diese gegebenen Notwendigkeiten, wie ein guter Baum aus demselben

Boden und in demselben Klima, Regen und Sonnenschein, gute Früchte bringt wo ein böser Baum nur böse Früchte erzeugt.

Und immer höher steigt und breitet sich aus die Erkenntnis. Fatum und Schicksal sind der Kampf, der Zwiespalt, der Streit zwischen dem bösen Willen des Geschöpfes und dem guten Willen des Schöpfers. Sind beide einst versöhnt, so gibt es nur noch einen freien Willen. Unzerbrechliches Fatum wird ewig die zähneknirschenden Verlorenen zermalmen. Aber die Erlösten, die Engel, die Erzengel, die Throne und Mächte und die Cherubim, was begehren sie anders, als daß der Wille Gottes geschehe in den Himmeln und auf den Erden? Hier verschmelzen in heißem Sehnen der freie Wille und das göttliche Fatum. Im ewigen Licht klar schauend, daß es nur einen göttlichen, vollkommenen Willen gibt, versenken sie ihren Willen in den göttlichen, wollen nichts mehr, als daß Gott alles in allem wird und sein Wille, das einzig Gute, das auch ihr Wille ist, geschehe; und in eben diesem glühenden Begehren quillt in ihnen die unsterbliche Kraft der freien, göttlichen Ichheit und die triumphierende Freude der Ewigkeit ewig auf. Die Ichheit hat sich in der Gottheit gefunden, spiegelt sich wonnig in ihr und jauchzt: Ich in dir, du in mir, ein Wille in uns, das ist ewiges Leben und volle Genüge!

So erweckt die Betrachtung der Zahl, dieses großen Gedankens Gottes, in seinem geheimen Zusammenhang mit dem Wort, diesem Mysterium, durch das die Welten geschaffen worden sind, in uns eine große Ahnung von einer wahren, ewigen, unendlichen Natur, in der die hier im Keim und Embryo liegenden Gesetze, von deren Herrlichkeit unsre blöden Augen hienieden kaum einen blassen Schein aufnehmen, sich gewaltig und unaufhaltsam, groß, herrlich und unendlich wie

dieſe Zahl und dieſes Wort und der Gott, der ſie dachte, ewig zu ungeahnten Schöpfungen entfalten werden. — Wohl uns, daß wir einen ſolchen Gott haben, deſſen unermeßliches Denken und Thun unſrer unſterblichen Seele zur Ausfüllung ihrer Ewigkeit unaufhörlich neue Objekte ihres Denkens, unermeßlichen Stoff zur Bewunderung, zur Erkenntnis, zum Genuß, zur Anbetung geben wird!

Womit aber werden diejenigen die Leere ihrer Ewigkeit ausfüllen, die hienieden dieſe Geſetze verkennen und lehren, es gebe kein abſolut Wahres, noch Gutes noch Schönes; ſondern das alles ſamt Zeit, Raum und Stoff ſeien nur ſubjektive Vorſtellungen des menſchlichen Hirns? Denn dieſe Geſetze und der Gott, der ſie ſchuf, ſind gerecht, und nach dieſen Geſetzen wird der Menſch die Früchte ſeiner Werke eſſen. — Solchen wird dieſer Gott in Ewigkeit nichts geben, denn ſie wollen nichts von ihm annehmen; und Er wird ihnen ewig nichts nehmen, damit ſie keinen Grund zur Klage haben. Er wird ihnen alle ihre Weisheit, ihre Philoſophie und ihre Syſteme laſſen, alle Gedanken und Wünſche ihres Herzens, dazu all ihren Hochmut und ihren Haß gegen Ihn und die Seinen, und all ihr Zweifeln und all ihr Leugnen. — Was können ſie mehr verlangen? — Mögen ſie zuſehen, wie ſie ſich daraus eine ewige Welt erſchaffen, die ihnen ewig genüge.

Den Gottloſen nennt die Bibel auch den Geſetzloſen.

IV.

Die ewige Natur.

Wenn allen vergänglichen Naturerſcheinungen ein unvergänglicher Kern und göttliche Geſetze zu Grunde liegen, — wie könnten ſie ſonſt uns zur Vorbereitung auf das ewige Leben dienen? — ſo muß dieſer Kern beſtehen bleiben, wenn die zeitliche Erſcheinung aufhört. Dieſes Ewige und Innerſte an der Natur iſt die ewige Natur, welche von jeher die Menſchen „den Himmel“ genannt haben. — Von jeher haben die Völker gelehrt, daß der Menſch in einer ewigen Natur geſchaffen, in dieſer völlig glücklich war, weil ſie allen ſeinen natürlichen, d. h. ihm vom Schöpfer anerſchaffenen Bedürfniſſen entſprach; daß er deshalb unglücklich iſt, weil er infolge eigner Schuld aus dieſer ewigen und vollkommenen Natur heraus- oder herabfiel, oder verjagt wurde, und daß er einſt durch eine „Erlöſung“ wieder in dieſe ewige Natur eingehen und ſich ewig darin glücklich fühlen wird.

Von jeher hat der Menſch gefühlt, daß dieſe Natur, wie ſie hier uns umgibt, nicht die urſprüngliche, ſondern eine gefallene, verdorbene, kranke iſt. Daß dieſe Welt die beſtmöglichſte ſei, hat noch nie weder ein Volk, noch auch der deutſche Philoſoph, der dieſen Satz aufſtellte, geglaubt; denn Philoſophen, beſonders die neueren, gleichen darin den italieniſchen Marcheſi,

daß sie ihre schönen Villas nicht selbst bewohnen, sondern sie an Passanten vermieten, die auch nur vorübergehend sich darin einrichten. — „Kein philosophisches System," sagt F. Brunetière, „wurde je zu einem Wohnhaus für die Menschheit," und fügen wir hinzu, ebensowenig zu einem Tempel für die Gottheit. — Wer von dem bornierten Optimismus ausgeht, diese Welt sei schon recht und ihm gut genug, wird mit den Jahren immer mehr einem hoffnungslosen Pessimismus anheimfallen. Wer auf der klaren Erkenntnis weiter baut, daß diese Welt nicht ist, wie sie sein soll, hat einige Aussicht einst in eine Welt zu kommen, welche ist, wie sie sein soll.

Auch alle die ernsten Männer, die, vom Elend des Daseins gebeugt, es sich zur Lebensaufgabe machten, über das Woher und Wohin des Menschen und der Menschheit nachzudenken, haben von jeher an eine ewige obere Natur geglaubt. So lehrten Pythagoras, Plato, Empedokles, die Welt sei eine finstere Höhle und der Leib ein Kerker, in den die einst in einem unendlich glücklichen Zustande befindliche Seele durch eigne Schuld geraten sei, ein Glaube, dem auch die Weisen Ägyptens, Persiens und Indiens huldigten. Zweck des irdischen Lebens ist, sagten sie alle, die Erkenntnis, daß diese niedere Existenz nicht die wahre sei, Loslösung vom Vergänglichen und Streben nach der verlorenen, durch Tugend zu erreichenden göttlichen Glückswelt. Dabei lehrten sie: Wie die gesamte Schöpfung durch des Menschen Schuld unglücklich geworden ist, so soll sie auch durch seine Erlösung beglückt und von ihrem Seufzen, von ihrer Mühe erlöst werden. „Wahrlich," sagt Buddha, „selbst die Pflanzen und die Bäume, selbst die Felsen und die Steine werden in das Nirwana eingehen." Schöner consensus gentium! — Wohl hüten wir hienieden die Säue, in einem öden Lande, da Hungersnot herrscht und selbst Träber

rar sind; aber im Herzen wissen wir dabei, daß daheim unser Vater ein großes, herrliches Gut hat, und daß bei ihm unsre älteren Brüder und viele Taglöhner sind und Brot die Fülle haben.

Auch hier unterscheiden wir Modernen uns ungünstig von den Alten; denn abgesehen von den närrischen oder hoffnungslosen Ideen eines Nietzsche, Ed. v. Hartmann, Schopenhauer u. a., wagt selbst der christlich angehauchte Herbart zu schreiben: „Das ewige Leben ist eine unendlich schwache Spur dessen, was wir Leben nennen" (!) (Die Schule Herbarts von G. Kötzle S. 144), woraus sich das unendlich schwache Sehnen solcher Menschen nach diesem ewigen Leben von selbst erklärt. — Der Zweifel ist uns Gefallenen eben leichter als der Glaube.

Wie die Civilisation vielfach in einem Glätten und Polieren, also auch Abstumpfen und Abkanten des Denkens und des Sprechens besteht, so daß der gewöhnliche Gebildete weniger originell, kräftig, plastisch denkt und spricht als der Fischer und der Hirte und der Bauer, so hat auch der civilisierte Mensch seinen Himmel derart verblaßt und vernebelt, daß bald jeder Wilde klarere und richtigere Begriffe davon haben wird als der Salonmensch von Berlin und Paris. Diesem ist sein Himmel, wenn er überhaupt noch an einen solchen glaubt, nur ein Chaos von widersprechenden Vorstellungen, wie sie einen treffenden und betrübenden Ausdruck in Nachrufen, Grabreden und Inschriften aller Art heutzutage finden, wonach die Hinterbliebenen, von dem Bewußtsein tief gebeugt, daß der Verstorbene nun in ein „besseres Jenseits" angelangt, oder zum mindesten „allem Erdenleid entrückt", dem armen Toten anwünschen: „Die Erde möge ihm leicht werden," „seine Asche möge sanft ruhen," oder „er möchte von aller Erdenqual erlöst schlummern", zugleich aber „sich emporschwingen zu den Sphären der Seligen";

oder sie rufen ihm nach, daß er „von einem unerbittlichen Geschick hinweggerafft," nunmehr „das ihm von einer gütigen Natur gesteckte Ziel erreicht habe" und „zwar in den Kreislauf des ewigen Stoffs zurückgekehrt sei", „ewig aber im Andenken der Nachwelt fortleben werde!" ... und wie derartige Produkte eines unklaren Denkens oder eines schlechten Gewissens heißen; denn der Mensch flüchtet nur in die Phrase aus Unfähigkeit eine Wahrheit klar zu erfassen oder aus Furcht, derselben ins Auge zu sehen.

Aber einen Himmel will und muß der Mensch haben, sonst ist sein Ende Verzweiflung. Denn *leben* will er; und wie wenig dieses irdische Leben ein Leben ist, das sieht man daran, daß es uns alle tötet, den stärksten binnen 70 oder 80 Jahren, in einer kurzen Spanne Zeit. An diesem Leben sterben wir alle. Wahres Leben müßte die Lebenskraft immer mehr erhöhen, so daß der Mensch mit der Zeit und je älter, desto lebendiger und jünger würde.

Unser Himmel muß ein begreiflicher, faßlicher, vorstellbarer sein, denn nur das ihm Vorstellbare kann der Mensch glauben. Wir müssen von unserm unnatürlichen, undenkbaren, unwahren und unbiblischen Himmel zu einem natürlichen, greifbaren und wahren zurückkommen, in den wir gern hineingehen, ja in den wir uns hineinsehnen, weil er allen natürlichen Gesetzen unsres Daseins, allen unsern von Gott uns angeschaffenen Anlagen völlig entspricht, alle unsre natürlichen und wahren Bedürfnisse befriedigt, wie niemals eine noch so vervollkommnete und verschönerte Erde. Einen solchen Himmel wünscht sich der natürliche, d. h. der noch nicht verkünstelte und in seinen Begriffen verwirrte Mensch. So erzählt ein mit den Patagoniern wohl bekannter Engländer: „Die Patagonier glauben an ein zukünftiges Leben, und daß der Tote sofort in das Paradies

eingeht; daher kommt es, daß der Patagonier freudig ſtirbt;" während einſt der mächtige Kaiſer Hadrian mit dem Seufzer dahinfuhr: „Ach! armes Seelchen mein, wohin willſt du nun flattern?" — Selig ſind die geiſtig Armen, denn das Himmelreich iſt ihrer. — Einen Himmel wünſcht ſich der arme ruſſiſche Muſchik, „die blaue Erde," auf der von ſelber, ohne ſeinen Schweiß und ſeine Mühe, wogende Felder von rotem Korn ſprießen werden, und kein Iſprawnik ihm mehr die Hälfte ſeines ſauren Brots abjagt und dazu ſeine Söhne für den Krieg raubt. Einen Himmel wünſcht ſich der Indianer, darin kein Eis, noch Schnee, noch Stürme, noch lange Nacht, wo Wild und Blumen auf ewigen Prärien in Hülle und Fülle ſind, wo er ſich endlich ſorgenlos mit Weib und Kind ſatt eſſen kann; einen Himmel wünſcht der Bewohner der Sahara, des „Landes des Durſts," wie er ſie nennt, da helle klare Ströme kühlen Waſſers allerorten fließen. — Und dazu wünſchen ſie ſich alle einen Himmel, wo die drückende Schuld aufhört und der große Geiſt mit ſeinen Kindern verſöhnt iſt. „Ihr werdet ſitzen auf Bänken," ſagt Muhammed ſeinen ſtreit- und ränkeſüchtigen Arabern, „einer den andern gegenüber, und alles Scheelſehen und alle Mißgunſt wird aus euren Herzen genommen!" und ſie haben es gefühlt: das wird ſchön ſein!

Und dieſe Völker alle haben Recht. — Einen natürlichen und vor allem einen leiblichen Himmel lehrt die Bibel. Denn Gott hat den Menſchen nach Leib, Seele und Geiſt geſchaffen und will ihn einſt in ſeinem Reich nach Leib, Seele und Geiſt aufnehmen, bewirten, erquicken und unendlich und ewiglich erfreuen. — Weil das aber Wahrheit iſt, wird keine Lehre ſo eifrig und beharrlich von dem Geiſt, der ſtets verneint, bekämpft, verfälſcht, verdeckt, vertuſcht und verdunſtet. Hat er der armen Menſchenſeele ihren Gott und dazu jede Luſt in

seinen Himmel einzugehen, geraubt, so kann er gemütlich warten, bis die verdorrte Frucht schließlich von selber in die Hölle fällt.

Weg mit den platten Vernebelungen der herrlichen, von Gottes Wort uns verkündigten ewigen Natur! Haben wir den Mut, es diesem lieben Vater zu glauben, wenn er uns etwas davon sagt, wie gut wir es einst bei ihm haben sollen! Weg mit den verdammten Einflüsterungen des Teufels, daß dies eben Bilder, Allegorien, Redensarten seien. Dieser ewige und allmächtige Gott der Wahrheit ist nicht ein armer und ärmlicher, windiger Worte- und Phrasenmacher wie du und ich. Glauben wir es ihm auf sein Ehrenwort! und wenn es zehnmal nicht in unsre noch so klugen Theorien und moralisch-religiösen Begriffe und Vorstellungen hineinpaßt. Von solchen Irrlehren sagt Krummacher (in Eliä Himmelfahrt): „Hinweg mit dieser Verflüchtigungstheologie! Wir halten's mit dem biblischen Realismus. Wer den uns nimmt, der nimmt unserm Herzen alles; denn Sachen, Sachen will es haben, das menschliche Herz; je handgreiflicher, desto besser. Denn zu real ist das Elend, das mich hienieden drückt, die Sünde, die auf mir lastet, und der Tod, der meiner harret, als daß mir dawider etwas andres frommen könnte als mindestens ebenso reale Gegensätze. Was hilft mir wider den Pfeil, der auf mich zuschwirrt, ein papierener Schild? Ich muß einen ehernen haben."

Der Grund- und Eckstein jeder Bibelerklärung und Bibelinterpretation soll sein: Gott redet Wahrheit! Er ist wahr auch da, wo ich ihn nicht verstehen, nicht reimen kann; Er ist unendlich wahrer mit seinem kühnen, poetischen, paradoxen, sich scheinbar widersprechenden Wort, als ich mit meiner nüchternsten, vernünftigsten Vernunft. Wenn ich das nicht glaube, so mache ich ihn zum Lügner, bloß damit meine kleine Weisheit nicht

zu kurz komme. — So wenn dieser Gott hundertfach wiederholt: „So wahr ich lebe!“ — „So spricht der Herr!“ — „Ich habe es geschworen!“ — „Ich schwöre bei mir selber, spricht der Herr!“ — und ich dann komme und accomodiere und vergeistige und verflüchtige, weil die ewigen Eidschwüre Jehovas nicht in meine kleinen, angelernten und angeerbten religiösen Systeme und Ansichten passen. Oder wenn wir behaupten, Gott habe freilich es ursprünglich so gemeint, aber die Bosheit der Menschen hätte seine Absichten vereitelt, — als ob alle Menschen, und alle Teufel dazu, ein Wörtchen Gottes zu nichte machen könnten. „Die Schrift kann nicht gebrochen werden,“ sprach ein Gott und mußte am Kreuz sterben, damit diese Schrift erfüllet würde; obgleich er bat: Vater, ist es möglich, so laß vorüber gehen! — Aber es war nicht möglich!

Wenn also Gott schwört, Jerusalem soll ewig bewohnt werden, so ist Jerusalem gemeint, und es wird auf der neuen Erde ewig bewohnt werden. Wenn er verspricht: „und David, mein Knecht, wird ihr König sein ewiglich“, so wird der auferstandene David ewig über das Volk Israel herrschen unter der Oberherrschaft des Königs aller Könige, Christus. Wenn Gott spricht: „Ich will ihnen geben das Land, das ich geschworen habe ihren Vätern zu geben, damit sie ewiglich darin wohnen“, so ist dieses Land Palästina, und das Volk Israel wird ewiglich darin wohnen und es besitzen. Wenn Gottes Wort von Nationen auf der neuen Erde spricht, so sind das Nationen, Deutsche, Franzosen, Engländer, nach wahren Nationalitätsprinzipien gruppiert, die ewig die neue Erde bewohnen, und deren Könige nach Jerusalem herrliche Geschenke bringen werden (Off. 21, 24). — Gott allein spricht die Wahrheit und wir sind alle Lügner. Das ist und bleibt der Schlußsatz der Weltgeschichte.

Dieſer Gott ſagt uns in ſeinem Wort, daß ſein Himmel die Verwirklichung aller gerechten Wünſche, der reelle Troſt für alle wahren Schmerzen, die Erfüllung aller geſunden, noch ſo ſchönen Träume, die vollendete und vollkommene Poeſie, die Erreichung aller Ideale ſein wird; denn jedes wahre Ideal liegt in Gott, und die Sünde hat im Menſchen niemals ſolche zu erzeugen vermocht. Dieſer Himmel, dieſe göttliche Schöpfung und ewige Natur, wird einſt das ganze Weltall ſein mit Millionen von Welten; das wahre Daſein, das ungeheure, unerſchöpfliche, grenzenloſe Leben, die Unendlichkeit nach allen Seiten hin, die Fülle von allem, was der Geiſt denken, glauben, lieben, hoffen kann; eine nie aufhörende Reihenfolge von immer höheren und göttlichen Exiſtenzen; ein immer klareres Schauen der Unendlichkeit Gottes, ein immer freudenreicheres Thun.

Einſt lebte ein kleines Mädchen, die Tochter von armen und rohen Eltern; Flüche und Zoten und Streit und Schläge, das war das tägliche Brot im Haus, und das Kind hätte ſo gern jemanden geliebt; aber niemand frug nach ſeiner Liebe. Da ſchenkte ihr eine Dame eine große, ſchon abgefärbte Puppe. Nun hatte ſie etwas, was ſie lieben konnte; das blaſſe abgezehrte Kind lebte wieder auf, und Tag und Nacht pflegte und hütete ſie ihre Puppe mit rührender Liebe. Aber einer ihrer Brüder fand es ſpaßhaft, ſie ihr zu entreißen und auf einen Baum hinaufzuwerfen, wo ſie hängen blieb. Das Kind klagte und weinte nicht und als es Winter wurde, ſah es oft hinauf, wo die arme Puppe hing und fror. Und ſein Herzlein ertrug es nicht; ſie magerte ab und ſtarb, ehe der Frühling kam. Wozu noch leben? ſie hatte nichts zum lieben, und niemanden, der nach ihrer Liebe etwas fragte. — Nun, im Himmel wird ihr Gott ein himmliſch ſchönes Kindlein ſchenken; das darf ſie in Ihm lieben, ſo viel ſie nur will!

In einer Stadt der Niederlande wurde ein armer Idiot einem Flaschnermeister gegen billiges Kostgeld übergeben. Einst mußte dieser in einer Kirche eine Reparatur vornehmen und nahm den Armen mit. Als er fertig war, fand er diesen, unbeweglich ein lebensgroßes, in Eichenholz geschnitztes, ergreifendes Bild des Gekreuzigten anstarrend. Als sie heim kamen, verschwand der Idiot und wurde endlich auf der Bühne entdeckt, ein altes Messer in der Hand, an einem buchenen Scheit schneidend und schnitzelnd. Und fortan saß er von morgens bis abends droben, aß hastig sein Brot und schnitzelte rastlos weiter an dem Scheit, das doch Scheit blieb; das war den Leuten schon recht, war er doch aufgehoben. Und eines Tages fand man ihn tot, das Messer in der Hand, das Holz vor sich. — Eine Künstlerseele in dreifacher, erstickender Lehmschale! drüben darf sie frei und mächtig den wahren Stoff zu herrlichen Gebilden zu Gottes Ehre gestalten.

Einst lebte in Österreich Kaiser Joseph II., der der Beglückung seines Volks alle seine Kräfte und sein großes Vermögen opferte, von dem seine Wiener rühmten: „Wer ihm in die Augen sah — das war eine Gloria!“ der aber, von einer falschen Aufklärung irre geführt, obgleich im Herzen gottesfürchtig, des rechten Wegs verfehlte und am Ende seines Lebens, vom Mißlingen seiner Pläne und der Menschen Undank ins Herz verwundet, ausrief: „Ja! ich sterbe. Ich müßte von Holz sein, wenn ich nicht stürbe!“ — Drüben wird Gott ihm die Augen öffnen und die Wahrheit wird ihn frei machen. Und er darf in Ewigkeit regieren und beglücken.

„Wer Gott fürchtet unter allen Völkern, ist ihm angenehm!“ „Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit“, also alles dessen was wahrhaft gut, wahrhaft schön und wahrhaft wahr ist. Unendlich viele Wege hat und kennt dieser

Vater aller Geister, auf denen er sie zur Erkenntnis seiner und des eingeborenen Sohns bringen kann und wird, der „nicht nur für unsre Sünden, sondern für die der ganzen Welt gestorben ist."

Aber wie viele sogenannte Christen, welche in Selbst- und Weltliebe befangen glaubten, Taufe, Konfirmation und regelmäßiger Kirchenbesuch mit einem toten Dogmatismus im Kopf sicherten ihnen selbstverständlich einen Kirchenstuhl im Himmel, werden einst erschrocken vor dem verschlossenen Himmelsthor stehen bleiben, mit nie gefühltem Bangen rufen: Herr! thu uns doch auf! und mit erbleichendem Entsetzen die Antwort vernehmen: „Ich kenne euch nicht!" — Es schwindet in der Höhe die lichte Pforte; es verdichtet sich die Finsternis; und aus der Tiefe tönt immer näher, immer vernehmlicher schreckliches Weinen, verzweifelnde Klage.

Wie ernst die Zukunftsfrage! — Aber wie wir zu wenig an Gott und an den Teufel glauben, so denken wir zu wenig an die Himmel und an die Höllen, an diese unsre künftigen, ewigen Wohnungen, in denen einem jeden von uns schon die Stätte bereitet ist, so viel größer und bevölkerter, lieblicher und entsetzlicher, wahrer und reeller und dauerhafter, als diese kleine, zerbrechliche Staubwelt; dort wohnen in herrlicher und schrecklicher Majestät die Mächte und Kräfte, die Prinzipien und Ursachen, die Wurzeln und Anfänge und Gründe alles Daseins und auch deines und meines tastenden Thuns und dunkeln Lebens. Ist es weise, ist es klug, ist es verständig und vorsichtig, sich so ganz und gar in ein nichtiges Leben zu versenken, das vielleicht heute oder morgen uns zerrinnt, und darüber so ganz und gar einer Existenz zu vergessen, die vielleicht morgen oder heute noch, mit absoluter Sicherheit aber in wenigen Jahren, uns anbricht, und die Gott selber ewiglich nicht

mehr ändern kann noch will? — Giebt es unter allen je ausgesprochenen Worten ein herrlicheres, der Seele völliger genügendes als das große: „Der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Geschrei, noch Schmerz mehr! und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.“ — Aber auch ein furchtbareres als die Frage des Propheten: „Wer wird wohnen bei den ewigen Flammen?“ Und die Antwort: „Der Rauch ihrer Qual steigt auf von Ewigkeiten zu Ewigkeiten!“

* * *

Daß die ganze Schöpfung samt ihrem Entwicklungs- und Lebensprozeß auf einen endgültigen Abschluß, auf eine endliche Erlösung und Erreichung eines großen Ziels und Zwecks hinweist, fühlen wir alle. — So spricht der Apostel: „Das sehnsüchtige Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes.“ — „Und auch wir, die wir die Erstlinge des Geistes haben, auch wir seufzen in uns selbst, erwartend die Sohnschaft: die Erlösung unsres Leibes“. (Röm. 8, 18 u. 23.)

Auch diese unsre arme Leiblichkeit, die hienieden von der Sonne verbrannt, von Frost gebissen, von dem harten, eckigen, spitzigen, rauhen Stoff gestoßen, zerquetscht, gestochen, verwundet, gezwickt, verbrannt oder ersäuft wird, deren Dasein eine fortdauernde Schmerzempfindung und ewige Flucht vor dem Schmerz ist, auch sie begehrt zu ihrem Recht zu kommen und es einst gut zu haben. Auch sie war einst von Gott paradiesisch geschaffen. Auch sie will einmal sich an wirklich gesunder,

kräftiger, köſtlicher Speiſe ſatt eſſen, an friſchem, belebendem Waſſer, an herrlichem, geiſtvollem, neuem Wein den brennenden Durſt löſchen, der ſie noch von dem fatalen Biſſen der verbotenen Frucht her verzehrt. Dazu will ſie ſich in ein bequemes, warmes Kleid hüllen und in ſolidem, geräumigem, heimeligem, traulichem, unzerbrechlichem Haus ſitzen, wohnen, ausruhen, in himmliſchen Edengärten ſich ergehen und ſchmackhafte Frucht pflücken und eſſen. Die lieben Chriſten, die mir drüben nur geiſtigen Genuß verſprechen, gleichen dem Mann, der dem frierenden, hungernden Bettler nur ein erbauliches Buch bringt. Gott ſchuf zuerſt den menſchlichen Körper, und dieſer verlangt zuerſt ſein gutes Recht in Ewigkeit; er ſoll es auch bekommen! Es ſteht geſchrieben: „Sie wird nicht mehr hungern noch dürſten; es wird auch nicht auf ſie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze.“ Oder glaubſt du, wenn du einſt am Tiſche ſitzen darfſt im Reich Gottes, dieſer Tiſch ſei nicht reichlich mit echter Speiſe und wahrem Trank beladen? Oder willſt du keinen Appetit mitbringen? Willſt du deinen auferſtandenen Leib ewig nur von Allegorien und Bildern, von rührenden Gefühlen und ſchönen Vorſtellungen und erbaulichen Betrachtungen nähren?

„Denn die Kreatur iſt der Eitelkeit unterworfen worden (nicht mit Willen, ſondern um deswillen, der ſie unterworfen hat) auf Hoffnung, daß auch ſelbſt die Kreatur freigemacht wird von der Knechtſchaft des Verderbniſſes zu der Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes.“ Davon ſchreibt Böhme: „So ſpricht das Gemüte: wie lang läßt Gott alſo noch ſeine Schöpfung in Ängſten ſchweben? Höre du edles, dich ſehnendes Gemüt, es ſoll alles zur Herrlichkeit eingehen; laß vorübergehen, bis die Zahl voll iſt zum Lobe Gottes, nach ſeinem ewigen Gemüte.

Sprichſt du: wie groß iſt ſie? Siehe: zähle die Sterne am Firmament, zähle die Bäume, Kräuter und Gräſelein, kannſt du? alſo groß iſt die Zahl, ſo zur Ehren und Herrlichkeit ſoll eingehen. Denn alle Sterne treten am Ende wieder ins Element in die Mutter; und wird allda erſcheinen, wie viel Gutes ſie allhier haben erboren in ihrem Gewirke; denn aller Weſen, Schatten und Bildnis werden im ewigen Element vor Gott erſcheinen und ewig ſtehen; darinnen wirſt du große Freude haben. Du wirſt alle deine Werke darin ſehen, auch deine erlittene Trübſal, die werden alle in großer Freude verwandelt werden und wirſt dich wohl ergötzen: „Nur harre des Herrn!“

„Wir wiſſen, daß die ganze Schöpfung ſich ſehnet und harrt.“ Ja, ſagſt du, wie mag das zugehen, daß die bewußtloſe Pflanze und der lebloſe Kryſtall ſich ſehnen und harren immerdar? — Ich weiß es auch nicht! — Weiß ich ja nicht, was eine Pflanze, oder ein Tier, ein Hund, oder eine Roſe iſt; wie ſoll ich das Klagen und Sehnen dieſer Kreaturen verſtehen? Ich glaube es aber dem, der ſie gemacht. Ich glaube es ihm, weil etwas in der Bruſt es mir lauter als alle Philoſophie und Syſteme ſagt, weil ich es ſehe und empfinde, daß dieſe ganze Schöpfung ſich abhärmt und plagt und quält, und möchte ſo gern gut ſein und gute Früchte bringen, und bringt es nicht fertig.

„Wir wiſſen,“ fährt der Apoſtel fort, „daß die ganze Schöpfung zuſammen ſeufzt und zuſammen in Geburtswehen liegt bis jetzt (Röm. 8, 22 Grundtext). — Was ſoll ſie denn gebären? — Die neuen Himmel und die neue Erde. — Warum kreiſt raſtlos die Erde um die Sonne, kehrt immer wieder in die Sonnennähe zurück, ſchöpft dort neue Kräfte und fängt unermüdlich neuen Umlauf an? Warum

rollt eintönig seit Jahrtausenden die Welle am Strand die Millionen Kiesel auf und ab, und schleift sie glatt und rund in mühevoller Sysiphusarbeit? und die Flüsse streben ohne Ruhe nach dem Meer, und Winde und Wolken kreisen ewig um die Welt? — „Alle Dinge mühen sich ab: niemand vermag es auszusprechen!“ (Pred. 1, 8.) — Wie müht sich jedes Jahr, wie am dritten Tag der Schöpfung die Erde mit rührender Treue, Gras hervorgehen zu lassen und Bäume, die ihren Samen bei sich selbst haben, und arbeitet stets daran, gute, ewige Früchte zu bringen; und verderben sie ihr immer wieder Fröste und das Heer des Zerstörers, oder versengt sie die Trockenheit, oder frißt sie im Keim der Wurm des Verderbens, so versucht sie es wieder und treibt und treibt zur Frucht im Sonnenlicht als Offenbarung ihrer Fruchtbarkeit. Das alles ist nicht zeitliche, wert- und zwecklose Mühe, so sehr es uns so dünkt, die wir „abbiam perduto il ben' dell intelletto“. Oder meinst du, diese ungeheure, unbegreifliche, alle Geschöpfe erdrückende Arbeit und Last des Daseins sei umsonst und vergeblich? Glaubst du, es plagen sich die Fixsterne am Himmel und die Atome im Wassertropfen, es keuchen die Planeten in ihren Bahnen und die Menschen hinter dem Pflug um nichts und wieder nichts, und nur damit dieser Betrug des irdischen Lebens und dieses elendeste aller Dasein sich durch die Jahrtausende hindurch weiter spinnt? Dann allerdings, laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! Oder vielmehr laßt uns heute noch sterben, dann brauchen wir nicht weiter zu essen und zu trinken, zu schwitzen und zu weinen! Laßt uns alle sterben! Vielleicht bleiben dann auch die Erden stehen und es erlöschen die Sonnen, und das Leid hätte ein Ende und alles Erschaffene Ruhe!

Aber nicht also! — Sondern die ganze Schöpfung liegt

im Gebären, und alles Gebären ist Weh! — Sie möchte aus finsterem Gestein Edelsteine voll Licht und Feuer, aus Thränen Perlen, aus irdischem Wasser lebendiges Wasser, aus Gestrüpp und Dornen Bäume des Lebens formen. Mein und dein unaufhörlich wiederholtes Essen und Trinken und abwechselndes Wachen und Inschlafversinken, alle unsre Atemzüge und alle unsre Herzschläge, ob wir krank oder gesund, thätig oder müßig sind, all unser Seufzen und alle unsre Thränen bei Tag und bei Nacht, müssen im irdischen Lehm den himmlischen Lichtleib langsam, unaufhaltsam gebären helfen. Wie einst im Mutterleib sich unsre Seele noch im Finstern Augen schuf für das zukünftige Licht, so schafft sich jetzt die Erlöste im finsteren Kerker des irdischen Leibes unsterbliche Augen, die nicht nur für das ewige Licht taugen, sondern die wie Feuerflammen selbst leuchten und alle Kräfte des Lichts in sich haben, herrliche Sinne für eine paradiesische Welt; und so arbeitet sie ruhelos und schafft sich jetzt schon mit jedem zu Gott gerichteten Seufzer und Gebet und Loblied einen Mund, zum Schmecken der paradiesischen Früchte gemacht, der alle Kräfte des Halls zum Lobspruch und Freudengesang besitzt; mit ihrem göttlichen Denken schafft sie ein Haupt und Hirn, das Absolutes und Ewiges faßt, dazu mit ihrer Liebe zu Gott ein Herz so groß, daß Gott hineingeht und darin wohnen kann. Jede Versuchung, die du abweisest, jedes Ringen und jede Anfechtung und jedes Hinaufsehen und Rufen: Mein Gott! Mein Gott! baut mit an diesem Lichtbau in dir. Das sind die Geburtswehen des neuen Menschen in Christo. — Diese Neugeburt eines himmlischen im irdischen Körper vergleicht J. Böhme mit dem Wachsen einer reinen Lilie aus einem Düngerhaufen. „Dieser irdische Leib, sagt er, ist nicht Christus und wird nie Christus; doch muß er dazu verhelfen, Christus in uns zu gebären."

Und auch in dem Gottlosen schafft all sein irdisches Weben und Leben, sein Thun und Sprechen und Denken, mit an der Formung und Gebärung des höllischen Leibes der Auferstehung (Dan. 12, 2); von Kräften des zweiten Todes durchwühlt, mit einem Kopf voll machtloser Vernichtungswut, mit einem Mund zum Kauen der bitteren Sodomsäpfel voll Asche, und ewigem Zähneknirschen, mit einem Herzen voll höllischer Glut, mit Adern, in denen Giftströme kreisen; und jede Faser und Fiber ist Schmerz. Schon auf Erden sind sein stets aufquellender Hochmut, sein bissiger Neid, sein herzverdorrender Geiz, sein stets wieder hervorbrechender Zorn, die Vorwehen der höllischen Geburt. — „Habe ich euch nicht berufen," spricht Christus, „und einer unter euch ist ein Teufel!" Doch brach die Geburt erst hervor, als er den Bissen genommen hatte und die That verübte. Da hielt er es nicht mehr auf Erden aus, sondern entfloh „an seinen Ort".

In diesen ihren Wehen schreit diese Schöpfung zu Gott, ihrem Macher, daß er ihr helfe gebären. „Die ganze Schöpfung seufzt," sagt der Apostel. Es seufzt zu ihm das unendliche Meer, wenn es tagelang mit dumpfbrüllendem Weh seine Ufer peitscht; es seufzt zu Gott der murmelnde Bach, der klagende, heulende Sturm. Es schreit und stöhnt und ruft und jammert das Weltall mit unaussprechlichem Seufzen zu dem, der es gemacht, und klagt es ihm, daß es in Banden liegt. — Wie lang, ach wie lange noch! — Unaufhörlich steigt zu Gott dieses Seufzen seiner Schöpfung; und nicht umsonst ist ihr Flehen. Denn nicht dazu hat Gott seine Werke geschaffen, daß sie jammernd ihm ewig ihr Leid klagen. Aber die Stunde, die niemand weiß, denn der Vater allein, ist noch nicht gekommen. Es schauen ihn an in Erwartung die Erzengel und die Mächte, die Throne und die Gewalten in den himmlischen Örtern und

harren. Wenn der letzte Menſch ſeine letzte Stunde gelebt, die letzte That gethan, die letzte Thräne geweint, das letzte Wort geſprochen; wenn das letzte Fiſchlein im Meer und das letzte Würmlein auf Erden im präſtabilierten Augenblick geboren; wenn jeder Fixſtern und jedes Atom zu gleicher feſtbeſtellter Zeit ſeine letzte Umdrehung gemacht; wenn in einem und demſelben Augenblick nach dem großen Schöpfungsplan und Entwurf alle Früchte reif ſind für Gottes oder Satans Tiſch, und auch das unergründliche Myſterium der Bosheit in den himmliſchen Örtern ſich ausgeſpielt, und Satan und jeder ſeiner Engel alles bewirkt und ausgewirkt hat in der oberen und in der unteren Welt, was ſie nach Gottes unerforſchlichem Rat ſollen, dann wird Gott von ſeinem Thron aufſtehen, ſagt der Prophet; und alsbald werden ſtillſtehen die Sonnen und die Erden und erbeben mit allem, was darauf und darin iſt . . . . . Und er wird das Wort ſprechen, das durch das Weltall erdröhnt: „Schaue! Ich mache alles neu. Das Alte iſt vergangen!“ — Dann bricht unaufhaltſam, gewaltig und leuchtend wie der Blitz, die Neugeburt hervor. Das Zeitliche hat das Ewige geboren, vergängliches Leid unſterbliche Freude, der Tod das Leben; und die wiedergeborene Schöpfung ſteht da ewig im ewigen Licht.

* * *

Wo iſt dieſe ewige Natur?

„Wie ſollte Chriſtus in den Himmel ſteigen? — Ein Oben und Unten gibt es im Weltall nicht!“ rufen altklug die Gegner der bibliſchen Wahrheit. — Es wäre zum mindeſten auffallend und philoſophiſch unlogiſch, wenn ein Gegenſatz wie der von unten und oben, der ſo durchgreifend iſt für die Oberfläche der Erde, der ſo plaſtiſch und klar in der Pflanze, im Menſchenleib und in ſeinem Kopf zu Tage tritt, der die ganze Sprache beherrſcht — Beweis genug, daß er tief im Geiſte ſitzt — im Weltall nicht zu finden wäre. Selbſt wenn wir ihn dort nicht fänden, ſo erforderten Logik und Beſcheidenheit, daß wir ihn aus ſo zwingenden Gründen dort, auch ungeſehen, ſtatuierten. Aber wir haben ſchon beſprochen, daß jedes Fallen ein Sündenfall iſt, ein Fallen nach dem Mittelpunkt der Ichheit, im Gegenſatz zu einem Steigen nach einem höheren Centrum. Daß das auch im Weltall der Fall iſt, zeigt die ganze Aſtronomie, ſo darin, daß die Erde ihr Leben davon hat, daß ſie beſtändig nach der Sonne hin gravitiert; und ebenſo dadurch, daß Himmelskörper ſtets um größere, die lebendiger als ſie ſind, kreiſen. Die einfache Thatſache, daß die ſcheinbar *gerade*, unſre Welt in ein Oben und Unten trennende Horizontlinie, wie am Meer, in Wahrheit die *kreisförmige* Grenze der Erdoberfläche iſt, lehrt uns aufs Klarſte, daß der Begriff von unten und oben ſich auf die Oberfläche der Weltkörper bezieht, im wahren Kosmos aber zu einem Begriff des Innern und des Äußeren wird. Was gegen das Centrum der Erde gerichtet iſt, nennen wir unten, was ſich von ihm entfernt, oben. Hinauf iſt von der Erde aus der Sonne zu; von der Sonne aus dem Mittelpunkt zu, um den ſie ſich dreht. Völlig in dieſem Sinn ſpricht ſich die bibliſche Pſychologie aus. Was nach dem Centrum der Ichheit hin

fällt und der Kraft ihrer Selbstsucht gehorcht, ist das Untere, ist unten; was sich von diesem Ichcentrum entfernt, und einem höheren Centrum, dem Ganzen, dem Licht und Gott zustrebt, ist das Obere, ist oben. So sinkt Satan, der zuerst im Himmel war, herab und wird zum Fürsten dieser Welt und der Luft; dann fällt er in den Abgrund, und wird endlich im Feuerpfuhl eingeschlossen, in diesem untersten, kleinsten und innersten Centrum seiner Zornwelt. So versinkt in seine Ichheit der Sünder, und wird durch allen Hochmut immer kleiner, durch alle Selbstsucht und alles Schätzesammeln immer ärmer, durch alle eigne Weisheit immer finsterer. So ist alles Fallen von Gott ab ein Fallen von Ihm aus in die äußerste Finsternis, ein Fallen Gott zu dagegen kein Fallen mehr, sondern ein Steigen gegen das Centrum der Himmel der Himmel, und daß wir uns ein solches Steigen nicht unendlich denken können, liegt nur an der Endlichkeit unsres Denkens.

„Die Entdeckungen der Astronomie", rufen heutige Gelehrte spöttisch aus, „haben uns den Himmel der Theologen in unendliche Ferne gerückt!" — Nun, schon mancher der Alten erkannte besser als wir glauben, die Unermeßlichkeit des Weltalls. — Aber diese Gelehrten und die Bibel sprechen eben von einem ganz verschiedenen Himmel. Es steht geschrieben: „Da that sich der Himmel auf über ihm!" (Matth. 3, 16), d. h. Ihm stand der Himmel offen; jenen Gelehrten ist er bis dato verschlossen; daher das Mißverständnis!

Diese himmlische, ewige Natur ist um uns und in uns, besteht unsichtbar um und in dieser Welt. — Wie kann das sein? fragst du. — Ei, mein Lieber, hast du noch nie im Traum klar und deutlich prächtige Landschaften gesehen, oder herrliche Früchte gepflückt, gefaßt, gegessen und saftig und schmackhaft gefunden? und doch war in deinem Schlafzimmer nichts

derartiges. Und ein andrer hätte neben dir liegen können, so nah, daß er dich berührte, und hätte vielleicht von schrecklichen Einöden, von blutigen Schwertern und Wunden geträumt und dabei ebenso reellen, selbst Thränen und Schreien erzeugenden Schmerz und solche Angst empfunden. — So wenig es mir auch einfällt, den Himmel mit einem noch so schönen und die Hölle mit einem noch so bösen Traum zu vergleichen, so zeigt doch dieses Beispiel, daß diese uns im Wachen sichtbare Welt keineswegs die einzige ist, in der die Seele sich bewegt.

Warum sehen wir diese uns wahr und wesentlich umgebende ewige Natur nicht? — Weil wir keine dazu tauglichen Augen haben. — Es ist nicht genug, daß etwas Reelles, Sichtbares da sei; das Geschöpf muß auch Augen haben, die es sehen. Wie eine Spinne mit ihren wohl wie kleine Mikroskope gebauten Ocellen nur 2 Zoll weit sehen kann, also noch nie den Himmel, noch Sonne, Mond und Sterne, ja einen Berg oder Felsen oder auch nur einen Baum oder einen Menschen gesehen hat, und ihre Welt und leibliche Weltanschauung einige tausend Millionen mal kleiner sind als die des Kondors, so sehen wir von der Schöpfung nur ein paar Quadratfuß und von ihren unendlichen Seiten nur eine einzige. Warum sehen wir zu ferne Sterne und zu kleine Mikroben nicht? Weil unsre Augen dazu nicht taugen. Eigentlich müßte uns das Lichtbild des Mars, wie unser Auge es aufnimmt, nicht nur alle etwaigen dortigen Pflanzen, sondern auch die Molekel, aus denen ihre feinsten Zellen bestehen, ja Zahl und Form ihrer Atome zeigen. Hätte uns Gott Fernrohr und Mikroskop nicht geschenkt, so würden wir das Größte und das Kleinste einfach leugnen und diejenigen verhöhnen, die daran glaubten!

So sehen wir im Lichtstrahl nur äußerst wenige von den Millionen seiner Farben, hören in der Luft nur ein paar von

ihren Millionen Tönen. Gott der Herr kann die himmlischsten Gemälde um uns herzaubern; wir sehen sie nicht, wenn sie sich nicht zwischen 400 und 800 Billionen Ätherschwingungen bewegen. Er kann diese Erde von der schönsten Musik umfluten lassen; wir hören sie nicht, wenn sie mehr als 75000 Luftschwingungen in der Sekunde erzeugt. Und so sehen wir nicht einmal die Elektrizität, obgleich ihre Äußerungen sicherlich an sich ebenso sichtbar sind wie die des Lichts; sehen die Wärme nicht, obgleich wir wissen, daß es ebenso verschiedene Wärmestrahlen gibt, wie Licht- und Farbenstrahlen. Wie kindisch und unüberlegt also von uns zu sagen: „Die Himmel, die Engel hat noch kein Mensch gesehen", als ob damit ihre Nichtexistenz irgendwie bewiesen wäre, und nicht vielmehr nur die Thatsache, daß wir Menschen einem Engel voll Kraft und Licht gegenüber Blinde und Taube sind, die mühsam um sich tasten und wunder was glauben, wenn sie in dieser licht- und tonerfüllten Welt ein paar Sonnenstrahlen und ein paar Klänge aufgefaßt haben.

So hängt Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von unserm Sehen, und dieses von Gottes Willen ab. Als Gott sprach: „Des Tages, da du davon issest, sollst du des Todes sterben", da, an demselben Tag, in demselben Augenblick, starben Adam und Eva der wahren paradiesischen Schöpfung ab und erwachten in einer verblaßten, sündigen, vergänglichen. Wie einem Erblindenden die Formen schwinden und dem Farbenblinden die Farben, so verschwand Adam und Eva die paradiesische Herrlichkeit, die dennoch dablieb, und sie konnten nur noch das flammende Schwert des Zorns Gottes wahrnehmen. Aber umgekehrt erblaßt im Tod dem Christen diese jetzige Sichtbarkeit; er stirbt dieser schlechten, grauen, platten Welt ab; und schlägt er nach dem Tod die Augen auf, so ist er im lichtüberströmten, farbenreichen Paradies.

Die ewige Natur, die himmlische Welt, ist um uns, und von Kindesbeinen an und so lange wir nicht in die höllische hineinimaginieren, in uns; aber, sagt tief Böhme „zwischen ihr und dieser Welt ist eine Geburt!“ — Das Wort: „Es sei denn, daß ein Mensch von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen!“ (Joh. 3, 3), ist auch ein Gesetz der physica sacra. Der Himmel Gottes ist nicht 100 Tausend oder 100 Millionen Meilen hoch über unserem Haupt entfernt, wie Stephanus, als er den Himmel offen sah und Jesus zur Rechten Gottes stehen, nicht erst einer astronomischen Reise dazu bedurfte! Vielmehr „seine Augen wurden geöffnet“, wie die des Dieners Elisa. Welche Augen? Die der wahren Leiblichkeit, des wahren Menschen, der in der äußeren Schale des Leibes steckt, der in sich die wahren Prinzipien des wahren Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens besitzt, kraft deren allein ich sehen und hören kann; sieht doch ein herausgenommenes und auf den Tisch gelegtes Auge nichts. Würden uns die Augen geöffnet, d. h. die Lehmhülle weggenommen, welche sie verdeckt, so würden wir alsbald in kräftigster Realität und Greifbarkeit eine Welt des Lichts und der Finsternis und ihre Bewohner um uns sehen: Paradies und Hölle; denn bis zur großen Scheidung sind beide in und um diese Welt und durchdringen sie; daher alle Wonne und alle Qual auf Erden; doch sind sie abgestumpft und abgedämpft durch die stofflichen Hüllen, welche die Wesen zehnfach einschließen. Brächen nach Gottes Willen jetzt die Kräfte der Lichtwelt durch, so würde in diesem Augenblick die Erde ein Paradies sein; wie es uns einst ergehen wird: „Wir werden alle in einem Augenblick verwandelt werden“ (1. Kor. 15, 51. 52). Ließe Gott dagegen der Macht der Finsternis freien Lauf, etwa dadurch, daß er alle Christen entrückte und zugleich alles Leid und alle

Strafe entfernte, die das Böse dämpfen, so entbrenneten alsbald im Zornfeuer Berg und Thal, Länder und Meere. — Einstweilen sind diese zwei Welten in und um unsre Erde, in und um uns, fühlbar, aber unsichtbar; wie auch meine und deine Seele, an die du doch auch glaubst, die aber niemand gesehen hat, noch sehen wird, wenn sie bei unserm Sterben aus dem Leib und hinunter- oder hinauffahren wird, und die doch reeller, wirkender und wirklicher, dauerhafter und ewiger ist, als dieser sichtbare und greifbare Leib.

So ist Sichtbarkeit ein relativer, subjektiver, lediglich von der Beschaffenheit des Auges, womit man sieht, abhängiger Begriff.

So lehrt uns schon die irdische Physik, daß alles uns Sichtbare, auch der härteste, schwerste Stoff, unsichtbar werden kann, ohne deshalb aufzuhören zu existieren, ja, ohne im mindesten seine Grundeigenschaften zu verlieren. So ist das zu heißem Dampf gewordene Wasser, das mit furchtbarem Druck und 20000 Pferdekräften den gewaltigsten Dampfer wie „Kaiser Wilhelm“ gegen Sturm und Wellen pfeilschnell treibt, im Kessel- und in den Riesencylindern unsichtbar und wird erst dann weiß und sichtbar, wenn es an der Luft sich abkühlt. So können wir jetzt bei — 130° Luft in eine schöne himmelblaue Flüssigkeit und darauf in einen harten Krystallblock verwandeln, machen also durch Kälte oder Entziehung der Wärme Unsichtbares sichtbar und Ungreifbares greifbar; wobei schon bei dieser Temperatur und natürlich noch mehr bei größerer Kälte nicht nur das organische, sondern selbst und zwar noch eher das chemische Leben der Atome abnimmt und schließlich aufhört. Damit ist bewiesen, daß unsre Sichtbarkeit das Produkt der Kälte ist, und zugleich im Einklang mit der biblischen Psychologie, daß diese Kälte eine Negation

des Lebens ist. Die ganze Chemie zeigt ja, daß Wärme stets ein höheres Leben des Stoffs zur Folge hat. Damit ist für den Denkenden der Sündenfall der gesamten Schöpfung gesetzt. Denn daß Sichtbarkeit für das Geschöpf eine höhere Offenbarung ist als Unsichtbarkeit, ist ein Axiom des Geistes und der Bibel. Ist aber unsre gesamte Sichtbarkeit die Folge einer Verminderung des Lebens, also der Wahrheit, so ist über dieselbe als über eine mangelhafte und einer Negation ihr Dasein verdankende der Stab gebrochen; und zugleich ist festgestellt, daß es eine wahre und höhere Sichtbarkeit geben muß, die mit stets höherer Wärme — gleich höherem Leben — stets herrlicher strahlt. Völlig stimmt damit die Thatsache, daß wir mit genügender Hitze einen Stahlblock oder einen Goldklumpen oder ein Stück Porphyr oder Basalt unsichtbar machen, d. h. in unsichtbare Gase verwandeln können. Kühlen sich diese Dämpfe wieder ab, geht ihnen die Lebenswärme verloren, so steht bald der Stahl oder das Gold wieder da, ebenso hart und so schwer wie vorher. — Was wir auf Erden Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit nennen, ist also nur ein unstabiler, jederzeit des Übergangs in einen andern fähiger Zustand des Stoffs; und eine Hitze von 10000°, — wie schon bemerkt eine wahre Kleinigkeit im Vergleich zu der, die Secchi für unsre Sonne berechnet — würde genügen, unsre Erde mit allem, was darauf ist, im Weltraum unsichtbar zu machen, d. h. sie zu verflüchtigen; denn ihre Anziehungskraft vermöchte nicht den Dispersionsdrang der Gase wie auf der so viel massiveren Sonne zu überwinden, weshalb wir am Himmel keine so kleinen Sonnen wie die Planeten sehen. Und doch würde dabei kein Atom dieser Erde verloren gehen. Auch hier berühren sich in bedeutsamer Weise unser höchstes Naturerkennen und die Weltanschauung des Mystikers. Dadurch, sagt J. Böhme, daß Lucifer

und mit ihm diese seine Welt vom Himmel, also aus der Liebeswärme Gottes, herausfiel, erfror, coagulierte, gerann der himmlische durchsichtige Stoff zu dem harten trüben Stoff, den wir sehen und greifen, zu den Steinen und Felsen, die die Oberfläche der Erde bilden. Auch die Thatsache der furchtbaren Explosivkräfte, die eigentlich in jedem Stoff, (so im Mehl) gebunden liegen, weist darauf hin. Ebenso liegt die durchschnittliche Temperatur unsrer Erdoberfläche, also — 50 bis + 50°, unverhältnismäßig nahe bei der absoluten Kälte von — 273°, wo wie gesagt der Stoff gefriert und selbst Metalle und Sauerstoff ersterben. — Wie wäre es bei einer Kälte von etwa 10000°? Sicherlich würde die Welt in tote und auch unsichtbare Atome auseinanderfallen und alle Kräfte und alle Erscheinungen hätten ein Ende. Es wäre die Unsichtbarkeit des Todes.

Somit sind wir berechtigt, unsre Erde mit ihren Organismen und überhaupt die Planeten als Welten aufzufassen, die durch Kälte geronnen, erfroren und eben dadurch für unser auch aus erfrorenem Stoff aufgebautes Auge sichtbar geworden sind; und ebenso astronomisch richtig ist es, wenn wir die Ursache, die Erkaltung dieser Welten, als eine Verringerung ihres Lebens infolge eines Scheidens aus dem so viel höheren und heißeren Sonnenleben auffassen. Hitze, wie helleres Licht und stärkere Elektrizität, bedeutet für den Stoff, wie wir ihn kennen, einen Zustand höheren Lebens. Für das Geschöpf aber sind diese Kräfte subjektive Empfindungen, und höhere Wesen auf andern Weltkörpern mögen glühende Eisendämpfe als kühlende Sommerlüftchen empfinden. Warum nicht?

Sehen wir uns endlich den Äther an, in dem nach der neueren Astrophysik alle Weltkörper wie Fische im Ocean schwimmen — übrigens eine uralte, von Indiern und Griechen,

wie von Ovid u. a. schon gelehrte Anschauung — so haben wir darin einen absolut unsichtbaren, viele Billionen mal dünnern, aber um so kräftigeren und lebendigeren Stoff, in dem alle höheren Lebenserscheinungen, Licht, Wärme, Elektrizität, vor sich gehen, und von solcher Macht, daß ein Tausendstel Gramm desselben wohl größere Wirkungen ausübt als 1000 Kilo des toten irdischen Stoffs. Wären unsre Augen aus Äther gebaut, so sähen wir den Äther und alle seine wunderbaren Offenbarungen; wahrscheinlich aber dafür gar nicht unsre Erde und ihre Stoffe, noch ihre Luft, die gegen diesen Äther noch millionenmal schwerer ist als Blei gegen unsre dünsten Gase. Nehmen wir einmal nur als Hypothese an, daß dieser so ungeheuer feine und zarte, alles erfüllende und durchdringende und von so unfaßbaren Kräften durchflutete Äther der ursprüngliche, von Gott geschaffene Urstoff, das „reine Element" Böhmes sei, und daß ferner das Paradies eine Schöpfung in diesem Äther wäre und Engel einen Ätherleib hätten, so muß die Physik einräumen, nicht nur daß eine solche, weit herrlichere Schöpfung als die unsrige uns völlig unsichtbar bliebe, sondern auch, daß sie und diese Engel durch unsre Erde und durch unsern Körper hindurch wallen, fluten und fliegen könnten, ohne daß wir es merkten.

Es ist also wissenschaftliche Wahrheit: Die höheren, einer Zunahme an Lebenskraft entsprechenden Zustände des Stoffs sind *uns* auf Erden unsichtbar; und so nähert sich die neuere und großartige kosmische Naturanschauung immer mehr der biblischen; anstatt wie Ignoranten, die weder sie noch die Bibel verstehen, behaupten, sich immer mehr von ihr zu entfernen. Indessen ist die ewige Natur nicht irdischer, noch so feiner Stoff, sondern ihre jetzige Unsichtbarkeit haftet, wie anfangs gesagt, am geblendeten Auge des sündigen Menschen, im Grunde

also an der Blindheit der gefallenen Seele. Wie beim Kind im Mutterleib und beim Küchlein im Ei die Seele sich schon ein Auge für das Licht schafft, dasselbe aber noch geschlossen nichts von der äußeren Welt wahrnimmt, so bildet sich bei der Neugeburt im sterblichen Leib wohl ein Auge für das ewige Licht und die himmlische Welt, aber es vermag noch nicht zu den aus Staub und Erde gemachten irdischen Augen hinauszusehen. Erst wenn diese im Tode brechen, geht das innere Auge auf wie eine Blume und schaut die Lichtwelt.

* * *

Wann wird dieses kleine und sündenbefleckte Stückchen der göttlichen Schöpfung, das wir das sichtbare All nennen, durch den Feuertod vergehen, um schöner aufzuerstehen und in der ewigen und wahren Natur aufzugehen, wie ein in einer Retorte eingeschlossenes Stück schmutziger Steinkohle, das, großer Hitze ausgesetzt, sich verflüchtigt, um als herrlicher Diamant wieder zu kryſtallisieren? Kann doch nichts, und auch unsre Erde nicht, aus dem Weltall Gottes hinausfallen.

Wir sehen in der Schöpfung, daß ein jedes Wesen das Gesetz seiner Zeit, seiner Lebensdauer in sich trägt, wenn wir auch nur die Erscheinung dieses Gesetzes, nicht aber seine Ursache kennen. So tragen sicherlich auch die Menschheit als ein organisches Ganze und die Erde als eine Individualität des Weltalls das Gesetz ihrer Lebenslänge in sich, wie letztere uns die beiden gemeinschaftlichen Einheiten dieser Zeit, den Tag und

das Jahr gibt, und die Verbindung beider in der Thatsache liegt, daß das irdische Jahr auch in der Bibel zum Maßstab für die Lebenszeit des Menschen wird. In welchen immerwiederkehrenden Kreisen diese beiden Geschichten der Erde und der Menschheit sich gemeinschaftlich bewegen, bekundet uns die grundlegende Einteilung der Schöpfung in 7 große göttliche Tage und ebenso das ganze Gesetz des Sinai, nach welchem, offenbar als Abbild von himmlischen Zeiten, das 7 und 7×7 sich in immer größeren Kreisen mit immer weiter um sich greifenden und immer bedeutungsvolleren Sabbathen wiederholt. Kein Wunder, daß schon die altjüdische Weisheit, lang vor der Offenbarung Johannis, die Welt- und Menschengeschichte in 6 tausendjährige Abschnitte teilte, auf die ein ebenfalls tausendjähriger Sabbath der Erde folgen müsse. Von jeher gab es Christen, die von diesem Gedanken mächtig ergriffen waren; und seitdem wir uns allmählich dem Ende des sechsten Jahrtausends nähern, nimmt die Zahl der Kinder Gottes alljährlich zu, welche die zweite Zukunft Christi am Ende der 6000 Jahre erwarten und an sein tausendjähriges Reich auf Erden glauben, gemäß den Worten der Offenbarung (20, 1—7), die eine erste Auferstehung der Seligen, ein Gebundensein Satans und ein tausendjähriges Regieren mit Christo feststellen.

Wir betrachten hier nur die Beziehungen der zeitlichen zur ewigen Natur, haben also nicht das Für und Wider dieses Glaubens zu prüfen. Doch will es uns bei seinen Gegnern dünken, es sei lediglich die allzu plastische, greifbare, in allzu große Nähe gerückte Realität der Sache und andrerseits die tausend allerdings schwer zu beantwortenden Fragen über das Wie dieses tausendjährigen Reichs, was sie daran unangenehm, ja fast unheimlich berührt. Aber unsre Unfähigkeit uns etwas vorzustellen und folglich zu glauben und mit unsern gewöhn-

lichen, sogen. vernünftigen Begriffen zu reimen, darf niemals als Einwendung gegen ein göttliches Wort gelten. Sieht man sich diesen Glauben an ein tausendjähriges Reich vorurteilsfrei an, so muß man gestehen, daß es ein großer und schöner Gedanke Gottes wäre, wenn er der müden Erde und dem müden Gast auf derselben nach sechs harten Tagen der Last und der Arbeit einen großen Sabbath gönnte, in welchem Christus der erwiesenermaßen regierungsunfähigen Menschheit die Zügel aus der Hand nähme, um eine Weile diese Welt persönlich in Recht und Gerechtigkeit nach dem Gesetz Jehovas zu regieren. Es wäre eine große Rechtfertigung Gottes vor den Menschen, wenn er uns da zeigte, daß nicht die Zeiten und die Umstände, nicht der Kampf ums Dasein und die elementaren Gewalten, sondern lediglich unsre Sünde, unsre Verkennung und Verachtung seines heiligen Gesetzes es waren, die 6000 Jahre lang die Erde mit Blut tränkten und mit Gewaltthat füllten, und die Völker hinderten, aus ihren Schwertern Pflugscharen zu schmieden und friedlich unter ihrem Weinstock und Feigenbaum zu sitzen.

Auch sprechen für ein solches tausendjähriges Reich zahlreiche Schilderungen der Propheten, die weder auf den Himmel, noch auf den jetzigen Zustand der Erde Bezug zu haben scheinen, und deren erzwungene Deutung schon viel Konfusion angerichtet hat. Das gilt von Jesajas Kap. 60—62 und Kap. 65, 18—25 und von vielen andren Stellen, die eine irdische, von Gott seinem Volk zum Trost geschenkte Herrlichkeit beschreiben und ihm Herrschaft über die Völker verheißen, die es so lange unterdrückt haben. Wenn Christus dem Überwinder verheißt, er dürfe mit eiserner Rute die Nationen züchtigen und zerschmeißen wie eines Töpfers Gefäße (Offenb. 2, 27), so paßt das weder in die jetzige Ära der göttlichen Gnade, noch auch auf die der neuen Erde. So gehört der zukünftige Tempel in Ezech.

40—48 weder auf die jetzige, noch auf die neue Erde, von deren ewiger Hauptstadt Johannes schreibt: „Ich sahe keinen Tempel in ihr, denn Gott, der Allmächtige, ist ihr Tempel"; sehr wohl aber in ein irdisches und doch göttliches tausendjähriges Herrschen Christi über noch nicht selige Völker, die wieder unter dem Gesetz stehen werden, als einem Zuchtmeister, und denen zuerst in Bildern und Schatten das Heil vorgebildet wird.

Endlich stellt uns die Offenbarung dieses tausendjährige Reich als einen letzten Versuch Gottes dar, durch Binden Satans und persönliches Regieren dieser Welt seine Menschen wieder zu sich zu bringen. Aber — und auch das ist eine große Rechtfertigung Gottes und seines letzten und furchtbarsten Gerichts — auch dieser letzte Versuch scheitert an der angeborenen und verzweifelten Bosheit des Menschenherzens. Denn kaum ist Satan wieder losgebunden, so lassen sich die Völker alsbald wieder von ihm verführen, stürmen in altem Trotz die Gottesstadt und das heilige Volk; das jüngste Gericht bricht los und die Erde und alles, was darauf ist, vergeht im Feuer.

Daß wir aber mit jener Berechnung von 6000 Jahren und einem 1000 jährigen Sabbath nicht in die Gefahr kommen, „den Tag und die Stunde" zu bestimmen, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat, — während wir doch andrerseits so oft ermahnt werden, die Zeiten und die Zeichen zu verstehen und zu merken, wenn das Ende naht — erhellt daraus, daß, gewiß nicht zufällig, Gott uns in einer Unsicherheit von nahezu 50 Jahren gelassen hat, nicht über den unberechenbaren Anfang der Schöpfung, sondern über den Zeitpunkt der Erschaffung Adams oder richtiger des Sündenfalls, dieses Anfangs unsrer Weltgeschichte. Denn wie lang Adam im Paradies blieb, ob Tage, oder Jahre, oder Jahrhunderte, wissen wir nicht; erst

von dem Tag an, wo er die Frucht aß, fing er an zu sterben und starb fort und fort 930 Jahre lang.

Lassen wir die großen Worte stehen: „Ich sah, und sie lebten und herrschten mit Christo tausend Jahre; die andern Toten aber wurden nicht lebendig, bis daß tausend Jahre vollendet wurden. Dies ist die erste Auferstehung. Selig ist der und heilig, der Teil hat an der ersten Auferstehung; über solche hat der zweite Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein, und mit ihm regieren tausend Jahre." (Off. 20, 2—6.)

Doch zurück zu unsrem eigentlichen Thema.

* * *

Wie ist schon jetzt diese uns einstweilen verborgene ewige Natur, und wie wird sie einst uns ewig sein? — Daß diese Wiedergeburt und neue Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde nicht ein bloßes Chaos von Glückseligkeit ist, sondern von strengen, göttlichen Gesetzen regiert wird, ist klar; ja, um so herrlicher diese Himmel sind und um so schöner die neue Erde strahlen wird, um so klarer muß in ihnen und in ihr das göttliche Gesetz als ein Komplex von unendlich tiefen, herrlichen, zweckmäßigen, vollkommenen Gesetzen sich offenbaren. Ohne Gesetz giebt es schon auf Erden keine Macht, kein Glück, keine Freiheit. Was für Gesetze werden das wohl sein? Können wir hienieden uns einen Begriff von denselben aneignen?

Die ursprünglichen göttlichen Worte und Naturgesetze, die einst die Schöpfung der sechs großen Tage beherrschten, sind

sehr gut; Gott selber sprach es aus. Und weil gut, sind sie auch ewig und taugen in den Himmel hinein. Warum soll Gott im Himmel andre erdenken wollen? Auch hier „wirft er nie weg das Werk seiner Hände". Seine Gesetze sind alle ohne Fehl, und es ist eine von der Sünde verursachte Täuschung, wenn wir das Unvollkommene in der irdischen Erscheinung einer Unvollkommenheit im Gesetz zuschreiben. Die Figur, die Gestalt, „das Wesen", schreibt Luther, d. h. die Art und Weise, das Wie dieser Welt und ihr Thun und Treiben vergeht; aber die Worte Gottes, aus denen diese Welt hervorgegangen ist, also ihre Wesenheit hat, und durch die allein sie existiert, können nicht vergehen. Das lehrt die ganze Bibel; sie spricht wiederholt von der Ewigkeit des göttlichen Gesetzes, von einem ewigen Baum des Lebens, vom ewigen Wasser des Lebens und von den ewigen Flammen; auch Christus spricht von einem ewigen Essen und Trinken des Safts der ewigen Reben, und setzt eine wahre Existenz dieser göttlichen Dinge voraus. So schreibt der Apostel: „Es war nötig, daß die Abbilder der Dinge in den Himmeln hiedurch (nämlich durch das Blut der Opfer) gereinigt wurden; die himmlischen Dinge selbst aber durch ein besseres Opfer"; — und weiter: „Das mit Hände gemachte Heiligtum war ein Gegenbild des wahrhaftigen". (Hebr. 9, 23. 24.)

Nun sahen wir im vorigen Kapitel, daß die Zahl das von Gott gedachte Grundgesetz der Schöpfung ist, darauf alle andern sich zurückführen lassen. Somit reduziert sich die Frage, ob die himmlische Schöpfung von denselben Gesetzen regiert werde wie die irdische, auf die, ob im Himmel noch die Zahl sein wird. Ist sie dort nicht, dann ist der Himmel ein völlig Undenkbares, Unfaßbares und Unvorstellbares, das auch nicht einen Punkt mit unsrer jetzigen Existenz gemeinschaftlich hat. Dann kann man ihn vielleicht noch glauben oder glauben, daß man ihn glaubt;

aber davon reden, daran denken, und darüber sich freuen anders als über ein gänzlich Unbekanntes, ist wertlos. Existiert dagegen die Zahl noch im Himmel, dann sind mit einem Schlag damit alle Prinzipien dieser Schöpfung gegeben. Dann gibt es auch einen Anfang und eine Länge, also eine Zeit; eine Größe, also einen Raum; eine Form und eine Sichtbarkeit, also einen Stoff; wenn auch diese Erscheinungen viel herrlicher und vollkommener in der Ausführung sind als die irdischen. Die Zahl ist das Gesetz des Denkens, folglich der ewigen Ideen. Denke, was du willst, so geschieht dieses dein Denken, das haben wir schon gesagt, vermittelst eines Addierens, Subtrahierens, Multiplizierens und Dividierens von Begriffen nach der Regel der vier Species.

So heißt behaupten, daß vielleicht in der ewigen Natur 1 nicht = 1 und 1 + 1 nicht 2, behaupten, daß darin Gott vielleicht nicht mehr Gott ist und ich nicht mehr ich bin. Dann hat alles Denken ein Ende. — Aber in der ungeheuer einfachen Thatsache, daß es im Himmel ein Eins und ein Vieles, daß dort Christus und ich eins und eins, also zwei sind, und ebenso, daß die 12 Apostel auch dort 12 sind, liegt die ganze Zahl mit ihrem unerschöpflichen Reichtum von arithmetischen, algebraischen und geometrischen Gesetzen und ihren ungeheuren Konsequenzen eingeschlossen.

Dieses Vorhandensein der Zahl in der wahren Welt predigt nicht nur die ganze Bibel, sondern in ganz auffallender Weise die Offenbarung, diese Eröffnung des Himmels. Sie zeigt uns überall droben die Zahl als ein mysteriöses, alle Erscheinungen und alle Wesen beherrschendes Gesetz, und man könnte sie eine Apotheose der Zahl nennen. So spricht sie von den 7 Sternen und 7 Engeln der 7 Gemeinden, von den 4 Tieren, den 24 Ältesten, den 144000 Versiegelten und vom himmlischen,

durchaus auf himmlischer Zahl aufgebauten Jerusalem; so auch in den Offenbarungen der höllischen Macht und des Menschen der Sünde, dessen Zahl 666. — Die unendliche Zahl muß sich aussprechen, auszählen. Sie thut das nicht in dieser Existenz, in dieser Endlichkeit; folglich thut sie es anderswo. Sie müßte sonst eine endliche und beschränkte sein, wäre ein Göttliches und doch nicht ein Ewiges!

Es ist an der Zeit, daß wir Christen in eine Welt, die von der Klage widerhallt: Es ist alles vergänglich! hineinrufen: Es ist alles ewig! — Sollte ein ewiger Gott es nicht dahin gebracht haben, seiner nach ewigen Ideen entworfenen Schöpfung ewigen Bestand zu verleihen? Sind wir Buddhisten, die auf Welten von Ruinen stets andre aufbauen, nur damit sie auch zusammenstürzen? Wohl reißt uns, wie den ewigen Juden, mit unwiderstehlicher Macht ein wütender Wirbel dem Untergang zu und hinter uns stürzt und bricht zusammen alles, was wir erlebt, und zu Staub werden die Mumien der Pharaonen und die Paläste der Cäsaren. Aber das ist nur so ein Spiel der Vergänglichkeit; in diesem Wechsel des Werdens leben wir nicht, sondern in den ewigen Ideen. Diese Substantive und Substanzen, die Gott in den 6 Lichtepochen vor den staunenden Engeln aussprach und siehe, sie waren da, die Luft und das Trockene, der Berg und das Meer, die Pflanze und der Vogel und das Tier, diese Ideen der Schöpfung, die kannst du nicht, die kann kein Mensch zerbrechen. Und Gott will sie nicht zerbrechen, denn von allen sprach er: Sie sind sehr gut! Und als Satan und der Mensch seine Schöpfung verdarben, verschloß er sie mit flammendem Schwert in seinem ewigen Paradies, darin der Baum der Erkenntnis und des Lebens und allerlei Fruchtbäume immer noch grünen und Ströme des Lebenswassers noch fließen.

Der Menſch iſt geſchaffen, damit er Gottes Ebenbild ſei. Dieſe Gottesebenbildlichkeit hängt innig mit der göttlichen Natur zuſammen, und ewiger Zweck des Menſchen iſt es, in der göttlichen Natur ein Vizekönig und Prieſter Gottes zu ſein. Könige aber müſſen ein Königreich haben. Dieſes Königreich iſt die neue Erde in göttlicher, verklärter Natur; wie Paulus ſpricht: „Nicht Engeln hat er unterworfen den zukünftigen Erdkreis", oder wie die Darby-Bibel überſetzt: „Die zukünftige, bewohnbare Welt." Dieſe Welt iſt nicht eine ganz andre als dieſe irdiſche Schöpfung, ein auf Erden nie Geahntes, ſonſt hieße ſie nicht: neue Erde. — „Die Himmel ſind Gottes; aber die Erde hat er den Menſchen gegeben." — Auch dieſes Wort wird, wie alle andern, ewig wahr bleiben. Hätte ſo ein Bibelwort keine ewige Bedeutung und keinen Kern der Unſterblichkeit in ſich, ſo wäre es auch für dieſes Leben wertlos.

Dieſes Leben der ewigen göttlichen Natur auf der neuen Erde wird alſo ebenſo wie das der vergänglichen irdiſchen von Zahlengeſetzen regiert. Als Grundſteine, Hauptbedingungen und Rahmen dieſer ſeiner irdiſchen „ſehr guten" Schöpfung hat Gott einſt die Zeit, den Raum, den Stoff und vor allem die ſie umfaſſende Zahl gedacht, alſo auf ewig geſetzt; und eine zwar ewige, aber zeitloſe, lebendige, aber raum- und ſtoffloſe Natur würde einen großen Rückſchritt in der göttlichen Entwicklung und ein Aufgeben ſeitens Gottes von ewigen in Ihm liegenden Prinzipien, als unzweckmäßiger, unſtatthafter, mißlungener bedeuten. — Gott aber ſchreitet niemals rückwärts, gibt niemals etwas auf. „Er iſt ein Fels, und es iſt kein Fehler in ihm." „Er iſt nicht ein Menſch, daß ihn etwas gereue!" Das gilt ausnahmslos von ſeinen Schöpfungsworten.

Weſen des Geſchöpfs, des Erſchaffenen iſt es, daß es in der Begrenzung der Zahl lebt — ſo auch die Cherubim und Seraphim.

Ihrer sind vier und sie haben sechs Flügel. Das ist Zahl und Begrenzung. Und so hat das neue Jerusalem 12 Thore und auf den Thoren 12 Engel und die Mauer der Stadt hat 12 Gründe; und die Stadt mißt 12000 Feldwegs und ihre Mauern 144 Ellen. — Und damit man sich nicht darunter überirdische Allegorien denke, fügt der Seher hinzu: „und das Maß, das der Engel hatte, war eines Menschen Maß". Wohl hat dies himmlische Jerusalem auch geistige Bedeutung, ist ein Symbol des geistigen Lebens in ihm, und zwar in weit höherem Maß noch als hienieden der Palast ein Sinnbild des Königs und seiner Macht und seiner Pracht ist, und der Tempel mit Altar und Rauchwerk des Gottesdienstes; aber verwechseln wir nicht die Sache mit dem Bild und das Bild mit seiner Bedeutung. Christus ist die Thür und der Weinstock, aber er ist nicht eine Thür und nicht ein Weinstock. Und ebensowenig hat der Apostel Johannes sich selbst als Perlenthor am himmlischen Jerusalem gesehen.

* * *

Auch räumlich ist die ewige Natur. So spricht Johannes von der himmlischen Stadt: „Sie ist viereckig und ihre Länge ist so groß als die Breite; die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich; 12000 Feldwegs." Ein unräumlicher Himmel ist ebenso undenkbar wie eine raumlose Form und Größe. Von einem solchen weiß die Bibel nichts. Sondern von den räumlichen Himmeln spricht Christus: „Es sind viele Wohnungen in meines Vaters Haus!", welches

das wahre Weltall ist. So spricht Moses: „Siehe der Himmel und aller Himmel Himmel sind des Herrn!“ (5. Mos. 10, 14) und Nehemia: „Herr, du hast gemacht den Himmel und aller Himmel Himmel mit allem ihrem Heer“. — Sehen wir schon am Himmelszelt, in dieser kleinen, vergänglichen und endlichen Sichtbarkeit, Millionen von leuchtenden und herrlichen Welten, wieviel mehr Millionen von noch unendlich herrlicheren himmlischen Welten im himmlischen Licht müssen wir nicht in diesen Himmeln aller Himmel voraussetzen? Denn auch den astronomischen Parallelismus gibt die Bibel durchaus an mit dem wiederholten Ausdruck: neuer Himmel und neue Erde. Sie hält fest daran, daß wie der Mensch auf Erden und aus der Erde geschaffen wurde, es auch seine Bestimmung ist und bleibt, diese Erde, nach der Wiedergeburt, zu besitzen und zu regieren. Nirgends ist uns verheißen, daß wir die Sonne besitzen oder auf den Sternen wohnen werden. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden die Erde besitzen!“

Wie wir im zweiten Kapitel sahen, daß an den Himmeln an einem Ort vorzugsweise Nebelflecken, an einem andern Doppelsterne, an einem dritten Sternhaufen stehen, so hat jedes Geschöpf, wie schon bemerkt, in der Schöpfung seinen ihm verbürgten Ort, nämlich den Platz in Gottes All, wo die Kräfte der Gottheit, von denen je die eine oder die andre vorwiegt, wie auf Erden zu sehen, da an einem Ort Steine, am andern Erze, am dritten Edelsteine durch ihre Wirkung entstanden sind, dasselbe geschaffen und figuriert haben, also seine Geburtsstätte. Kraft dieses Gesetzes ist der höhere Mensch schon hienieden nicht heimatlos, sondern ansässig, so der König in seiner Hauptstadt, der Priester im Tempel. So und deshalb hat jede Pflanze ihren Fundort, auf den Alpen oder am Pol oder in der Wüste oder im Meer, und jedes Tier seine Heimat und

jede Menschenseele davon ihr Gepräge, wo und unter welchem Volk sie gefallen, gekeimt und gewachsen ist. Daher auf Erden die Heimatsliebe und der Patriotismus. Diesem Fund- und Heimatort entspricht in Ewigkeit im einzelnen das nicht von Händen gemachte Haus, das jedem Christen verheißen ist, und im allgemeinen die neue Erde als Wohnort und Heimat der seligen Menschen.

Was werden in diesen unzähligen Millionen, von in einem sie alle vereinigenden Ocean von himmlischem Licht schwimmenden Welten, für unzählige Wunder der unerschöpflichen Schöpferkraft und Schöpferweisheit Gottes durch die Ewigkeiten der Ewigkeiten entstehen und bestehen? Und sie alle und ihre Bewohner werden organisch gegliedert, verbunden, unter- und übergeordnet sein; denn auch das zeigt uns das unvollkommene Jetztbild am Himmel; jeder Stern ist der Anziehung und dem Einfluß aller andern unterworfen. In den Himmeln der Himmel ist alles verbunden; alles geht alles an, alles ist Wirkung und Ursache zugleich, alles gibt und alles empfängt, alles ist starkes Subjekt und sich hingebendes Objekt! — Und Gott ist alles in allem! — So wird zu dem aus den Himmeln der Himmel bestehenden ewigen Himmel, in dem Gott und seine Engel und die Throne, die Mächte, die Fürstentümer und Obrigkeiten wohnen, unser Himmel, in den wir Menschen hineinkommen, und von dem Christus sagt: „Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten", als eine herrliche und spezielle Bereicherung der Himmel hinzukommen; als eine prächtige, alle seligen Geschöpfe Gottes hochbeglückende neue Offenbarung der Gottheit: ein neuer Himmel und eine neue Erde, eine neue Blüte am ewigen Baum der ewigen Schöpfung, und doch nach alten und ewigen in Gott liegenden, unzerbrechlichen Gesetzen des Seins, des Werdens und des Daseins gewachsen.

Geistig dagegen spiegeln sich die drei großen Offenbarungen der Gottheit auch in drei Himmeln oder was dasselbe ist, in drei Arten des himmlischen Seins, in drei immer höheren, wonnigeren Stufen der himmlischen Seligkeit ab, davon Paulus ausdrücklich sagt, er sei in den dritten Himmel erhoben worden. Diese drei verhalten sich also wie Vater, Sohn und heiliger Geist, wie Leib, Seele und Geist und machen zusammen nur Eins. Sie sind eine geistige Steigerung des Himmels, ein Äußeres, ein Inneres und ein Innerstes, ein Gut, ein Besser und ein Bestes; sind konzentrische Kreise des seligen Seins, ein Durchdringen bis zur höchsten und zugleich innersten Gemeinschaft mit der Gottheit, ein Erkennen derselben nach ihren drei Personen, ein Genießen der göttlichen Dreieinigkeit.

Ebenso undenkbar und ebenso unbiblisch wie eine raumlose, ist eine zeitlose, ewige Natur, denn Raum und Zeit sind unzertrennbar verbunden. Raum ist Zeit nebeneinander gestellt, so wenn du von hohem Gipfel aus so viele in Raum und Zeit entfernte Einheiten nacheinander auffassest; Zeit ist Raum nacheinander, denn es bedarf der aufeinanderfolgenden Zeiteinheiten, um den Raum durchzueilen, ja durchzudenken.

Von einer zeitlosen Ewigkeit weiß die Bibel nichts. Eine solche mag wohl in Gott sein und war in ihm, ehe er die Welt schuf; für den Erschaffenen aber existiert sie nicht. Die Bibel weiß nur von Ewigkeiten der Ewigkeiten, von Äonen der Äonen, Jahrhunderten der Jahrhunderte, saecula saeculorum, also von unaufhörlich sich abrollenden, unübersehbaren Zeiträumen und Epochen. Warum und wozu soll denn Gott seine herrliche, uranfängliche Schöpfung, die Zeit, vernichten, wie sie groß im ersten Wort der Genesis dasteht: Am Anfang schuf Gott ... Und inwiefern soll irgendwie eine zeitlose Ewigkeit schöner, herrlicher, göttlicher sein?

Bemerken wir wohl, daß in Offenbarung 10, 6 das Wort „Zeit“ im Griechischen nicht das allgemeine „chronos“, d. h. die Zeit an sich, sondern „kairos“, d. h. Zeitabschnitt, Aufschub, Frist, Verzögerung bedeutet. Der Vers heißt also, und so übersetzen auch alle genauen Übersetzungen in deutschen, französischen und englischen Bibeln: „es wird von jetzt an keine Frist, kein Verzug mehr sein; sondern wenn der siebte Engel posaunen wird, so soll vollendet werden das Geheimnis Gottes“; gerade wie wir sagen: ich habe jetzt keine Zeit mehr! — Daß dies der wahre Sinn des Worts und daß nicht damit der Anfang einer zeitlosen Ewigkeit angezeigt wird, zeigt die Folge im Buch aufs klarste an. Denn anstatt daß mit den Posaunen des siebten Engels die Zeit im Himmel und auf Erden plötzlich stillstehe, erzählt der Seher in 12 weiteren Kapiteln, wie daraufhin die Ereignisse sich mächtig nach dem Gesetz der himmlischen Zeit ferner abrollen; wie das Sonnenweib in die Wüste entflieht, um dort 1260 Tage lang ernährt zu werden; wie alsdann das Tier aus dem Meer erscheint und Wunder thut; wie die 7 Engel nacheinander ihre 7 Schalen des Zornes Gottes auf die Erde gießen u. s. w., und wie er endlich auf der neuen Erde einen Baum sieht, der seine Früchte alle Monate oder Monden hervorbringt; also eine festgestellte himmlische Zeit und Aufeinanderfolge. Wie reimt sich mit diesen Worten die von vielen Christen beliebte zeitlose Ewigkeit, und wo haben sie diesen falschen Begriff her?

Alles Erschaffen kann nur in der Zeit geschehen, wie geschrieben steht: Am Anfang — schuf; und die Schöpfung kann nur in der Zeit bestehen, wie geschrieben steht: „Alles hat seine Zeit“, und die Offenbarung stets von himmlischen Zeiten spricht, nach denen sich himmlische Ereignisse abrollen. Die Zeit hängt unzertrennlich wie mit Raum und Form und Zahl, so

auch mit Denken, Reden und Thun alles Erschaffenen zusammen. Ein Lobsingen und Preisen Gottes in Ewigkeit, ein Sitzen an seinem Tisch und Essen und Trinken mit Abraham, Isaak und Jakob ohne Zeit ist eine ebenso unsinnige Vorstellung wie ein unsichtbares Licht, eine ohnmächtige Kraft, eine ichlose Liebe. Ichheit und Individualität sind nicht ohne Zeit. Auch hier gilt entweder der göttliche Himmel des Christen mit seiner ganzen natürlichen Wahrheit oder die aus sinnlosen Widersprüchen zusammengesetzte, wertlose Vorstellung des Nirwana.

Von der himmlischen Zeit, von der unsre irdische ein schwaches Abbild, ist die Bibel voll. So spricht Christus von der großen Trübsal: „Wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt" (Matth. 24, 22). Damit ist eine unbekannte, droben geführte, göttliche Zeitrechnung, nach welcher die irdischen Ereignisse zu der im Himmel beschlossenen Zeit erscheinen, festgestellt. (S. Dan. 4, 13 u. 14.) Davon zeugt auch das oft wiederholte Wort: „als die Zeit gekommen war"; „die Zeit ist erfüllet"; ebenso: „meine Stunde ist noch nicht gekommen"; „nun ist die Stunde der Finsternis" u. a.; denn daß damit nicht die irdische Zeit gemeint ist, ist klar. — Ich frage wieder: warum und wozu sollte Gott dieses sein göttliches Zeitgesetz plötzlich aufheben und verwerfen, anstatt dasselbe sich in großen himmlischen Sabbathen und Halljahren, von denen die einstigen irdischen ja doch ein Bild waren, sich zur Freude und Wonne aller Erschaffenen immer herrlicher entfalten zu lassen?

* * *

Auch eine stoffliche, ewige Natur predigt uns die ganze Bibel, einen Himmel, in dem der Stoff, wie alle göttlichen Prinzipien, erst zur wahren Geltung kommt und sich erst in einer wahren Pracht zeigen wird. Ist nicht die Freude, welche die Menschheit an Gold, Perlen und Edelsteinen hat, eine Ahnung davon, wie schön und edel und kostbar dieser Stoff wäre, wenn er von den Schlacken der sündigen Unvollkommenheit gereinigt, wenn auch er von den Fesseln befreit wäre, die ihn verhindern nach seinem Sehnen frei und hell zu krystallisieren, zu leuchten und zu prangen?

Aber unsre Freude an der uns umgebenden Natur ist ein Nichts im Vergleich zu der ungeheuren göttlichen Freude, mit der Gott selber sich dieser seiner Schöpfung freut. Wie er aufjauchzte und in ihm und seinen sieben Geistern die triumphierende Freude der Ewigkeit aufwallte, als er nach vollendetem Schöpfen sein Werk ansah, „und siehe, es war alles sehr gut!“ so, und trotzdem, daß es Satan gelang dieses göttliche Thun vorübergehend zu trüben, freut sich Gott immer noch seiner Werke. Wie zählt er sie einem Hiob auf und freut sich des weithinschauenden Adlers und des unbezähmbaren wilden Esels! Er freut sich auch der Pflanzen und Bäume, die er einst gepflanzt hat, und wie er einst, wenn die Sünde und die Übertretung abgethan sind, welche die himmlischen Kräfte lähmen, „Cedern, Akazien und Myrten und Olivenbäume in die Wüste setzen und in die Steppe Cypressen, Platanen und Scherbincedern miteinander pflanzen wird; damit sie sehen und erkennen und zu Herzen nehmen und verstehen allzumal, daß die Hand Jehovas dieses gethan hat“! (Jes. 41, 18—20). Und auch an den Edelsteinen, die er geschaffen, hat er eine Freude und spricht zu Jerusalem: „Siehe, ich will deine Steine wie einen Schmuck

legen, und will deinen Grund mit Saphiren legen, und deine Fenster aus Krystallen machen, und deine Thore von Rubinen und alle deine Grenzen von erwählten Steinen" (Jes. 54, 11. 12).

Das sind nicht sentimentale Schilderungen und Allegorien von psychologischen Zuständen unsres heruntergekommenen Staats- kirchen- und Völkerchristentums; sondern hier haben wir das geoffenbarte Wollen eines Gottes, dessen Worte etliche millionenmal reeller, plastischer und wahrer sind, als alles Gerede aller Menschen vom Anfang der Welt an. Wer bist du nun, du noch so edel denkender Christ, daß du diesem Gott diese seine Freude an seiner stofflichen Schöpfung absprechen, und ihm andiktieren willst, er dürfe in seinen Himmeln nur noch an rein Geistigem seine Freude haben? Glaubst du, er werde deinen Theorien und Einbildungen zu lieb diesen Stoff, den auch er geschaffen, und das Werk seiner Hände wegwerfen? Nein, sondern du wirst es auch einst durchschauen, was hienieden das wonnevolle Keimen des Samenkörnchens und das angstvolle Sterben des Mückleins war, und was sie ewig bedeuten, und du wirst es nicht fassen, wie du einst auf der dunkeln Erde so taub und so blind und stumm unter ewigen Wundern gewandelt. Und vor jedem einzelnen Blatt am Baum des Lebens wirst du mit mehr Begeisterung und Wonne als je auf Erden vor der Sixtinischen Madonna oder dem Kölner Dom stehen bleiben; denn das waren ärmliche, menschliche Kopien, jenes aber ist ein göttliches Meisterstück.

Von dem himmlischen Stoff steht geschrieben: „Und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis, und die Stadt von lauterem Golde, gleich dem reinen Glase. Die Grundlagen der Mauer der Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelsteinen, Jaspis, Saphir, Chalcedonier, Smaragd, Sardonich, Sardis, Chrysolith, Beryll, Topas, Chrysopras, Hyacinth, Amethyst.

(Merkwürdigerweise sagt schon Sokrates im Phädo [§ 59], die Edelsteine, die wir auf Erden so schätzen, seien Bruchstücke und Muster vom Gestein auf der Erde der Seligen.) Und die 12 Thore waren 12 Perlen, und ein jegliches Thor war von einer Perle, und die Gassen der Stadt waren lauter Gold als ein durchscheinend Glas." Und von ihrem Licht wird gerühmt: „es war gleich dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis" (Offenb. 21, 18—21). Hier haben wir des herrlichsten, edelsten Stoffs der Fülle! — Entweder malen uns diese Worte einen höheren, reineren, herrlicheren, gereinigten und verherrlichten, greifbaren und sichtbaren Stoff, oder sie haben keinen Sinn noch Wert; denn wovon sollten sie uns dann eine Vorstellung geben? Wir trauen dem Wort Gottes zu, daß es hier mit Grundsteinen von Saphir und Chalcedon und Smaragd, mit Perlenthoren und Straßen von reinem Gold uns etwas Wahreres geben will als fade Bilder von christlichen Tugenden — wie ein sonst achtbarer Christ mir einst sagte, die goldenen Gassen des neuen Jerusalem seien die Predigt des Evangeliums! Warum nicht gar die Gnadenwahl oder die Gebetserhörung? — Mit solcher menschlichen Vergeistigung des Wortes Gottes leisten solche nur dem Geist Vorschub, der alles verneint. Dem Teufel ist nichts fataler, nichts verhaßter, nichts möchte er so sehr dem Menschen vorleugnen, als die Realität des Göttlichen. Allegorische, vernebelnde und dissolvierende Erklärungen desselben dagegen wie jene fürchtet er nicht; denn er weiß, daß sie weder einen lebendigen Glauben an diesen Himmel noch eine Sehnsucht und ein Heimweh nach demselben zu erwecken vermögen, was am besten ihre Leere und Unwahrheit bezeugt.

So zeigt uns die genau nach himmlischem Muster aufgebaute Stiftshütte eine prächtige Verherrlichung des Stoffs, indem da die 3 Reiche der Natur ihre edelsten Erzeugnisse zum

Preis Gottes hergeben. Feinste Leinwand in den schönsten Farben, reinstes Öl und Wohlgerüche, Cedernholz, Tierfelle, Gold und Silber in Menge, und die schönsten Edelsteine durften hier als Repräsentanten und Typen der ganzen Natur zur Verherrlichung der Wohnung Gottes bei seinem Volk dienen. Wer kann daran zweifeln, daß wir hier, wie eine bestimmte Zusage, daß es einen prächtigen himmlischen Stoff gibt, so auch eine herrliche Prophezeiung der ewigen Bestimmung dieses Stoffs haben. Denn welche höhere gäbe es für ihn, als dem Gott zu dienen, der ihn geschaffen hat? — Von einem bloß geistigen, stofflosen Himmel weiß die Bibel nichts.

* * *

So ist uns ein reelles, zugleich im wahren Sinn materielles und geistiges Leben in der wahren Zahl, im wahren Raum, in der wahren Zeit und im wahren Stoff, kurz in der wahren, ewigen, göttlichen Natur, verheißen. Und es muß so sein; oder sollte die Vollendung nicht mehr bieten als die Vorbereitung, oder das Wesen weniger wahr sein als der Schein, das wahre Sein geringer als das bloße Werden, und das, was ewig währt, weniger sichtbar und greifbar, weniger plastisch und reell als das Vergängliche? — Einst schuf Gott Himmel und Erde, sprach ewige Schöpfungsworte, ließ Licht und Luft, die Pflanze und das Tier und den Menschen entstehen. Und Er sollte, bloß weil es Satan gelang, Eva zu verführen, diese Schöpfung als verfehlt, zwecklos und nichtig vernichten?! Ist Gott einem menschlichen Künstler gleich, dem sein Werk mißlingt und der

dann unmutig es zerbricht und ausruft: Da fange ich lieber was andres an? Vernichtet er in Ewigkeit selbst die Hölle nicht, wieviel weniger Werke, die er einst als sehr gut erklärte. Nein, sondern er wird diese seine von der Sünde befleckte Welt durch Feuer in ihre reinen Elemente auflösen und daraufhin sie neu und schön in ihren Urzustand wieder einsetzen. Die neue Erde und der neue Himmel sind ebenso die erneute Erde und der erneute Himmel wie der neue Mensch in Christo der erneute Mensch ist, dieselbe Ichheit und Seele; nicht eine andre. Das Wort: „Siehe, ich mache alles neu, das Erste ist vergangen", entspricht klar dem Wort: „So jemand in Christo ist, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen". Das will geistig verstanden sein von dem neuen geistigen Prinzip, in dem diese neue Schöpfung und der neue Mensch existieren. Wohl steht geschrieben: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben". Aber diese verheißenen, höheren, auf Erden unbekannten Zustände werden von Paulus im heiligen Geist nicht auf eine Aufhebung der ewigen Natur in Gott, sondern auf die große Bereicherung und Erneuerung des Geistes, welche die Erlösung in Christo dem Menschen bringt, gedeutet (1. Cor. 2, 9. 10). Alle neuen Äußerungen der Kräfte der zukünftigen Welt heben nicht die natürliche Grundlage auf; vielmehr ist es göttliches und aus der Schöpfung ersichtliches Gesetz, daß Gott auf den und aus den allereinfachsten Elementen stets ein Unbekanntes, Höheres und Höchstes aufbaut. Daß der Himmel uns große, unzählige, selige Überraschungen bringen wird, fällt uns nicht ein zu leugnen; wohl aber bekämpfen wir die unbiblische Ansicht, als ob wir da in eine Welt kämen, die von gänzlich unbekannten Gesetzen regiert, uns ein auf Erden völlig unfaßbares Dasein böte. —

Das ist schon deswegen falsch, weil das irdische Dasein nur kraft des himmlischen existiert, weil, wie im I. Kapitel gesagt, die obere Welt die Quelle und Wurzel der unteren ist und alles irdische Thun eine schlechte Kopie und Nachahmung eines ewigen, himmlischen und göttlichen Thuns ist. — Der Mensch kann nichts thun, noch erfinden, Gott mache es ihm denn zuerst vor. Gott sprach, daher unsre Rede; Gott formte einen Erdenkloß, daher unsre plastischen Künste; Gott blies ihm die Seele ein, daher alle Tonkünste; Gott pflanzte einen Garten, daher unsre Gärten und Parkanlagen; Gott machte Röcke aus Fellen, daher unsre Kleider; Gott zeigte Noah, wie die Arche zu bauen sei, daher unser Schiffsbau; „Gott schrieb", daher unsre Schrift; Gott bereitet uns im Himmel Häuser und Wohnungen, daher unsre Häuser und Wohnungen; Gott baute im Himmel einen Tempel, daher unsre Kirchen und Tempel; „Gott fahret auf mit Jauchzen und der Herr mit heller Posaune", daher unsre Instrumentalmusik! — Weil Gott denkt, sich erinnert, liebt und haßt, sich erbarmt, bereut und beschließt deshalb und daher können wir denken, uns erinnern, lieben, hassen, uns erbarmen, bereuen, beschließen. Weil er sieht, hört, riecht, schmeckt, können wir es auch. Gäbe es im Himmel keine Altäre, Throne und Kronen, Harfen und Posaunen, Schwerter, Gefäße, Lampen und Tische; wir hätten sie nimmermehr erfunden. — „Der Mensch hat nichts, es werde ihm denn vom Himmel gegeben". — Und schon ein Plato erkannte: „Die wahre Idee eines Tisches ist im Himmel."

So werden wir auf der neuen Erde nicht nur die Gesetze der irdischen Natur finden, sondern auch alle ihre Erscheinungen, doch ohne Sünde. Wir werden dort essen und trinken, auf Stühlen sitzen oder stehen, regieren und ruhen, reden und singen, lachen und frohlocken, Kleider tragen und in Häusern wohnen,

zu Tiſche liegen und luſtwandeln unter Bäumen und von ihren Früchten eſſen. — Alſo ſteht es geſchrieben. — Wie kann da ein Chriſt noch von einem unfaßbaren, raumloſen, zeitloſen, ſtoffloſen Himmel träumen oder gar glauben, er verherrliche Gott damit, daß er ihm die ganze Natur, in die er uns hineinſchuf, als zu gering vor die Füße wirft und Niedagewesenes verlangt. Raum, Zeit, Stoff, Eſſen und Trinken, Kleider und Häuſer, Beſitz und Genuß, That und Freiheit ſind nicht an ſich ſündlich, ſondern himmliſch, denn Gott hat ſie geſchaffen; an unſrer Beſchränktheit und geiſtigen Blindheit liegt es, daß wir ſtets dem außer uns Liegenden die Schuld an unſrer innerlichen Verkommenheit und an unſerm Elend aufbürden wollen. Von unglaublicher Herrlichkeit ſind — wie alles Gotterſchaffene — die Zahl, die Zeit, der Raum, der Stoff; nur verſtehen wir hienieden von dieſer Herrlichkeit ſo gut wie nichts. So dünkt uns, wie ſchon bemerkt, das Lernen des Abc, des Einmaleins und der erſten Tonleiter nur eines Kindes würdige Aufgabe, und doch ahnen die größten Geiſter auf Erden nicht, welche Schätze der göttlichen Weisheit im Wort, in der Zahl und in den Tönen liegen.

Ein jedes göttliche Geſetz, ein jedes von dieſem Gott ausgeſprochene Wort iſt ein ſolches Kleinod und ein ſo ewig Fruchtbares, daß es ein Schaden wäre für das Weltall, wenn dasſelbe zu wirken aufhörte. So wird das ganze Geſetz des Sinai die Völker auf der neuen Erde regieren, die von den Blättern des Lebensbaums geheilt werden. Nicht werden einſt dieſe Geſetze und Schöpfungen Gottes irgendwie die Erlöſten und Auferſtandenen drücken oder ihnen als Feſſeln erſcheinen, ſondern wie alle Gedanken Gottes werden ſie ihnen eine Förderung des Lebens, eine Bereicherung der Individualität ſein, Flügel, auf denen ſie ſich zu immer

höheren Sphären der Thätigkeit und der Anbetung emporschwingen werden.

Die himmlische Persönlichkeit der Auferstandenen wird für sie in auf Erden ungeahntem Maß der stets auf Gott zielende Mittelpunkt und das Kraftcentrum ihres Lebens sein. Ein großer Teil unsres irdischen Elends beruht darauf und kommt daher, daß wir so gut wie keine Macht über die uns umgebende stoffliche Welt besitzen. Wir sind nicht die Herren der Schöpfung, sondern ihre Sklaven. Nicht einmal unsren Körper beherrschen wir, können nicht dem Herzen und dem Magen gebieten oder verbieten zu schlagen oder zu verdauen; wir sehen nicht hinein, stellen Vermutungen und Hypothesen auf, wenn dieser eigne Leib krank ist, ja wir sehen nicht einmal die Rückseite desselben! Welche Ironie der Natur! Im Himmel, das geht aus der ganzen Bibel hervor, ist die leuchtende Ichheit vor allem Herr ihrer selbst; zweitens ist sie ein Mittelpunkt der Kraft nach außen, und endlich, wie an Jesus selbst in seiner Erniedrigung zu sehen, ist sie die unumschränkte Herrscherin der Naturkräfte und der Elemente. Denn wir sollen den Engeln gleich sein. Wie oft die Bibel Macht und Stärke der Engel auch über die Elemente rühmt, weiß man; ebenso, daß zu ihrem Lebenselement auch das Feuer gehört. Daniel beschreibt einen dieser Söhne Gottes: „Und ich erhob meine Augen und siehe, da war ein Mann in Linnen gekleidet, und seine Lenden waren umgürtet mit Gold von Uphas; und sein Leib war wie ein Chrysolith, und sein Angesicht wie das Aussehen des Blitzes, und seine Augen wie Feuerfackeln, und seine Arme und seine Füße wie der Anblick von leuchtendem Erze; und die Stimme seiner Worte war die Stimme einer Menge. — Es fiel ein großer Schrecken auf die Männer, die bei mir waren und sie flohen und verbargen sich. Und ich blieb allein übrig und sah dieses große Gesicht; und

es blieb keine Kraft in mir, und meine Gesichtsfarbe verwandelte sich an mir bis zur Entstellung und ich behielt keine Kraft" (Dan. 10, 5—8). Welche Persönlichkeiten, deren bloßer Anblick die menschliche mit Ohnmacht schlägt! Und noch herrlicher schildert uns Johannes Christum, diesen unsern Bruder, dem wir ähnlich werden sollen; und auch er, der geliebte Jünger, fällt bei diesem Anblick zu seinen Füßen wie tot! Ja, selbst wo diese Himmelsbürger ihre Herrlichkeit verhüllen, heißt es noch: „Ein Mann Gottes ist zu mir gekommen, und sein Angesicht war wie das Ansehen eines Engels Gottes, sehr furchtbar!" (Richt. 13, 6).

So philosophiert die Bibel nicht viel und weitläufig von den Wonnen der Himmel und der Art und Weise des himmlischen Lebens, sondern läßt uns einige Strahlen der oberen Herrlichkeit leuchten. Das sind für den Christen, der über seine arme und armselige, ohnmächtige Leiblichkeit seufzt und in dieser Hütte beschwert ist, kostbare und kräftigende Ausblicke in die Ewigkeit; aber auch sehr ernste; denn wie soll er, der Sohn des Staubes, solcher Macht würdig werden! Und damit wir sie nicht für wesenlose Visionen halten, erzählt diese Schrift, was diese herrlichen Wesen aus einer oberen Welt hienieden gethan haben, wie und was sie gesprochen, wie sie gegessen und getrunken, befohlen und prophezeit; und wie alles Geweissagte geschah. Bringt ein solches Wesen dem lebensmüden Propheten unter dem Hollunder ein Himmelsbrot und einen Krug Himmelswasser, so steht der Todmüde nach diesem Essen auf und wandelt voll Kraft 40 Tage und 40 Nächte lang unausgesetzt durch den tiefen, glühenden Sand, durch die Bäche und Schluchten voll Steingerölle hindurch, und erklimmt den Felsenthron, wo Gott seiner wartet. — Hier haben wir etwas mehr als bloße Einbildungen und Hallucinationen! — Wenn dieser Elias ungestorben und

sichtbar, seinen Mantel zurücklassend, gen Himmel auf einem feurigen Wagen mit feurigen Rossen fährt, so ist das für jeden Bibelgläubigen ein absoluter Beweis, daß das himmlische Leben eine reelle, greifbare Fortsetzung des irdischen Lebens in Zeit, Raum und himmlischem Stoff ist. Oder soll Elias höher hinauf sich zu einem bloßen seligen Schatten- und Nebelgebilde verflüchtigt haben? — Aber er erscheint ja wieder nach tausendjährigem Aufenthalt im Himmel auf dem Tabor und spricht, sichtbar, erkennbar, leibhaftig mit Christus!

Weil das Menschenherz ein verzagtes und trotziges Ding ist, das tausendmal zweifelt, bis es einmal glaubt, so mußte uns der auferstandene Christus den sichtbaren, greif- und tastbaren Beweis der absoluten Realität des himmlischen Lebens und des Auferstehungsleibes geben. Da steht er vor den erschrockenen Jüngern, spricht mit seiner bekannten Stimme: „Rühret mich an; ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe;“ läßt sie den Finger in seine Wunde thun, läßt sich würzigen braunen Palästinahonig und gewöhnliche gebratene Fische bringen, setzt sich und ißt vor den erstaunten Zuschauern. — Und damit nicht einer einwende, das Essen und Trinken Christi nach seiner Auferstehung sei nur eine im Einklang mit seiner wiederangenommenen Menschengestalt gemachte Konzession an unsren irdischen Begriffe und höre mit der Übernahme der viel herrlicheren himmlischen Gestalt in Offenb. 1 auf, sprach dieser Heiland, als er, noch völlig Mensch ohne Sünde, mit seinen Jüngern zu Tische saß auf den mit palästinensischem rotem Wein gefüllten Becher weisend: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis an jenem Tage, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich“ (Matth. 26, 29).

fühlen werden. „Wir sehen jetzt wie in einem Spiegel in einem dunkeln Wort. Dann aber von Angesicht zu Angesicht.“

Das himmlische Auge wird sich zum irdischen verhalten wie der schönste Edelstein zu einem trüben Kiesel; aber es wird ein Auge sein, womit der Auferstandene sehen wird. Wir sehen hier wie Maulwürfe; wir werden dort wie Adler sehen. Wie schön ist schon unser Sehen, das Eindringen mit mächtigem Fernrohr in den fernsten Raum, das Entdecken ungeahnter Wunder mit gutem Mikroskop! Das sind nur Spielereien mit dem himmlischen Sehen verglichen, das nicht bloß von ein paar Erscheinungen des Lichts ein Weniges erfaßt, sondern alle Wunder dieser schönsten Schöpfung Gottes völlig erkennt und genießt, das im feinsten Lichtstrahl Tausenderlei liest, für das es im All nichts Undurchsichtiges mehr gibt, das im Äther die Lichtbilder alles Gewesenen schaut und in der Frucht und in der Blüte die lichten Atome sich zu prachtvollem Bau ordnen sieht, und Millionen von Farben und Nüancen genießt, wo wir kaum einige Dutzende wahrnehmen.

Das himmlische Ohr wird ein Ohr sein, das wirklich hört, das alles hört, was ihm entspricht, was es hören will; — hören wir doch schon auf Erden in Europa am Telephon was in Amerika gesprochen wird! — Bald wird es das Säuseln der Lüfte auf entfernten Himmelswelten, bald den Donnergesang der Sphären, bald das unendliche Lied, das von jeder Himmelswelt verschieden und millionenfach aufsteigt, alles Lob und Thun seiner Bewohner zu Gott bringend, hören; und aller Hall ist in den Himmeln Harmonie und Musik, volltönend und klang- und melodienreich; denn Gott ist ein gewaltiger Tondichter.

Wer von dieser Herrlichkeit der himmlischen Ichheit im Geist etwas gekostet, wendet sich mit Unwillen von so unver-

ständigen Fragen ab wie: Werden wir uns wohl im Himmel wieder erkennen? — Wie denken sich denn so Fragende die himmlischen Reiche? Wie einen großen Salon etwa, in dem die Ankömmlinge mit der verlegenen Bemerkung: Habe nicht die Ehre! einander ausweichen, bis Engel die Millionenvorstellung beendet?! — Was sind das für kindische Anschauungen? — Man öffne die Bibel. — Sehen wir je darin, daß ein Engel einen Menschen gefragt hätte, mit wem er spreche, ehe er ihm Gottes Botschaft offenbarte? Oder daß die Starken, die gesandt waren, Daniel die Pläne Gottes zu zeigen, sich zuerst erkundigten, ob er wirklich der erste Staatsminister des Königs Darius sei. — Haben die Jünger nicht Elias und Moses, die sie nie auf Erden gesehen, auf dem Tabor sofort erkannt? — Erkannte nicht der reiche Mann aus der Qual den ihm auf Erden unbekannten Vater Abraham und ebenso den früheren armen Lazarus? Und haben nicht die Dämonen den doch unter unscheinbarer Menschengestalt verborgenen Sohn Gottes sogleich erkannt? Wenn der erste Mensch, Adam, schon so viel Geistesmacht und Schauen besaß, daß er alle die noch nie gesehenen Tiere sofort trefflich erkannte und passend benannte, wie vielmehr wird der Selige in hellerem Lichte Wesen und Namen seiner Mitbrüder sofort erkennen!

Ja, nicht um ein Erkennen handelt es sich hier, sondern um ein gegenseitiges blitzschnelles Durchschauen von krystallhellen Persönlichkeiten. Durch und durch, nach Leib, Seele und Geist durchsichtig, wirst du auf der neuen Erde dastehen, und deine Individualität, dein Wesen und Thun klar ausstrahlen als der sofort Erkennbare, der einst auf der alten Erde der und der war, den und den Namen trug, das und das im Bösen und im Guten that und das und das nicht that, obgleich er es hätte thun können; als der, der du jetzt bist und als der, der du

noch werden wirst. — Oder glaubst du, daß ein Wesen, das wie die Sonne leuchtet auch nur einen Augenblick unerkannt bleiben kann? Im Himmel gibt es keine Personenverwechslung, kein Incognito und keine Anonymität! — Das ewige Gesetz deiner Individualität wird dir so klar wie noch nie in irdischer Schrift an der Stirn geschrieben stehen, mit und in dem Namen deines Gottes, welcher auch dein neuer Name ist; denn dein Gott ist der Gott aller Seligen und doch ein andrer, wie dein Himmel ihr Himmel ist und doch verschieden von dem eines jeden andern.

Weit entfernt also, daß wir uns gegenseitig nicht mehr oder nur schwer erkennen sollten, werden wir uns drüben zum erstenmal sehen und erkennen. Denn auf Erden hat noch niemals ein Mensch einen andern wirklich gesehen noch erkannt. In schweren, dunkeln, uns selbst undurchsichtigen Gehäusen aus Lehm eingeschlossen, die sie schwerfällig bewegt, ist die Seele mit ihren geistigen Leib uns völlig unsichtbar, so sehr sie sich bemüht auf wunderbare Art zu den Augen durch den Blick, sowie durch die Symbolik der Stimme und der Gebärden und dadurch, daß sie durch Gesichtszüge sich einen „Ausdruck" zu geben versucht, etwas von ihrem Wesen zu offenbaren. Noch nie hat ein Mann seine Frau, noch eine Mutter ihr Kind wirklich gesehen, geschaut! Welch freudiges Er- und Anstaunen und Bewundern, wenn die ganze lichte, seelische Schönheit der geliebten Seligen uns entgegen strahlt!

Daraus und aus dem erst dann eintretenden wahren gegenseitigen Erkennen wird sich mit beglückender Notwendigkeit und nach schöner Gesetzlichkeit die neue Gruppierung und Kryställisation der himmlischen Familie, dann des himmlischen Vereins und des himmlischen Staats in immer größeren Kreisen ergeben. Das Gesetz der geistigen und himmlischen Verwandtschaft hat

Christus mit dem Wort festgestellt: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter“ (Matth. 12, 50).

Aber wie jedes wahre Gesetz, so trägt auch dieses eine ganze Organisation und wie ein gewaltiger Stammbaum seine Verästelung in sich. Jeder Mensch, sagt Swedenborg, ist seine Grundliebe und bleibt diese Liebe in Ewigkeit. In die Himmel kann keine Selbstliebe noch Weltliebe eingehen, sondern nur Liebe zu Gott und zum Nächsten. Aber die Art und Weise, wie diese Liebe sich in jedem Seligen offenbart, ist seiner Individualität angemessen, so daß von keinen zwei gesagt werden kann, sie hätten dieselbe Liebe. So ist die eine, wie schon auf Erden, mehr auf zweckmäßiges Gutesthun, die andre auf Erkenntnis des Göttlichen, die dritte auf Liebe und Hingabe an den Erlöser gerichtet u. s. w. Und dabei wird jeder einen Namen tragen, den nur Gott und der, dem er ihn gibt, kennt; ein prächtiges Symbol davon, daß es für das Geschöpf eine Gemeinschaft mit Gott gibt, so tief und hoch und innig, wie mit keinem Erschaffenen.

* * *

Auch das ist eine falsche, Christen unwürdige Vorstellung, der Selige vergesse nach dem Tod alles Irdische und schließe sich von demselben ab, damit er durch den Anblick so vielen Leids und so vieler Sünde auf Erden nicht in seiner Seligkeit gestört werde! — Wie menschlich und nicht göttlich gedacht! — Gilt schon auf Erden und mit Recht das Vergessen als Zeichen der Geistesschwäche, so ist dasselbe im Himmel undenkbar. Die von der schweren, die Wahrheit ihr verdunkelnden Lehmhülle befreite Seele kann nichts vergessen. Ihr Thun und ihr Erlebtes, das ist ihr Besitz und Königreich. Ihre Werke folgen ihnen nach. Nicht nur Gott und auch Christus, unser Bruder, dem alle Gewalt auf Erden und im Himmel gegeben, sieht noch unendlich mehr Leid und Sünde und ist selig; sondern ebenso die Engel, die mit den Mächten der Finsternis kämpfen und Strafgerichte üben. Diese Geister, ausgesandt zum Dienst derer, welche die Seligkeit ererben sollen, und die sich freuen, wenn ein Sünder Buße thut, sehen Satan im Himmel selbst, wenn er unter ihnen vor Gott tritt, also die Ursache, den Inbegriff und das Urbild aller Sünde und alles Leids, und bleiben selig. — Bei göttlichen Dingen sollen unsre menschlichen Empfindungen schweigen und wir uns vor Gott und seinem Wort beugen. Dasselbe zeigt uns nicht nur den reichen Mann in den Flammen, wie er noch um seine 5 Brüder besorgt ist, „daß sie nicht kommen an diesen Ort der Qual", und sein Anblick stört nicht Abrahams himmlische Ruhe; sondern auch Moses und Elias, wie sie auf dem Tabor von dem bevorstehenden Leiden Christi reden. Und wenn der geliebte Jünger einer großen Stimme folgt, die ihm vom Himmel zuruft: „Steige her!" ist es etwa, um droben Gefilde der seligen Ruhe zu finden, wo der Lärm und Streit der Erde verstummt und nichts mehr die

Seelen ſtört? Mit nichten! Sondern da kommt er in eine Welt der Macht, des Kampfes, des Gerichts, der ſteten, ſeligſten, furchtbarſten Einwirkungen auf dieſe Erde. Er hört die Seelen der Märtyrer rufen: „Wie lange, Herr, rächſt du nicht unſer Blut an denen, die auf Erden wohnen?“ — Und ihr Verlangen wird als ein berechtigtes erkannt. — Er zeigt uns die Engel und den Chor der Seligen, wie ſie den Gerichten Gottes zuſehen und ſprechen: „Herr! Du biſt gerecht, denn Blut von Heiligen und Propheten haben ſie vergoſſen, und Blut haſt du ihnen zum Trinken gegeben; ſie ſind es wert!“; wie ſie ſich freuen, „daß der Ankläger ihrer Brüder verworfen iſt“ und darum beklagen die Erde, „daß er große Wut hat, weil er wenig Zeit hat“. Wahrlich, dieſes großartige Mitthun und Mitempfinden der triumphierenden Kirche im Himmel mit der kämpfenden auf Erden iſt chriſtlicher als ein Vergeſſen alles Irdiſchen, um nicht in ſeiner bequemen, ſelbſtſüchtigen Ruhe geſtört zu werden! Ein ſolcher Egoismus iſt vielmehr das gerade Gegenteil einer himmliſchen Geſinnung; eine ſolche feige Furcht vor dem Anblick deſſen, was doch da, iſt das Gegenteil einer „Überwindung des Böſen“; ein ſolches Ignorierenwollen des Thuns und Laſſens Gottes in ſeinem Reich auf Erden und ſeiner Mitbrüder und Mitkämpfer iſt wie der himmliſchen Erkenntnis, ſo auch der Gemeinſchaft des heiligen Gottes direkt entgegengeſetzt. Steht nicht geſchrieben: „wir ſind ein Leib, ſo ein Glied leidet, ſo leiden alle andern mit“!? Soll dieſe Einigkeit, die Chriſtus den Seinen befiehlt, — „auf daß ſie eins ſeien, wie wir eins ſind“ — zwiſchen ſeinen himmliſchen und den auf Erden weilenden Brüdern aufhören; und das nur zu Gunſten der Ruhe des einzelnen? — Wo bliebe da die „Gemeinſchaft der Heiligen“?

Freilich erkennt dabei auch jeder, der vom ewigen Wechſel

und der Wechselwirkung von äußerem und innerem Leben im Menschen etwas versteht, daß die energischste Teilnahme und das kräftigste Mitthun der Seligen bei den Welt- und Kirchenkämpfen keineswegs die Einkehr der Seele in Gott und ihr völliges Vergnügtsein in ihm allein ausschließt. Richtet der Selige seinen Blick auf die Welt Gottes mit ihren ewigen, noch kämpfenden Prinzipien, so wogt auch sofort in ihm der freudige, siegesgewisse Kampf auf um die große Ehre seines Gottes. Schaut er Gott allein an, so versenkt er sich alsbald so sehr in diesen unaussprechlichen Anblick, daß er gar nicht mehr weiß, daß es irgendwo Kampf und ein Böses gibt. — Und zu beidem hat er im Himmel Macht und Zeit.

Die schwächende und weichliche Tragik, die heutzutage sich vielfach unter dem Mantel des Mitgefühls und der Sympathie breit macht, ist meist nichts andres als die Unzufriedenheit mit Gottes Weltregierung. Man ergreift im Herzen mehr oder weniger unbewußt gegen ihn die Partei so vieler, wie man meint doch einigermaßen unschuldig Leidender, — während doch jeder Mensch sprechen soll wie der Schächer am Kreuz: „wir empfangen nur, was unsre Thaten wert sind —; man grollt ihm heimlich als dem direkten oder indirekten Urheber so vielen Elends in seiner Welt: ja, man fühlt eine gewisse Sympathie, oder wenigstens ein Bedauern mit Satan als mit einem Prometheus, den der stärkere Zeus nur kraft des Faustrechts angekettet hat. Man malt oder beschreibt diesen als einen edeln Verbannten, noch treu den Gefährten seines Falls, noch in seiner Verzweiflung hoher und fast edler Gedanken und großer Ziele fähig, der mit ungebrochenem Heldenmut oder gar mit rührender Wehmut sein unabänderliches Schicksal trägt. — Das ist Lüge. — Es gibt außer Gott keine Tugend, und wie keine Güte, so auch keine Schöne, keine Treue, keinen Mut,

nichts geistig Großes noch Edles, nichts, was im Geringsten anziehend oder achtungswert wäre, nichts, woran wir Gefallen haben dürften. Dieses Gefallen an Satan, das ist Empörung und der Sinn Satans selber. Mögen so Gesinnte nicht einst mit Schrecken im Tode gewahr werden, daß dieser Fürst sie als mit unzerreißbaren Geistesbanden an ihn gekettete Vasallen reklamiert! — Der Christ, der sich selbst verloren und Gott gefunden, sieht selbst im Bösen nur noch Gottes Gerechtigkeit, wie die Chöre der Seligen bei seinen schrecklichsten Gerichten. So konnten schon auf Erden Märtyrer, die Gottes Zorn in sich und außer sich überwunden hatten, bei brennendem Leibe und beim Anblick ihrer zermarterten Brüder dennoch vor Wonne aufjauchzen.

Das bei furchtbarem Unglück und Schmerz öfters gehörte „Ich kann's nicht mitansehen!" ist nicht bloß Schwäche, sondern zeigt meistens an, daß der so Sprechende in sich den Zorn Gottes noch nicht überwunden hat, daß eine Hefe der Empörung gegen das gerechte Gericht im Grund seiner Seele noch gährt. Du sollst ansehen können alles was existiert; wie willst du sonst „alles überwinden" und „alles ererben"?

Gottlob! als Selige werden wir keine so sentimentalen Schwachköpfe mehr sein, daß ein bißchen Erdenjammer und Menschendummheit uns gleich aus dem Konzept bringe! Sondern auch darin werden wir Überwinder sein, daß wir wie unser großer erstgeborener Bruder mit leuchtenden Blicken selig zusehen werden, wie ein Kampf entsteht in dem Himmel. „Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen. Und der Drache kämpfte und seine Engel und sie siegten nicht ob, sondern der große Drache, die alte Schlange, welcher Teufel und der Satan genannt wird, wurde geworfen auf die Erde und seine Engel mit ihm" (Offenb. 12, 7). Und wir werden

Gott darum preiſen. — Wir werden mit Chriſto Gericht üben und uns freuen, wenn er die Kelter des Grimms Gottes tritt (Jeſ. 63, 3 und Offenb. 19, 15); ja, er wird uns als Lohn geben wie er, in Gottes Macht, die Nationen mit eiſerner Rute zu weiden und ſie zu zerſchmeißen wie Töpfergefäße. So ſteht es geſchrieben: Offenbarung Johannes, Kapitel 2, 26. 28.

* * *

Die ewige himmliſche Natur, in der wir ewig ſelig ſein ſollen, iſt die am Anfang von Gott geſchaffene Urnatur, davon der Garten Eden ein Stückchen auf Erden war. Das zeigt die Vergleichung des erſten Kapitels der Bibel mit den letzten. Am Schluß derſelben erneuert Gott dieſe Natur und reinigt ſie von der Sünde; Johannes hört ihn das große Wort der „Erneuerung“ aller Dinge, nicht aber neue Schöpfungsworte ausſprechen, denn er braucht nicht auf der neuen Erde Luft und Berg und Pflanze zu ſchaffen; ſie ſind in der paradieſiſchen und ewigen Welt ſchon da, und der Schächer wandelt jetzt unter demſelben Lebensbaum wie einſt Adam und wie einſt auch wir. Oder glaubſt du, ein Baum des Lebens könne welken und verdorren?

Ob in der Hölle auch hölliſches Gewächs mit giftiger Frucht und aſcheerfüllten Sodomsäpfeln iſt, ſagt die Schrift nicht; wohl aber erwähnt dasſelbe Buch, das von den himmliſchen weißen, roten, ſchwarzen und fahlen Pferden ſpricht, auch als ihren Gegenſatz hölliſche Weſen, gekrönte Heuſchrecken mit

Weiberhaaren und Skorpionenschwanz und -stachel (Off. Kap. 9, 3—11), Geister wie Frösche des Abgrunds (Kap. 16, 13), Rosse mit Löwenköpfen und Schwänzen wie Schlangen (Kap. 17, 19). Woher käme auf Erden so manches Gewürm des Schlamms, das uns mit Widerwillen und Abscheu erfüllt, wäre es nicht Abbild und Bildung einer teuflischen Schöpfung, die auch menschliche Kunst und menschliche Dichtung von jeher geahnt und oft dargestellt hat. Ewiges, scheußliches Gewürm, unsterbliche Mißgeburten, Bestien der Hölle, deren Ausfluß auf Erden Tiger und Hyänen, Giftschlangen und Skorpionen sind, wie alles irdische Böse Ausfluß, Bild und Wirkung der Hölle! Ewig werden sie anfallen und zerfleischen, und mit Giftstachel peinigen; — „und ihre Qual ist wie die Qual eines Skorpions, wenn er den Menschen schlägt; und die Geschlagenen werden den Tod suchen, und nicht finden!" — Die Hölle ist die ewige Unnatur.

Schön zeigt die Bibel das Entsprechen der ewigen Natur mit der Urschöpfung. Einst sprach Gott: Es werde Licht! Dort heißt es: „Und die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, daß sie scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm." Wohlzumerken ist mit diesem nur der Stadt, nicht den Nationen gegebenen Versprechen keineswegs geleugnet, daß wie es eine neue Erde geben wird, so auch eine neue Sonne und ein neuer Mond in dem neuen Himmel prangen werden, ja, daß diese auch wieder zu Zeichen der Zeit dienen werden, gemäß dem Wort vom Lebensbaum: „er wird alle Monate seine Frucht bringen" (nicht alle Jahre). Anderseits erinnert dieses Wort daran, daß einst, während der drei ersten Schöpfungstage, die Erde auch ohne Sonn- und Mondbeleuchtung bestand.

Damals schied Gott die Wasser von unten von den Wassern von oben, und es entstanden Ströme und Meere. Einst werden auf der neuen Erde auch Ströme des lebendigen Wassers fließen; jedoch soll das Meer nicht mehr sein, diese dunkle Tiefe, die so viele Tausende schon verschlungen, vielleicht als ein Überbleibsel der vernichtenden Sintflut, mit ihren Gebieten des Abgrunds, wo in ewiger Kälte, in ewiger Finsternis und Schweigen unheimliche Wesen einander verfolgen und töten.

Am dritten Schöpfungstag entstanden die Berge. Auf der neuen Erde zeigt der Engel dem Apostel einen großen und hohen Berg (Off. 21, 10). Gibt es auf Erden kaum etwas Erhebenderes als Gottes Gebirgswelt, die Alpen der Schweiz oder die kühnen Pyrenäen, zu durchwandern und jauchzend zu genießen, so hat der Gott, der sie geschaffen, auch seine Freude daran. Sicherlich hat er auch in seinen Himmeln Gebirge der Ewigkeit geschaffen, vor denen Alpen und Himalaya wie Maulwurfshaufen sich ausnehmen, Aussprüche seiner Macht und seiner Höhe, seiner Festigkeit und seiner Unerschütterlichkeit. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt!"

Dann ließ Gott allerlei Pflanzen und Bäume wachsen, und der herrlichste von allen war der Lebensbaum im Paradies. Auf der neuen Erde wird nicht bloß ein Lebensbaum, sondern es werden viele Lebensbäume auf beiden Seiten des Stroms, diesseits und jenseits, wachsen und Früchte bringen. (Off. 22, 2).

Auch im Himmel ist Gott ein Gott der Pflanze und der Blume, freut sich ihrer Farbenpracht, ihrer unendlichen Formen, ihres wunderbaren inneren Baus, ihres geheimnisvollen Samens, und ihres so zarten Lebens und der Freude, mit der sie Lichtstrahlen und Tautropfen trinkt. Auch er sieht, wie wir durch das Mikroskop, nur unendlich besser, den prachtvollen Bau der

Blüte, die elfenbeinernen Säulen, auf denen silberne Körbe voll goldener Kugeln schweben, und die lebendigen Rubinen und Smaragden, aus denen sie sich aufbaut. Und der himmlischen Pflanze und der Blume werden wir uns noch ganz anders als je der irdischen erfreuen dürfen.

Am vierten und fünften Tag schuf Gott Fische, Vögel, Tiere. Im Himmel sieht Johannes Pferde, weiße, rote, wie schon Elias von feurigen Rossen entführt wurde. Also auch in den Himmeln Tiere. Und warum nicht? Hat nicht Gott sie geschaffen und auch sie „sehr gut" genannt? und kann er nicht auch sie von dem Aussatz der Sünde reinigen? Wandelten sie einst unter den Bäumen des ersten Paradieses; warum nicht auch im zweiten, welches dasselbe ist? Wenn weiße Pferde dort sind, warum sollen nicht auf der neuen Erde weiße Tauben nisten unter den mächtigen Ästen der wie Lorbeeren ewig grünenden, prächtige Blüten tragenden Bäume, die ihre Kronen hoch in der blauen Paradiesluft wiegen, an denen nimmermehr ein dürres Ästlein, noch ein welkes Blatt. Warum sollen nicht aus diesen Blüten große, prächtig schillernde Schmetterlinge und feurige Kolibris paradiesischen Nektar trinken? Warum soll nicht auf der ewig blumigen Wiese ein seliges, singendes, jauchzendes Kind mit dem starken goldmähnigen Löwen und dem schneeweißen Lamm spielen! — Auch hier müssen wir unsre kleinlichen, menschlichen Anschauungen beiseite legen und auf Gottes Wort schauen. Wenn Jehova so vielfach auch diesen Tieren seinen Segen verheißt und sich ihrer Erschaffung freuet und ihrer erbarmt (S. Jonas 4, 11); wenn er durch Prophetenmund selbst wilden Tieren verheißt, auch sie werden einst nicht mehr Böses thun, sondern Gras fressen wie das Lamm und ein Kindlein werde sie führen: wer sind wir, um diesem Gott zu verbieten, diese *seine* Geschöpfe auch auf den

unzähligen Lichtwelten der Himmel, auch auf der neuen Erde, ewig leben zu lassen?

Endlich schuf Gott einst den Menschen; auf der neuen Erde aber werden Menschen und Nationen und Könige sein; und vom Baum des Lebens heißt es: „Und die Blätter dienen zur Gesundheit der Nationen," also ein Unterschied zwischen den Herrschenden, die die Früchte des Baums genießen, und den Untergebenen, für die die Blätter heilsam sind. Und das Dasein dieses Menschen wird endlich ein normales, ein menschenwürdiges sein. Zur Freiheit ist er geschaffen, und frei wird er sein; er hat Herrscheranlagen und er wird herrschen; er möchte alles richten, alles genießen, alles können, und das wird ihm in Gott gewährt. Er ist für das Glück, nicht für das Leid geschaffen; und dort wird sein Glück ohne Leid. Er ist zum Lachen und zur Freude da; und „sein Mund wird voll Lachens sein". — Triumphierende, ewig auf- und überwallende Freude, das ist die Atmosphäre der ewigen Natur, das ist die Signatur der Himmel, das ist Gottes Charakter.

Als ein durch 6000jähriges Mühen Erworbenes und auch durch das Blut Christi Gereinigtes, als ein Gewinn der irdischen Existenz und ein Fortschritt in der menschlichen Entwicklung, werden uns auf der neuen Erde Kleider, Wohnungen und Städte verheißen, welche im ersten Paradies nicht zu finden waren. Auch diese werden durch göttliche Worte zu Gesetzen der himmlischen Existenz erhoben: „Sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern"; „auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten." Von den Gesetzen der irdischen Existenz werden dort nur der Tod und die geschlechtliche Fortpflanzung aufgehoben, wie beide ursprünglich im Paradies nicht vorhanden waren. Während es aber beim ersten Paradies hieß: „Von jeglichem Baum des Gartens sollst du freilich essen, *aber* vom Baum

der Erkenntnis des Guten und Bösen, davon sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben" (1. Mos. 2, 16 u. 17), so heißt es von der neuen Erde: „Und es wird kein Bann (Fluch, Verbot) mehr sein." Wo aber kein Verbot mehr ist, ist auch keine Versuchung, keine Sünde, keine Möglichkeit des Ungehorsams, des Falls mehr. Die erlöste Seele kann und darf in Gott alles thun. Spricht Gott im Paradies, „daß Adam nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich"; so verheißt er auf der neuen Erde: „Dem, der überwindet, dem will Ich zu essen geben von dem Baum des Lebens, der in dem Paradiese Gottes ist."

Diese Seligkeit wird uns droben nicht wie ein Mäntelchen umgehängt, sondern sie muß nach großen, göttlichen Gesetzen aus uns herauswachsen. Sie wird im Himmel das Produkt und die Frucht der immer vollkommeneren Entsprechung des Göttlichen in uns mit dem Göttlichen außer uns und mit Gott selber sein, bei Wegräumung unserseits und gottesseits alles dessen, was auf Erden dieses Göttliche in uns und das Anschauen dieses Göttlichen außer uns verdunkelte. So werden diese die ewige Natur belebenden, einheitlichen Gesetze, das einige Denken Gottes, eine völlige Übereinstimmung der himmlischen Natur mit dem himmlischen Menschen bewirken. Hier bleibt die Natur, die Schöpfung, bei aller Sympathie und Bewunderung, die wir für sie von Zeit zu Zeit empfinden, ein uns Fremdes. Der perlende Tropfen und das Moos und der Fels und der hohe Baum, der Vogel in der Luft und das Fischlein im Grunde, sie stehen da und leben für sich, wollen wenig oder nichts von uns; sie sagen uns nicht wie sie sind, nicht das Warum und das Wie ihres Daseins; und doch sind wir alle Geschöpfe eines Gottes, und leben in einer, in seiner Welt!

Drüben wird es anders sein, und die himmlische Natur dir bis in's Innerste entsprechen. Dort wirst du es nicht nur erkennen, sondern durch alle Fasern deines auferstandenen Leibes empfinden, daß das Wasser, das schon hier das notwendige Element alles Wachsens und alles Lebens war, wirklich ein göttliches Wasser des Lebens ist; daß, so fremd hier das Wort dir klingt, der Fels wie hier ein Bild, so dort ein Gebilde ist des starken, auch den himmlischen Stoff fest zusammenhaltenden Glaubens; davon schon hier der Ahnende spricht: ich glaube es felsenfest. Warst du auf Erden stark und mutig im Glauben, so wirst du drüben auf kühnen, weitschauenden Felsen der Ewigkeit, in reiner Luft und hellem Licht, wie ein Adler Gottes horsten. Warst du dabei kampffreudig, so darfst du dich jauchzend tummeln in der krystallschäumenden Woge, wie sie zu eigner Freudigkeit und Offenbarung am Felsen sich bricht und braust. — Hast du das Gute geliebt und gesucht, und Früchte für andere getragen, so werden mächtige Obstbäume des Himmels, Granatäpfel und Feigen und Trauben des Hohenlieds, deine Wohnung beschatten, und aus ihrer Fülle darfst du viele erfreuen. — Warst du ein Säemann Gottes, so werden um dich deine reifen Erntegefilde wogen und himmlisches Brot die Menge dir und den Deinen geben; oder warst du ein Prophet, der tiefen Mysterien nachging, so wirst du dich je und je in die große purpurne Horebs-Höhle zurückziehen, wo Gott vorbeizieht, und du darfst ihn schauen. — Hast du auf Erden als Beamter Gottes das dir anvertraute Pfand zum Wohl und Frommen deiner Mitmenschen verwaltet, so darfst du auf dem geometrisch-hierarchisch aufgebauten Rathaus der auf ewigem Gesetz gegründeten himmlischen Hauptstadt ferner das Gesetz verwalten, und dich der neuen und trefflichen Ordnung der Dinge freuen, „da Frieden die Frucht der Gerechtigkeit sein

wird". — Hast du einst die Wahrheit an sich gesucht, so wirst du mit Gesinnungsgenossen unter dichten Laubgängen von hochgewachsenen ewig grünenden Lorbeeren und Myrten lustwandeln, Reden der Wahrheit wechselnd, wie einst in schwachem Abbild die alten Weisen, die es ahnten, daß die immergrünenden Bäume Gottes seine Wahrheiten sind. — Warst du ein kindlich heiteres, unschuldiges Gemüt, so wirst du unter den schönsten Blumenbeeten, Laubgängen und schattigen Lauben mit seligen Kindern dich ergehen; denn Kind, Blume und Paradiesgarten entsprechen einander in Gott. — War dein irdisches Trachten nach der Heiligkeit gerichtet, ohne die niemand Gott schauen wird, so wirst du auf verklärtem Gipfel zwischen himmlischen Lilien und Palmen der Ewigkeit in heiligem Licht wandeln. — Und unendlich wird die Mannigfaltigkeit der himmlischen Entsprechungen sein, wie unendlich die Geschöpfe Gottes und ihre Gaben.

Noch mehr wird deine himmlische Wohnung, die Sichtbarkeit deiner Ichheit, deiner Liebe, deines Thuns sein. Ob krystallhell, durchsichtig, wie Edelsteine funkelnd als ein Ausdruck und Ausfluß und eine Wirkung deines klaren, lichten Denkens; ob ewig unentwegt in himmlischem Granit und Goldbronce festgegossen, eine unbezwingliche Burg Gottes, die von Gott deiner Seele zugesprochene Festigkeit aussprechend; ob als feierlicher und hehrer Tempel deiner Andacht; ob mit weiter, freundlicher Halle, langem Tisch und offenen Thoren ein Abbild und Wirkung deiner Gastfreundlichkeit und Freude an der Gemeinschaft der Heiligen, darin du auch Engel bewirten darfst und himmlische Gespräche mit ihnen führen: sie wird deiner Seele und ihren Kräften völlig entsprechen, wird mit ihrem ewigen Spiel sich ewig vergrößern und schmücken; war das doch in unendlich schwachem Bild schon auf Erden der Fall!

für das speciellere, von den Erlösten gesungene Lied der Erlösung und dient diesem als Grundton. — Wir Christen vergessen zu sehr, dasselbe auf Erden schon anzustimmen und Gott den Schöpfer zu preisen.

Aber haben wir mit dieser Betrachtung der himmlischen Natur das Wesen des Himmels selbst und seine Wesenheit erfaßt? Nein und nimmermehr! Sondern nur ein Wenig von seiner Leiblichkeit, seiner äußeren Erscheinung und ihren schönen Gesetzen. Wie schon Christus spricht: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch!" so ist der Himmel vor allem ein Innerliches und besteht zuerst in einem alles irdische Denken übertreffenden, unaussprechlichen Frieden, der Frucht der vollbrachten Versöhnung mit dem Vater durch den Sohn. Sodann ist es ein Leben von so ungeheurem Ernst und solcher Tiefe, von so unfaßbarer Kraft und Macht, von so strahlendem Licht und so gewaltiger Majestät, daß unser Denken dazu unzulänglich ist. Wo dieser Himmel in der Bibel sich öffnet, fällt betäubt und kraftlos selbst ein Daniel nieder, „ganz erzitternd" ein Paulus, oder wie tot selbst ein Johannes. Für den natürlichen Menschen ist der Himmel ein geistiger Orkan, der sein kühnstes Denken und sein stärkstes Thun wie Sommerfäden zerreißt, ein siebenmal glühender Hochofen, der sein fleischliches Wesen wie Stoppeln verzehrt, eine lebendige Flamme, ein strahlendes Licht, das irdische Augen mit augenblicklicher Blindheit schlägt, ein brausendes Leben, vor dem irdische Existenz nur eine starre Leiche. Für den, der nicht den Himmel in sich hat, ist der Himmel eine versengende Glut, vor der er entsetzt in die äußerste Finsternis und tiefste Hölle flüchtet. Und die furchtbare Frage des Propheten: „Wer wird bei den ewigen Flammen wohnen?" ist ebenso wahr von der lichten, reinen, Ungöttliches vernichtenden Liebesflamme Gottes wie von den düsteren, wütenden, die Seele der Bösen

verſengenden Gluten der Hölle. Denn der Himmel iſt **Gott**. Daß wir von Ihm abfielen, das iſt die Qual alles Irdiſchen; deshalb weint die Schöpfung, weil ſie Allvaters Ungnade über ſich fühlt; deshalb gehen wir ſo beſorgt und gramerfüllt, ſo furchtſam und ſo ängſtlich umher. Daß wir in Gottes Zorn leben, das fühlen wir, auch wenn der Mund lacht, und wie erſt, wenn die Stunde kommt, wo wir vor dem Erzürnten ſtehen und ihm Rechenſchaft geben müſſen? — Welche unausſprechliche Himmelswonne, wenn wir es einſt völlig empfinden dürfen: der Vater iſt verſöhnt; der Allwiſſende und Allſehende ſieht und findet meine Schuld nicht mehr; er weiß nichts davon, daß ich einſt ein frecher Übertreter ſeiner Gebote war. Er faßt mich in ſeine Vaterarme und ſpricht: Ich will dich tröſten, wie einen ſeine Mutter tröſtet! Was du willſt, das ſoll geſchehen; ehe du rufſt, will ich antworten; und über Bitten und Verſtehen dir thun und ſchenken, daß du ausrufen wirſt: Vater, es iſt genug! ich ertrage die Seligkeit nicht! — **Mein Gott!** Dieſer auf Erden ſo oft aus gepreßter Bruſt, mit gerungenen Händen ausgeſtoßene Seufzer der Seele und das größte Wort, das ein Menſch ausſprechen kann, es wird droben zum ſeligſten, unaufhörlichen Jauchzen der Seele, zum Inbegriff aller Seligkeit. „Sie werden Gott ſchauen!“ Und dieſes Anſchauen wird das Unausſprechliche ſein, das, was kein Auge geſchaut, kein Ohr gehört, was in keines Menſchen Herz gekommen iſt, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Das Anſchauen dieſer Sonne iſt ewiges Leben. Schauſt du **Ihn** an als den Gott der Kraft, ſo wirſt du von ſolcher Kraft durchſtrömt, daß dein Arm Felſengebirge und die Macht der Hölle zerſchmeißen kann. Schauſt du **Ihn** an als den Gott der Wahrheit, ſo liegt ſein Weltall vor deinem Geiſt wahr und licht und klar da, und ſonnenhell wird dir das Wie und Warum aller Dinge, und das Sein und Denken aller

Weſen. Schauſt du **Ihn** an als den Gott der Schönheit, ſo wird deine Seele in ewige und unfaßliche Schönheiten entzückt. Schauſt du **Ihn** an als Schöpfer: alsbald kannſt auch du Welten ſchaffen, und der ewige Vater lacht freudig ob deinem Thun. Schauſt du **Ihn** an als den Gott der Liebe, ſo erglüht deine Seele in ſolcher Liebe, daß du in ihr zu vergehen meinſt. „Zu deiner Rechten iſt eine Sättigung der Wonne ewiglich!“ — Daß dieſer **mein Gott** das Licht iſt, in dem himmliſche Welten ſtrahlen, **Er** die Kraft, die ſie belebt, **Er** die Liebe, die ſie durchglüht, daß **Er** ſich mir im Waſſer des Lebens zu ſchmecken, in den Früchten vom Baum des Lebens ſich mir zu eſſen gibt, das macht den Himmel zum Himmel! Er iſt mein! Ich bin ſein! Hallelujah!

Und ferne dehnen die Äonen
Sich ungemeſſen vor mir aus;
Sie alle darf hindurch ich wohnen
Im großen, ſchönen Vaterhaus!
Es lacht vor mir nicht nur die Zeit,
Es lacht die ganze Ewigkeit! (Reiff.)

So sind wir am Ziel unsrer Wanderungen durch die Natur angelangt.

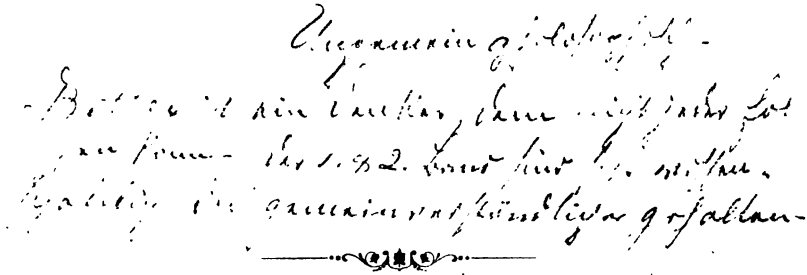
In einem ersten Band sahen wir, daß von einem Fortschritt nur in Gott die Rede sein kann, und wir besprachen die Grenzen der Wissenschaft und die Ohnmacht der materialistischen Weltanschauung.

Im zweiten Band haben wir uns einige göttliche Gesetze angesehen und dabei erkannt, daß wir nur im Gesetz und kraft des Gesetzes existieren, und daß folglich jede Empörung gegen das Gesetz selbstmörderische Thorheit ist.

Endlich fanden wir in diesem dritten Band hinter dieser Vergänglichkeit und hinter allen Formen des Seins eine unvergängliche und ewige Natur und erkannten, das diese ewige Natur die Himmel sind.

Haben diese nicht direkt unter die übliche Kategorie des Erbaulichen fallenden und dazu mangelhaften und fragmentarischen Darstellungen einen wirklichen Wert für unser Seelenleben, und können sie uns zu einem Wachsen und Zunehmen am inwendigen Menschen in Christo verhelfen? Nein! — wenn sie nur als mehr oder weniger interessanten Ansichten aufgefaßt werden. Ja! — wenn daraus und dadurch Gott uns immer größer wird und wir uns immer kleiner werden, wenn dabei die Erde uns immer mehr zu einem Vergänglichen er-

blaßt, der Himmel aber immer mehr zu einer wahren und ſubſtantiellen Heimat wird, nach der wir von immer ſtärkerem Heimweh ergriffen werden, dieſem ſicheren Zeichen, daß wir in den Himmel gehören und einſt in den Himmel kommen werden. — Das walte Gott.



Druck von Velhagen & Klaſing in Bielefeld.